Opp. 448 (8

<3660427230001 4

<3660427230001 4

Bayer. Staatsbibliothek

Voltaire's

sämtliche

Schriften.

Achter Band.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1787.

Wb 44/2509

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Versuch

einer

Schilderung der Sitten

und des

Geistes der Nationen

worbei die

Hauptthatsachen in der Geschichte von Karl dem Grossen an bis zu Ludwig XIII. aufgestellt werden.

Fünfter Theil.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Von den Entdekkungen der Portugiesen : Seite 1:18.

Zweites Kapitel. Von Japan 18:30.

Drittes Kapitel. Von Indien disseits und jenseits dem Ganges; von den verschiednen Menschengattungen daselbst, und von den Gebräuchen derselben : : 30:45.

Viertes Kapitel. Von Aethyopien oder Abyssinien : 46:52.

Fünftes Kapitel. Von Kolumb und Amerika : : 52:74.

Sechstes Kapitel. Unnüze Streitigkeiten: Wie Amerika ist bevölkert worden? Wesentlicher Unterschied zwischen Amerika und der alten Welt. Religion. Menschenfresser. Ursachen, warum die neue Welt weniger bevölkert ist, als die alte : : : 74:87.

Siebentes Kapitel. Von Fernando Kortes : : S. 88:102.

Inhalt.

Achtes Kapitel. Eroberung von Peru . . . S. 103–118.

Neuntes Kapitel. Erste Reise um die Welt . . . 119–125.

Zehntes Kapitel. Von Brasilien 125–129.

Elftes Kapitel. Von den Besitzungen der Franzosen in Amerika 129–144.

Zwölftes Kapitel. Von den Französischen Inseln, und den Flibüstiers . . . 144–156.

Dreizehntes Kapitel. Von den Besitzungen der Engländer und Holländer in Amerika . 156–169.

Vierzehntes Kapitel. Von Paraguaï. Von der Herrschaft der Jesuiten in diesem Theil von Amerika; von ihren Streitigkeiten mit den Spaniern und Portugiesen 170–183.

Fünfzehntes Kapitel. Zustand von Asien zu den Zeiten der Entdekkungen der Portugiesen 183–195.

Sechzehntes Kapitel. Von den Tatarn . . . 196–198.

Siebzehntes Kapitel. Vom Mogol . . . 199–209.

Achtzehntes Kapitel. Von Persien, und seiner Staatsverände-

Inhalt.

rung im sechszehnten Jahrhunderte. Von seinen Gebräuchen, seinen Sitten, u. s. w. S. 210–220.

Neunzehntes Kapitel. Von dem Osmannischen Reiche im sechszehnten Jahrhunderte. Seine Gebräuche, Regierungsform und Einkünfte 220–235.

Zwanzigstes Kapitel Von der Schlacht bei Lepanto 236–243.

Einundzwanzigstes Kapitel. Von den Afrikanischen Küsten 244–248.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Von dem Königreiche Fes und Marokko 248–254.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Von dem Könige Philipp dem II. von Spanien 254–271.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Gründung der Republik der vereinigten Niederlande 272–297.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Verfolg der Regierung Philipp's des II. Unglük des Königs Dom Sebastian von Portugal 297–308.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Von dem Angrif auf England, womit Philipp der II. umging.

Inhalt.

Von der unüberwindlichen Flotte.
Von der Gewalt Philipp's des II.
in Frankreich. Untersuchung des
Todes des Don Carlos. ‚ S. 309‚325.

Siebenundzwanzigstes Kapi-
tel. Von den Engländern unter
Eduard dem VI., Marie, und
Elisabet ‚ ‚ ‚ 326‚333.

Achtundzwanzigstes Kapitel.
Von der Königin Elisabet ‚ 333‚348.

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Von der Königin Marie Stuart 349‚363.

Dreissigstes Kapitel. Von Frank-
reich gegen das Ende des sechszehn-
ten Jahrh., unter Franz dem II. 363‚372.

Einunddreissigstes Kapitel.
Von Frankreich. Karl's des IX.
Minderjährigkeit ‚ ‚ 372‚400.

Zweiunddreissigstes Kapitel.
Hauptereignisse auf der Triden-
nischen Kirchenversammlung, sum-
marisch dargestellt ‚ ‚ 400‚435.

Dreiunddreissigstes Kapitel.
Von Frankreich unter Heinrich
dem III. Seine Entweichung.
Seine Versezung nach Polen.
Seine Rükkehr nach Frankreich.
Sitten der damaligen Zeit. Ligue.
Meuchelmorde. Ermordung des
Königs. Merkwürdige Anekdoten 436‚470.

Erstes

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Von den Entdekkungen der Portugiesen.

Bis hierher haben wir fast nichts gesehn, als Menschen, deren Ehrgeiz die bekannte Welt beunruhigte, oder sich um dieselbe zankte. Ein Ehrgeiz, der der Welt nüzlicher zu sein schien, in der Folge aber nicht minder verderblich war, bewog endlich die menschliche Betriebsamkeit, neue Länder und neue Meere aufzusuchen.

Es ist bekannt, daß die Richtung des Magnets nach dem Nordpol, welche den gelehrtesten Völkern so lange unbekannt geblieben war, in den Zeiten der Unwissenheit, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, entdekt wurde. Flavio Goja, ein Einwohner von Amalfi im Königreich Neapel, erfand bald nachher den Kompas. Er bezeichnete die Ma-

guetnadel mit einer Lilie, als dem Wapenzierat der Könige von Neapel, die aus dem Hause Frankreich stammten.

Diese Erfindung blieb lange Zeit ungenuzt, und die Verse, welche Fauchet anführt, um zu beweisen, daß man sich derselben, vor dem Jahre 1300, bediente, sind wahrscheinlicherweise aus dem vierzehnten Jahrhunderte.

Schon um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hatte man die Kanarischen Inseln, ohne Hülfe des Kompasses gefunden. Diese Inseln, welche zu Ptolomäus und Plinius Zeiten die glüklichen Inseln hiessen, wurden von den Römern besucht, als diese Herren vom Tengitanischen Afrika waren, wovon sie nicht weit entfernt liegen. Als aber der Verfall des Römischen Reichs alle Gemeinschaft der Abendländischen Nationen untereinander unterbrochen hatte, als welche nun eine der andern ganz fremd wurden, gingen diese Inseln für uns verloren. Um das Jahr 1300 fanden sie einige Biscayer wieder.

Der Prinz von Spanien Ludwig de la Cerda, ein Sohn desjenigen, der den Thron verlor, verlangte, weil er nicht König von Spanien werden konnte, im Jahre 1306, von

dem Pabst Klemens dem V., den Titel eines Königs der glüklichen Inseln. Weil nun damals die Päbste alle wirkliche und eingebildete Königreiche vergeben wollten, so krönte ihn Klemens der VI. in Avignon zum König dieser Inseln. La Cerda wollte aber lieber in Frankreich bleiben, wo er Zuflucht gefunden hatte, als nach den glüklichen Inseln reisen.

Den ersten bewiesnen Gebrauch des Kompasses machten Engländer unter des Königs Eduard's des III. Regierung. Das Wenige von Wissenschaften, was sich unter den Menschen erhalten hatte, war in den Klöstern verborgen. Ein Mönch von Oxford, Namens Linna, ein geschikter Sternkundiger für damalige Zeiten, kam bis nach Island, und zeichnete Karten von den mitternächtlichen Meeren, deren man sich hernach, unter Heinrich's des VI. Regierung bediente.

Aber im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts geschahen erst die grossen und nüzlichen Entdekkungen. Der Prinz Heinrich von Portugall, des Königs Johann's des I. Sohn, der dieselben anfing, machte seinen Namen berühmter, als die Namen aller seiner Zeitgenossen. Er war

ein Philosoph, und sezte seine Weisheit darin, der Welt Gutes zu thun. Das Talent, wohlzuthun, war sein Wahlspruch.

Fünf Grade diesseits unserm Wendekreise ist ein Vorgebirge, welches in das Atlantische Meer hineinragt, und bis dahin das Ende aller bekannten Seefahrten gewesen war. Es hies das Kap Non. Diese einsylbigte Benennung gab zu verstehn, daß man es nicht umschiffen könnte.

Der Prinz Heinrich fand Piloten, welche dreist genug waren, dieses Kap zu umschiffen, und bis zum Vorgebirge Boyador vorzudringen, welches nur zwei Grade vom Wendekreise liegt. Weil aber dieses Lezte sich hundertundzwanzig Meilen weit in die See hinein erstrekt, und von allen Seiten mit Felsklippen, Sandbänken und einem stürmischen Meer umgeben ist, so verloren die Piloten den Mut. Der Prinz, den nichts mutlos machte, schikte andre dahin. Diese konnten es zwar nicht umschiffen, fanden aber, als sie über das grosse
1419. Meer zurükkamen, die Insel Madera, welche die Karthager unstreitig gekannt hatten, und welche man, auf einen übertriebnen Bericht, für eine ungeheure grosse Insel gehalten hat-

se, die, durch neue Uebertreibung, in der Einbildung einiger Neuern, für Amerika selbst ist gehalten worden. Man gab ihr den Namen Madera, weil sie mit Holz bedekt war, und Madera Holz bedeutet, daher meine Landsleute das Wort *Madrier*, ein dikkes Brett, oder Bohle, haben. Der Prinz Heinrich lies daselbst Griechische Weinstökke pflanzen, und Zukkerrohr, das er aus Sicilien und Cypern nam, wohin die Araber es aus Indien gebracht hatten. Dieses Zukkerrohr hat man nachher in die Amerikanischen Inseln verpflanzt, die heut zu Tage Europa damit verlegen.

Der Prinz Heinrich behielt Madera, musste aber die Kanarischen Inseln, deren er sich bemächtigt hatte, an die Spanier abtreten, welche das Recht Ludwig's de la Cerda, und Klemens des V. Bulle, gelten machten.

Das Kap Boyador hatte alle Piloten in solche Schrekken gesezt, daß, binnen dreizehn Jahren, Niemand einen Versuch wagte, weiter zu schiffen. Endlich flösste die Standhaftigkeit des Prinzen Heinrich's Mut ein. Man 1445.
überschifte den Wendekreis, und ging, beinahe vierhundert Meilen weiter, bis zum grünen Vorgebirge. Auf seinen Antrieb wurden die

1460. Inseln des grünen Vorgebirges, und die Azo-
1461. ren, entdekt. Wenn es wahr ist, daß man auf einem Felsen der Azoren eine Statue eines Mannes zu Pferde sah, der die linke Hand auf des Pferdes Hals legte, und mit der Rechten nach Westen wies, so kann man glauben, daß sich dieses Denkmal von den alten Karthagern herschrieb. Die Inschrift, deren Buchstaben unkenntlich sind, scheint dieser Meinung günstig zu sein.

Fast alle Küsten von Afrika, die man entdekt hatte, standen unter der Botmässigkeit der Kaiser von Marokks, welche, von der Meerenge bei Gibraltar, bis an den Flus Senegal, ihre Herrschaft und ihre Sekte, mitten durch die Wüsten, ausbreiteten. Aber das Land war nicht sonderlich bevölkert, und die Einwohner erhoben sich nur wenig über die Thiere. Als man über den Senegal gekommen war, sahe man mit Verwunderung, daß die Menschen südwärts von diesem Flusse ganz schwarz sind, da sie doch auf der nördlichen Seite desselben aschfarbig waren.

Das Geschlecht der Negern ist eine von der unsrigen verschiedne Menschengattung, wie die Rasse der Schooshunde von den Wind-

hunden verschieden ist. Die Schleimhaut, dies ses von der Natur zwischen den Muskeln und der Haut ausgebreitete Zellengewebe, ist bei uns weis, bei den Negern schwarz, und wie der bei andern Menschengattungen kupferfarbig. Der berühmte Ruisch war der erste in unsern Tagen, der, bei der Zergliederung eines Negers in Amsterdam, die Geschiklichkeit hatte, dieses ganze Zellengewebe abzustreifen. Der Zaar Peter kaufte dasselbe; Ruisch behielt aber ein kleines Strük davon, das ich gesehn habe, und das einer schwarzen Gaze, oder seidnem Flor, glich. Wenn sich ein Neger verbrennt, so wird seine Haut braun, falls die Schleimhaut verlezt ist, wo nicht, so wächst die Haut schwarz wieder. Die Form ihrer Augen ist nicht die unsrige. Ihre schwarze Wolle hat keine Aehnlichkeit mit unsren Haaren, und wenn ihr Verstand nicht von einer andern Gattung ist, als der unsrige, so steht er demselben doch weit nach. Sie sind keiner grossen Aufmerksamkeit fähig; können gar nicht kombiniren, und scheinen weder für die Vortheile, noch für die Misbräuche, unsrer Philosophie gemacht zu sein. Sie gehören ursprünglich in diesem Theil von Afrika

zu Hause, wie die Elephanten und die Affen; sind kriegrisch, verwegen, und grausam in dem Kaiserthum Marokko, oft selbst den braunen Truppen überlegen, die man dort Weisse nennt, und glauben, in Guinea geboren zu sein, um an die Weissen verkauft zu werden, und denselben zu dienen.

Es giebt verschiedne Arten von Negern. Die von Guinea, die von Aethiopien, die von Madagaskar, und die aus Indien sind nicht einerlei. Die schwarzen aus Guinea und Kongo haben Wolle, die andern lange Haare. Die schwarzen Völkerschaften, welche das wenigste Verkehr mit den andern Nationen hatten, kannten gar keinen Gottesdienst. Die unterste Stufe der Dummheit ist, wenn man blos für das Gegenwärtige und für körperliche Bedürfnisse Sinn hat. Dies war der Zustand verschiedner Nationen, und hauptsächlich der Insulaner. Die zweite Stufe ist, nur halb in die Zukunft zu sehn, keine feststehende Gesellschaft auszumachen, die Sterne mit Bewunderung zu betrachten, und einige Feste, oder Lustbarkeiten zu begehen, bei der Rükkehr gewisser Jahrszeiten, oder bei der Erscheinung gewisser Sterne, ohne weiter zu

denken, und ohne irgend einen deutlichen Begrif zu haben. Zwischen diesen beiden Stufen von Blödsinn und aufkeimender Vernunft hat mehr als Eine Nation Jahrhunderte gelebt.

Die Entdekkungen der Portugiesen waren bis dahin mehr merkwürdig, als nüzlich. Die Inseln mussten bevölkert werden, und der Handel auf den westlichen Küsten von Afrika brachte keine grosse Vortheile. Endlich fand man, unter dem Könige Johann dem II., Gold auf den Küsten von Guinea, aber nur in geringer Menge. Daher gab man in der Folge den Münzen, welche die Engländer aus dem, in diesem Lande gefundnen, Golde schlagen liessen, den Namen Guineen.

Die Portugiesen, welche allein den Ruhm hatten, für uns die Grenzen der Erde weiter hinauszurükken, passirten die Linie, und entdekten das Königreich Kongo; und nun erblikte man einen neuen Himmel und neue Sterne.

Die Europäer sahen nun zum erstenmal den Südpol, und die vier nächsten Sterne um denselben. Es war auffallend sonderbar, daß der berühmte Dante, länger als hundert Jahre vorher, von diesen vier Sternen

gesprochen hatte. Ich wandte mich zur rechten Hand, sagt er in dem ersten Gesange seines Fegefeuers, und betrachtete den andern Pol. Ich sahe daselbst vier Sterne, die niemals waren bekannt gewesen, als in den allerersten Jahren der Welt. Diese Weissagung schien weit zuversichtlicher, als die Weissagung des Trauerspieldichters Seneka, der, in seiner Medea, sagt: Einst wird das Weltmeer nicht mehr die Nationen trennen; ein neuer Typhis wird eine neue Welt entdekken, und Thule nicht mehr die Grenze der Erde seyn.

Dieser unbestimmte Einfall des Seneka ist blos eine wahrscheinliche Hofnung, die sich auf die Fortschritte gründet, die man in der Schiffahrt machen konnte, und die Weissagung des Dante hat wirklich nicht den geringsten Bezug auf die Entdekkungen der Portugiesen und der Spanier. Je deutlicher diese Weissagung ist, desto weniger ist sie wahr. Nur durch einen seltsamen Eigensinn des Zufalls finden sich der Südpol und diese vier Sterne in dem Gedichte des Dante angekündigt. Er sprach nur in einem figürlichen Sinne;

sein Gedicht ist nichts, als eine immerwährende Allegorie. Dieser Pol ist bei ihm das irdische Paradies; die vier Sterne, die nur den ersten Menschen bekannt waren, sind die vier Haupttugenden, welche mit dem goldenen Alter der Unschuld verschwunden sind. Wenn man so den meisten Weissagungen, wovon so viel Bücher angefüllt sind, auf den Grund ginge, so würde man finden, daß nichts irgend jemals ist geweissagt worden, und daß die Kenntnis der Zukunft nur Gott beiwohnt, und denen, die seine Eingebung haben. Hätte man aber diese Prophezeihung des Dante nötig gehabt, um irgend ein Recht darauf zu gründen, oder eine Meinung damit zu beweisen, wie würde man nicht diese Weissagung gelten gemacht! wie unumstöslich würde sie geschienen haben! mit welchem Eifer würde man diejenigen unterdrükt haben, die ihr eine vernünftigere Deutung gegeben hätten!

Man wusste vorher nicht, ob sich die Magnetnadel nach dem Südpol wenden würde, wenn sie demselben nahe käme; sie behielt aber ihre Richtung nach Norden unbeweglich. Man drang bis an die Spize von Afrika vor, 1486. wo das Vorgebirge der Gewitter mehr Schrek-

gesprochen hatte. Ich wandte mich zur rechten Hand, sagt er in dem ersten Gesange seines Fegefeuers, und betrachtete den andern Pol. Ich sahe daselbst vier Sterne, die niemals waren bekannt gewesen, als in den allerersten Jahren der Welt. Diese Weissagung schien weit zuversichtlicher, als die Weissagung des Trauerspieldichters Seneka, der, in seiner Medea, sagt: Einst wird das Weltmeer nicht mehr die Nationen trennen; ein neuer Typhis wird eine neue Welt entdekken, und Thule nicht mehr die Grenze der Erde seyn.

Dieser unbestimmte Einfall des Seneka ist blos eine wahrscheinliche Hofnung, die sich auf die Fortschritte gründet, die man in der Schiffahrt machen konnte, und die Weissagung des Dante hat wirklich nicht den geringsten Bezug auf die Entdekkungen der Portugiesen und der Spanier. Je deutlicher diese Weissagung ist, desto weniger ist sie wahr. Nur durch einen seltsamen Eigensinn des Zufalls finden sich der Südpol und diese vier Sterne in dem Gedichte des Dante angekündigt. Er sprach nur in einem figürlichen Sinne;

sein Gedicht ist nichts, als eine immerwährende Allegorie. Dieser Pol ist bei ihm das irdische Paradies; die vier Sterne, die nur den ersten Menschen bekannt waren, sind die vier Haupttugenden, welche mit dem goldenen Alter der Unschuld verschwunden sind. Wenn man so den meisten Weissagungen, wovon so viel Bücher angefüllt sind, auf den Grund ginge, so würde man finden, daß nichts irgend jemals ist geweissagt worden, und daß die Kenntnis der Zukunft nur Gott beiwohnt, und denen, die seine Eingebung haben. Hätte man aber diese Prophezeihung des Dante nötig gehabt, um irgend ein Recht darauf zu gründen, oder eine Meinung damit zu beweisen, wie würde man nicht diese Weissagung gelten gemacht! wie unumstöslich würde sie geschienen haben! mit welchem Eifer würde man diejenigen unterdrükt haben, die ihr eine vernünftigere Deutung gegeben hätten!

Man wusste vorher nicht, ob sich die Magnetnadel nach dem Südpol wenden würde, wenn sie demselben nahe käme; sie behielt aber ihre Richtung nach Norden unbeweglich. Man drang bis an die Spize von Afrika vor, 1486. wo das Vorgebirge der Gewitter mehr Schrek-

ten einjagte, als das Vorgebirge Boyedor; aber dem Könige gab es die Hofnung, daß er, jenseit demselben, einen Weg finden würde, um Afrika herumzukommen, und nach Indien handeln zu können. Es ward also das Vorgebirge der guten Hofnung genannt, und der Name täuschte nicht. Der König Emanuel, dieser Erbe der edlen Entwürfe seiner Väter, schikte bald, obgleich ganz Portugal Gegenvorstellungen that, eine kleine Flotte von vier Schiffen, unter Anführung des Vasco de Gama, ab, dessen Name, durch diese Fahrt, unsterblich geworden ist.

Die Portugiesen veranstalteten damals keine Niederlassungen auf diesem berühmten Vorgebirge, welches die Holländer nachher zu einem der angenemsten Wohnörter auf Erden gemacht haben, und wo sie alle Erzeugnisse der vier Welttheile mit Vortheil bauen.

Die Einwohner des Landes glichen weder den Weissen, noch den Negern. Sie waren alle von dunkler Olivenfarbe, und hatten alle Haare. Ihre Sprachorgane sind von den unsrigen verschieden. Sie machen ein Stammeln und Kollern, wenn sie sprechen, welches ihnen andre Menschen nicht nachmachen können.

Diese Völker waren keine Menschenfresser; ihre Sitten waren, im Gegentheil, sanft und voller Unschuld. Es ist unstreitig, daß sie den Gebrauch ihrer Vernunft nicht so weit getrieben hatten, daß sie ein höchstes Wesen anerkannten. Sie standen auf der Stufe der Dummheit, welche eine unförmliche, blos auf gemeinschaftliche Bedürfnisse gegründete, Gesellschaft zulässt. Doktor Peter Kolbe, der so lange unter ihnen umher gereist ist, hat sich überzeugt, daß diese Leute von der Ketura, einer von Abraham's Weibern herkommen, und daß sie einen kleinen Hirschkäfer anbeten. Man weis wohl nur sehr wenig von ihrer Theologie, und was ihren Stammbaum anbetrift, so weis ich nicht, ob Peter Kolbe gute Nachrichten darüber gehabt hat.

Wenn die Beschneidung die ersten Philosophen, welche nach Aegypten und Kolchis reisten, in Erstaunen sezen musste, so mus die Operation, welche die Hottentotten vornemen, noch mehr in Erstaunen sezen. Man schneidet nemlich, seit undenklichen Zeiten jedem Knaben einen Testikel aus, ohne daß die Leute wissen, warum und wie diese Gewohnheit bei ihnen eingeführt worden ist. Einige derselben

haben den Holländern gesagt, dieser Schnitt machte sie leichter zum Laufen; andre haben behauptet, die aromatischen Kräuter, die man, statt des herausgenommnen Testikels, einstopft, vermehrten die männliche Stärke. Es ist gewis, daß sie nur schlechte Gründe dafür anführen können, und einen solchem Ursprung haben sehr viele Gewohnheiten auf dem ganzen Erdboden.

1497. Nachdem Gama die Spize von Afrika umschift hatte, und durch die unbekannten Meere gegen die Linie hinaufgesegelt war, war er den Steinbok noch nicht wieder vorbeigekommen, als er, um die Gegend von Sofala, polizirte Völker fand, welche Arabisch sprachen. Von der Höhe der Kanarischen Inseln bis nach Sofala, hatten Menschen, Thiere, Pflanzen, kurz alles, von einer ganz neuen Art zu sein geschienen. Das Erstaunen war unbeschreiblich, wieder Menschen zu finden, welche denen vom bekannten festen Lande glichen. Die Muhammedanische Religion hatte eben angefangen, unter denselben bekannt zu werden. Es begegneten sich also hier, an einem Ende der Erde, die Musulmanen und die Christen; jene, indem sie von Osten, und

diese, indem sie von Westen, nach Afrika gekommen waren.

Nachdem Gama endlich, unter dem vier- 1498.
zehnten Grad südlicher Breite, Muhammedanische Piloten gefunden hatte, landete er in dem grossen Indien, im Königreiche Kalikut, nachdem er eine Küstenstrekke von mehr als funfzehnhundert Meilen untersucht hatte.

Diese Fahrt des Gama gab dem Handel der alten Welt eine andre Gestalt. Alexander, den einige Schreier für einen blossen Zerstörer ausgegeben haben, und der doch mehr Städte anlegte, als er deren zu Grunde richtete, dieser Mann, der, ungeachtet seiner Laster, den Namen des Grossen, ohne Widerrede, verdient, hatte seine Stadt Alexandria dazu bestimmt, der Mittelpunkt des Handels, und das Vereinigungsband der Nationen zu sein; und sie war es auch in der That gewesen, sowohl unter den Ptolomäern, als unter den Römern und unter den Arabern. Sie war die Niederlage für Aegypten, Europa und Indien. Venedig zog, im funfzehnten Jahrhunderte, fast allein die Waaren des Orients und des Südens, aus Alexandria, und bereicherte sich, durch diese Betriebsamkeit,

und durch die Unwissenheit der andern Christen, auf Kosten des übrigen Europa. Ohne die Fahrt des Vasco de Gama würde diese Republik bald die überlegenste Macht von Europa geworden sein; aber die Durchfahrt am Vorgebirge der guten Hofnung leitete die Quelle ihrer Reichthümer ab.

Die Fürsten hatten bis dahin Krieg geführt, um Länder an sich zu reissen; nun führte man Krieg, um Handelskomtore anzulegen. Seit dem Jahre 1500 konnte man zu Kalikut keinen Pfeffer bekommen, ohne Blut zu vergiessen.

Alphons von Albuquerque, und andre berühmte Portugiesische Kapitäne in geringer Anzal, stritten mit den Königen von Kalikut, von Ormus, und von Siam, und schlugen die Flotte des Sultans von Aegypten. Die Venediger, denen eben so viel, als den Aegyptern, daran gelegen war, die Fortschritte der Portugiesen zu verhindern, hatten diesem Sultan den Vorschlag gethan, die Erdzunge von Suez, auf ihre Kosten, durchstechen zu lassen, und einen Kanal zu graben, der den Nil aus mit dem roten Meer vereinigt hätte.

Durch dieses Unternemen wären sie Meister vom Indischen Handel geblieben, aber das

grosse

grosse Vorhaben ward, durch die Schwierig-
keit, rükgängig, unterdessen daß Albuquer- 1510.
que die Stadt Goa diesseits dem Ganges,
Malakka im sogenannten goldnen Chersones,
Aden am Eingange des roten Meers, auf 1511.
den Küsten des glükseligen Arabiens, und end-
lich auch Ormus im Meerbusen von Persien, 1513.
wegnam.

Bald sezten sich die Portugiesen auf allen
Küsten der Insel Ceilan fest, wo der herr- 1514.
lichste Zimmt wächst, und die schönsten Ru-
binen des Orients gefunden werden. Sie
hatten Handelshäuser zu Bengalen, trieben
Verkehr bis nach Siam, und legten die Stadt
Makao, auf der Grenze von China, an.
Ihre Schiffe besuchten das östliche Aethiopien,
und die Küsten des roten Meers. Die Mo-
lukkischen Inseln, diese einzige Gegend auf Er-
den, wo die Natur Gewürznelken wachsen
lies, wurden von ihnen entdekt und erobert.
Unterhandlungen und Schlachten bewirkten
diese neue Niederlassungen, und dieser neue
Handel musste daselbst, mit gewafneter Hand,
geführt werden.

Die Portugiesen, welche, in weniger, als
funfzig Jahren, fünftausend Meilen Landes

an Küsten entdekt hatten, wurden Meister des Handels über das Aethiopische und Atlantische Meer. Um das Jahr 1540 hatten sie beträchtliche Niederlassungen, von den Molukkischen Inseln bis zum Persischen Meerbusen, in einer Strekke von sechszig Grad Länge. Alles, was die Natur nüzliches, seltnes und angenemes hervorbringt, ward von ihnen, mit weit geringern Kosten, als Venedig es thun konnte, nach Europa gebracht. Die Fahrt vom Tajus zum Ganges war eine besuchte Heerstrasse. Siam und Portugall waren Bundesgenossen.

Zweites Kapitel.

Von Japan.

Die Portugiesen, die sich, als reiche Kaufleute, und als Könige, auf den Küsten von Indien, und in der Halbinsel des Ganges, niedergelassen hatten, kamen endlich auch, im Jahre 1538 auf die Japanischen Inseln.

Japan ist der Aufmerksamkeit eines Philosophen nicht minder würdig, als alle übrige Indische Länder. Dieses Land hätte uns, schon

im dreizehnten Jahrhunderte, aus dem Bericht des berühmten Marco Paolo bekannt seiu müssen. Dieser Venediger war zu Lande nach Schina gereist, hatte lange, unter einem von des Dschingiskan Söhnen, gedient, und bekam die erste Kenntnis von diesen Inseln, die wir Japan, er aber Zipangri, nennen. Seine Zeitgenossen aber, die sich übrigens die ungehirntesten Märchen aufheften liessen, glaubten die Wahrheiten nicht, die Marco Paolo ihnen ankündigte. Seine Handschrift blieb lange unbekannt liegen; endlich fiel sie dem Christoph Colomb in die Hände, und trug nicht wenig zur Bestätigung seiner Hofnung bei, eine neue Welt zu entdekken, welche den Orient mit dem Occident vereinigte. Colomb irrte nur in dem einzigen Punkt, daß Japan mit der von ihm zu entdekkenden Halbkugel zusammenhinge.

Dieses Königreich ist die Grenze unsers festen Landes, so wie wir, am entgegengesezten Ende, die Grenze desselben ausmachen. Ich weis nicht, warum man die Japaner unsre Gegenfüssler in der Moral genannt hat. Solche Gegenfüssler giebt es nicht unter den Völkern, die ihre Vernunft zu brauchen wis-

sen. Die in Japan am meisten begünstigte Religion nimmt Belohnungen und Strafen nach dem Tode an. Ihre vornemsten Gebote, die sie göttliche nennen, sind genau die unsrigen. Lügen, Unmässigkeit, Diebstal und Mord sind in gleichem Grade verboten; es ist das Gesez der Natur in ausdrükliche bürgerliche Gesezе verwandelt. Sie fügen noch das Gebot der Mässigkeit hinzu, welches alle starke Getränke verbietet, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen; und sie dehnen das Verbot des Todtschlages bis auf die Thiere aus. Saka, der ihnen dieses Gesez gab, lebte ungefähr tausend Jahr vor unsrer Zeitrechnung. Sie sind also in der Moral, blos durch das Gebot, die Thiere zu schonen, von uns unterschieden. Wenn sie viele Fabeln haben, so gleichen sie darin allen Völkern, und auch uns, die wir, vor dem Christenthum, nichts als grobe Märchen kannten, und sogar unsre heilige Religion nur zu sehr damit verunzierten. Wenn ihre Gebräuche von den unsrigen unterschieden sind, so sind es alle Gebräuche der Morgenländischen Nationen, von den Dardanellen bis an das Ende von Korea, nicht weniger.

Gleichwie die Grundlage der Moral, bei allen Völkern einerlei ist, so giebt es auch Gebräuche des bürgerlichen Lebens, die man auf dem ganzen Erdboden eingeführt findet. Man besucht sich, zum Beispiel, in Japan, am ersten Tage des Jahres, und macht einander Geschenke, wie in Europa. An Festtagen kommen Freunde und Verwandte unter sich zusammen.

Sonderbarer ist es, daß ihre Regierungsform, zweitausend und vierhundert Jahre hindurch, der Regierungsform des Musulmanischen Kalifen, und des heutigen Roms, gleich gewesen ist. Die Häupter der Religion sind, bei den Japanern länger, als bei irgend einer Nation auf Erden, die Häupter des Reichs gewesen. Die unbestrittne Folgereihe ihrer Hohenpriester, die zugleich ihre Könige waren, steigt bis auf sechshundertundsechszig Jahre vor unsrer Zeitrechnung hinauf. Nachdem aber die Laien nach und nach Theil an der Regierung genommen hatten, bemächtigten sie sich derselben gänzlich, gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, ohne es doch zu wagen, das Geschlecht und den Namen der Hohenpriester auszurotten, deren ganze

Gewalt sie an sich gerissen haben. Ein solcher geistlicher Kaiser, der Dairi genannt wird, ist ein ohn' Unterlas angebeteter Göze, und der General des Reichs, der der wirkliche Kaiser ist, hält den Dairi, mit grosser Ehrfurcht, in einer standesmässigen Gefangenschaft. Was die Türken zu Bagdad gethan haben, und die Teutschen Kaiser zu Rom thun wollten, das haben die Taikosamas zu Japan gethan.

Die menschliche Natur, deren Grund überall der nemliche ist, hat noch andre Aehnlichkeiten zwischen diesen Völkern und uns hervorgebracht. Sie haben den Aberglauben, an Zaubereien zu glauben, den wir so lange gehabt haben. Man findet bei ihnen Wallfahrten, und selbst die Feuerproben, die ehmals einen Theil unsrer Rechtspflege ausmachten, und endlich versezen sie auch ihre grosse Männer in den Himmel, wie die Griechen und Römer. Ihr Hoherpriester ganz allein hat, wie der Hoheprieſter des heutigen Roms (wenn uns diese Vergleichung erlaubt ist) das Recht, zu vergöttern, und den Menschen, die er dessen würdig hält, Tempel zu weihen. Die Geistlichen sind, in allen Stükken, von

den Weltlichen ausgezeichnet. Es herrscht zwischen diesen beiden Ständen wechselseitiger Has und Verachtung, wie an allen andern Orten. Sie haben dort, seit sehr langer Zeit, Mönche, Einsiedler und sogar Stiftungen, die von unsern militärischen Orden nicht sehr abweichen; denn es gab daselbst eine alte Gesellschaft von Klausnern, welche Gelübde thaten, für die Religion zu kämpfen.

Indessen war, ungeachtet dieser Stiftung, welche bürgerliche Kriege anzukündigen scheint, wie sie der Teutsche Orden in Preussen, in Europa, veranlasst hat, die Gewissensfreiheit in diesem Lande, so gut, als in dem übrigen Morgenlande, eingeführt. Japan war in verschiedne Sekten eingetheilt, ob es gleich unter einem Könige stand, der zugleich Hoherpriester war. Aber alle Sekten hatten einerlei moralische Grundsäze. Die, welche die Seelenwanderung glaubten, und die, welche sie nicht annamen, enthielten sich, und enthalten sich noch heut zu Tage, das Fleisch der Thiere zu essen, welche dem Menschen Dienste leisten. Die ganze Nation nährt sich von Reis und Hülsenfrüchten, Obst und Fischen, und diese

Mäßigkeit scheint bei ihnen eher Tugend, als Aberglaube, zu sein.

Die Lehre des Confu-tsee hat in diesem Reiche grosse Fortschritte gemacht. Da sie sich ganz auf einfache Moral einschränkte, so hat sie bei allen denen grossen Beifall gefunden, die nicht den Bonzen anhängen, und das ist immer der vernünftigste Theil der Nation. Man glaubt, daß die Ausbreitung dieser Philosophie nicht wenig dazu beigetragen hat, die Gewalt des Dairi zu vernichten. Der Kaiser, der im Jahre 1700 regierte, hatte keine andre Religion, als diese.

Es scheint, daß man von dieser Lehre des Confu-tsee in Japan mehr Misbrauch macht, als in China. Die Japanischen Philosophen betrachten den Selbstmord, als eine tugendhafte Handlung, wenn er der Gesellschaft keinen Schaden bringt. Die stolze und heftige Gemütsart dieser Insulaner führt oft diese Theorie praktisch aus, und macht den Selbstmord in Japan gemeiner, als in England.

Nach der Bemerkung des wahrheitliebenden und gelehrten Reisenden Kämpfer, herrschte immer Gewissensfreiheit in Japan, wie fast in dem ganzen übrigen Asien. Viele

fremde Religionen waren ungestört in Japan eingeführt worden. Gott erlaubte also, daß dem Evangelium, in allen diesen weitläuftigen Gegenden, der Weg offen stände. Es ist allgemein bekannt, daß dasselbe, gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, in der Hälfte dieses Reichs überaus grosse Fortschritte machte.

Der Erste, welcher diesen Saamen ausstreute, war der berühmte Portugiesische Jesuit Franz Xaver, ein Mann von mutigem und unermüdlichem Eifer. Er reiste mit den Kaufleuten in verschiedne Inseln von Japan, bald als ein Pilger, und bald in dem prächtigen Aufzuge eines vom Pabste abgeordneten Apostolischen Vikar's. Weil er sich aber eines Dollmetschers bedienen musste, so machte er anfänglich nicht sonderliche Fortschritte. Ich verstehe dieses Volk nicht, sagt er in seinen Briefen, und es versteht mich nicht; wir buchstabiren zusammen, wie die Kinder.

Nach diesem Geständnis hätten die Geschichtschreiber seines Lebenslaufs ihm nicht die Gabe der Sprachen zuschreiben sollen; auch musssten sie ihren Lesern nicht so verächtlich begegnen, und erzählen, daß, als Xaver sein

Kruciſix verloren hatte, ihm daſſelbe von einem Krebs wiedergebracht worden, daß er, in dem nemlichen Augenblik, an zwei Orten zugleich war, und daß er neun Todten auferwekte. *) Man konnte ſich damit begnügen, ſeinen Eifer, und ſeine Bemühungen, zu loben. Er lernte endlich ſo viel vom Japaniſchen, daß er ſich zur Not verſtändlich machen konnte. Die Fürſten verſchiedner Inſeln dieſes Reichs, welche gröſſtentheils über ihre Bonzen misvergnügt waren, ſahen es nicht ungern, daß fremde Prieſter kamen, und denenjenigen widerſprachen, welche ihr Amt misbrauchten. Nach und nach führte ſich die Chriſtliche Religion ein.

Die berühmte Geſandſchaft dreier Chriſtlichen Fürſten von Japan an den Pabſt Gregor den XIII. iſt vielleicht die ſchmeichelhafteſte Huldigung, die dem heiligen Stuhle jemals iſt geleiſtet worden. Dieſes ganze groſſe Land, wo man heut zu Tage das Evangelium abſchwören mus, und wo die einzigen Holländer aufgenommen werden, unter dem

*) Man ſehe den Artikel Franciſkus Xaver im philoſophiſchen Diktionnär.

Beding, keine einzige Religionshandlung zu üben, hat auf dem Punkt gestanden, ein Christliches, und vielleicht ein Portugiesisches, Reich zu werden. Unsre Priester standen daselbst in grössrer Achtung, als bei uns selber, und heut zu Tage steht ein Preis auf ihren Kopf, und zwar ein beträchtlicher Preis von etwa zwölftausend Livres.

Die Unbesonnenheit eines Portugiesischen Priesters, der einem der vornemsten Königlichen Bedienten nicht den Vortritt lassen wollte, war die erste Ursach dieser Veränderung. Die zweite war die Hartnäkkigkeit einiger Jesuiten, welche ein verhasstes Recht zu eifrig verfochten, und ein Haus nicht wieder herausgeben wollten, das ein Japanischer Herr ihnen gegeben hatte, und das der Sohn desselben zurükforderte. Die dritte war die Furcht, von den Christen unter das Joch gebracht zu werden, und diese verursachte einen bürgerlichen Krieg. Wir werden sehn, wie das Christenthum, das mit Missionen anfing, mit Schlachten endigte.

Jezt wollen wir bei dem bleiben, was Japan damals war, bei dem Alterthum, dessen sich die Japaner, wie die Schineser, rühmen,

bei der Folge von königlichen Hohenpriestern, welche auf mehr, als sechs Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung hinaufsteigt. Besonders wollen wir bemerken, daß dieses das einzige Volk von Asien ist, welches niemals überwunden worden. Man vergleicht die Japaner mit den Engländern, wegen des ihnen gemeinschaftlich eignen Insulanerstolzes, und wegen des Selbstmordes, der, wie man glaubt, in diesen beiden äussersten Enden unsrer Halbkugel so häufig ist. Aber die Japanischen Inseln sind niemals, die Grosbrittannischen aber mehr, als Einmal, unterjocht worden. Die Japaner scheinen kein Gemisch von verschiednen Völkern zu sein, wie die Engländer, und fast alle unsre Nationen, sondern ihren Ursprung aus sich selbst zu haben. Ihre Geseze, ihr Gottesdienst, ihre Sitten und ihre Sprache haben nichts von Schina; und Schina scheint ebenfalls ursprünglich durch sich selbst vorhanden zu sein, und nur erst sehr spät etwas von andern Völkern angenommen zu haben.

Dieses grosse Alterthum der Völker Asiens fällt besonders auf. Diese Völker, die Tataren ausgenommen, haben sich niemals weit ausserhalb ihren Grenzen ausgebreitet; und

hier sehn wir eine schwache, eingeschränkte, nicht sehr zalreiche, vorher in der Geschichte der Welt kaum genannte, Nation, in sehr geringer Anzal, aus dem Hafen von Lissabon kommen, alle diese ungeheure Länder entdekken, und sich mit Glanz darinnen festsezen.

Nie war den Portugiesen ein Handel vortheilhafter, als der Japanische. Sie zogen daraus, wie die Holländer versichern, jährlich dreihundert Tonnen Goldes, und bekanntlich machen hunderttausend Gulden dasjenige aus, was die Holländer eine Tonne Goldes nennen. Das war wohl sehr übertrieben; aber nach der Sorgfalt, welche diese betriebsame und unermüdete Republikaner anwenden, sich den Japanischen Handel, mit Ausschlus der übrigen Nationen, zuzueignen, scheint es, daß derselbe, besonders im Anfang, ungeheuren Vortheil brachte.

Sie kauften daselbst den besten Thee von Asien, das schönste Porzellan, grauen Ambra, Kupfer von bessrer Güte, als das unsrige, und endlich Silber und Gold, den vornemsten Gegenstand aller dieser Unternemungen. Dieses Land besizt, so wie Schina, fast alles, was wir besizen, und beinahe alles das, was

uns fehlt. Nach Verhältnis der Grösse ist es eben so volkreich, als China, und die Nation ist stolzer und kriegrischer.

Alle diese Völker waren ehmals unsern westlichen Völkern in allen Künsten des Verstandes, und in allen Handarbeiten, weit überlegen. Aber wie gut haben wir die verlorne Zeit wieder nachgeholt! Die Länder, wo ein Bramante und Michel Angelo den Peterstempel zu Rom bauten, wo ein Raphael malte, wo Newton das Unendliche berechnete, und wo Cinna und Athalie geschrieben wurden, sind die ersten Länder des Erdbodens geworden. Die andern Völker sind, in den schönen Wissenschaften, nur Barbaren, oder Kinder, troz ihres Alterthums, und troz alles, was die Natur für sie gethan hat.

Drittes Kapitel.

Von Indien diesseits und jenseits dem Ganges; von den verschiednen Menschengattungen daselbst, und von den Gebräuchen derselben.

Ich will hier nicht von dem Königreiche Siam reden, welches nicht eher recht bekannt wor-

den, als zu der Zeit, da Ludwig der XIV. eine Gesandschaft dorther bekam, und Missionare und Truppen dahin schikte, welche beide gleich unnüz waren. Auch übergeh' ich die Völker von Tunkin, Laos und Cochinchina, bis zu denen man nur selten gelangte, und zwar erst lange nach dem Zeitpunkt der Portugiesischen Unternemungen, und wo unser Handel sich niemals recht ausgebreitet hat.

Die Europäischen Potentaten, und die Kaufleute, welche sie bereichern, haben, bei allen diesen Entdekkungen, keinen andern Gegenstand vor Augen gehabt, als neue Schäze. Die Philosophen haben daselbst eine neue Welt für Sittenlehre und Naturkunde entdekt. Der leichte, und aus allen Häfen von Europa, bis an die äussersten Grenzen von Indien, immer offenstehende Weg, sezte unsre Neugier in den Stand, alles, was ihr unbekannt war, oder was sie nur unvollkommen, aus alten ungetreuen Berichten, kannte, mit eignen Augen zu betrachten.

Was für Gegenstände für denkende Menschen, jenseits dem Flusse Zayre, an dessen Ufern unzälbare Mengen von Negern wohnen, die weiten Küsten der Kaffern zu erblik-

ken, wo die Menschen olivenfarbig sind, und sich, zur Ehre der Gottheit, einen Testikel ausschneiden, unterdessen, daß die Aethiopier, und so viele andre Völker von Afrika, sich damit begnügen, einen Theil ihrer Vorhaut zum Opfer zu bringen! Wenn man hernach bis nach Sofala, Quiloa, Montbasa, und Melinde, hinaufgeht, so findet man Schwarze von andrer Art, als die Schwarzen von Nigritien, auch Weisse und Kupferfarbige, die alle unter einander Handlung treiben. Alle diese Länder sind mit Thieren und Pflanzen bedekt, die wir in unserm Himmelsstriche nicht kennen.

Mitten in den Ländern von Afrika ist eine nicht zalreiche Gattung von Menschen, welche weis sind, wie Schnee, deren Gesicht mit dem Gesichte der Neger einerlei Bildung hat, und deren zirkelrunde Augen den Augen der Rebhüner vollkommen ähnlich sind. Die Portugiesen nennen sie Albinos. Sie sind klein, schwach und schielend. Die Wolle, die ihren Kopf bedekt, und ihre Augenbraunen bildet, ist wie eine weisse und feine Baumwolle. Sie stehn, in der Stärke des Körpers und des Verstandes, unter den Negern, und die Na-

tur

tur hat sie vielleicht zwischen Neger, oder Hottentotten, und Affen gesezt, als eine von den Stufen, die dem Menschen mit dem Thiere verbinden. Vielleicht hat es auch noch schlechtere Mittelgattungen gegeben, die, ihrer Schwachheit wegen, ausgestorben sind. Wir haben zwei dieser Albinos in Frankreich gehabt, und ich selbst habe einen davon zu Paris im Hotel de Bretagne gesehn, den ein Negerhändler mitgebracht hatte. Man findet einige dieser menschenähnlichen Thiere im östlichen Asien; aber es ist eine seltne Gattung, welche von den andern Menschengattungen mitleidig gepflegt werden müsste, die aber mit nichts Mitleiden haben, was ihnen unnüz ist.

Die grosse Halbinsel Indien, welche, von den Mündungen des Nilflusses, und des Ganges, bis in die Mitte der Maldivischen Inseln reicht, ist mit zwanzig verschiednen Nationen bevölkert, deren Sitten und Religionen von einander abweichen. Die Eingebornen des Landes sind von roter Kupferfarbe. Dampierre fand hernach, auf der Insel Timor, Menschen von gelber Kupferfarbe; so abwechselnd ist die Natur. Das Erste, was Pelsart, im Jahre 1630, um die Gegend der von unsrer Halbkugel ge-

trennten Südländer, erblikte, denen man den Namen Neuholland beigelegt hat, war ein Hause von Negern, der auf den Händen, wie auf den Füssen, ihm entgegen kam. Es ist zu glauben, daß, wenn man tiefer in diese südliche Welt wird eingedrungen sein, man die Unerschöpflichkeit der Natur noch mehr wird kennen lernen. Alles wird die Sphäre unsrer Brgriffe erweitern, und die Anzal unsrer Vorurtheile vermindern.

Was nun die Küsten von Indien betrift, so wohnen, auf der Halbinsel diesseits dem Ganges, Banianen in grosser Menge, welche von den alten Brachmanen abstammen, an die alte Lehre von der Seelenwanderung, und von zwei Grundwesen, glauben, die in allen Provinzen Indien's sich ausgebreitet hat, nichts essen, was Athem schöpft, eben so hartnäkig, wie die Juden, darauf bestehen, sich mit keiner andern Nation zu vermischen, eben so alt sind, wie die Juden, und sich eben so, wie sie, mit dem Handel abgeben.

In diesen Ländern hat sich hauptsächlich die, seit undenklichen Zeiten eingeführte, Gewohnheit erhalten, vermöge welcher die Weiber sich auf den Leichnamen ihrer Männer verbrennen,

in der Hofnung, wieder zu erwachen, wie wir schon oben gesehn haben.

Gegen Surate, Cambaya, und an den Grenzen von Persien, lebten die Guebern zerstreut, diese Ueberbleibsel der alten Persier, welche Zoroaster's Religion beibehalten haben, und sich eben so wenig, als die Banianen und Hebräer, mit den andern Völkern vermischen. Man fand auch in Indien alte Jüdische Familien, von denen man glaubte, daß sie, seit ihrer ersten Zerstreuung sich daselbst niedergelassen hätten. So traf man auch, auf den Malabarischen Küsten, Nestorische Christen an, die man sehr unschiklich St. Thomas-Christen nennt. Sie wusten nicht, daß es eine Römische Kirche gab. Ehmals waren sie von einem Syrischen Patriarchen beherrscht worden. Dieses Schattenbild eines Patriarchen, welcher in Mosul, das das alte Ninive sein soll, residirte, oder vielmehr sich verkroch, ward noch von ihnen anerkannt. Diese schwache Syrische Kirche war, so wie die Kirchen von Antiochia, Jerusalem und Alexandria, von der Muhammedanischen Macht gleichsam unter ihren eignen Trümmern begraben.

Die Portugiesen brachten die Römischkatholische Religion in diese Gegenden, und stifteten ein Erzbisthum zu Goa, welches Hauptstadt und Hauptkirche zu gleicher Zeit geworden war. Man wollte die Malabarischen Christen dem heiligen Stuhl unterwerfen, konnte es aber niemals dahin bringen. Was man bei den Amerikanischen Wilden so leicht bewirken konnte, hat man, bei allen von der Römischen Kommunion getrennten Kirchen, immer vergeblich versucht.

Auf dem Wege von Ormus nach Arabien fand man Schüler des heiligen Johannes, welche nie das Evangelium gekannt hatten. Das sind die sogenannten Sabäer.

Als man hernach über das östliche Meer von Indien nach Schina und Japan kam, und im Innern des Landes sich aufhielt, wurden uns die Sitten, die Religion, und die Gebräuche der Schineser, Japaner, und der Einwohner von Siam, bekannter, als es vormals, in den Jahrhunderten unsrer Barbarei, die mit uns grenzenden Länder waren.

Dieser Unterschied zwischen den Gebräuchen des Orients, und den unsrigen, der eben so gros ist, als der Unterschied der Sprachen, ist

ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit eines Philosophen verdient. Die policirtesten Völker dieser weitläuftigen Landstriche haben nichts von unsrer Policei; ihre Künste sind nicht die unsrigen. Nahrung, Kleider, Häuser, Gärten, Geseze, Gottesdienst, Wohlstand, alles ist anders. Kann etwas unsern Gewohnheiten entgegengesezteres sein, als die Art, wie die Banianen in Hindustan Handel treiben? Die beträchtlichsten Handelsgeschäfte werden, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne zu schreiben, geschlossen, alles geschieht durch Zeichen. Wie sollten nicht so manche Orientalischen Gebräuche von den unsrigen abweichen? Die Natur, deren Grundlage überall die nemliche ist, hat unter ihrem Himmelsstriche, und unter dem unsrigen, unglaubliche Verschiedenheiten. Man wird im südlichen Indien, im siebenten oder achten Jahre, mannbar. Heuraten, in diesem Alter vollzogen, sind dort sehr gemein. Diese Kinder, welche Väter werden, geniessen des Maasses der Vernunft, welche die Natur ihnen zugedacht hat, in einem Alter, wo sich die unsrige kaum zu entwikkeln anfängt.

Alle diese Völker haben nichts Aehnliches mit uns, als die Leidenschaften, und die allgemeine Vernunft, welche das Gegengewicht der Leidenschaften ist, und allen Herzen das Gesez einprägt: Thue andern nicht, was Du nicht willst, daß man Dir thun soll. Dies sind die beiden Zeichen, womit die Natur so viele verschiedne Menschengattungen stempelt, und die beiden ewigen Bänder, womit sie dieselben, troz allem, was sie trennt, an einander knüpft. Alles übrige ist Einflus des Erdbodens und der Gewohnheit.

Dort war die Stadt Pegu, beschüzt von Krokodillen, die in angefüllten Wassergräben schwimmen. Hier war Java, wo Weiber die Wache des Königlichen Pallasts besezten. Zu Siam besteht der Stolz des Königreichs in dem Besiz eines weissen Elephanten. Malabar hat kein Getreide. Brod und Wein sind allen den Inseln unbekannt. Auf einer der Philippinischen Eiländern wächst ein Baum, dessen Frucht dem schmakhaftesten Brode gleicht. Auf den Marianischen Inseln wusste man nichts vom Gebrauche des Feuers.

Es ist wahr, daß man fast alle Berichte, die uns von diesen entfernten Ländern zukommen,

mit dem Geiste des Zweifels lesen mus. Man ist geschäftiger, uns von den Küsten von Koromandel und Malabar Waaren herzuschikken, als Wahrheiten. Ein besondrer Fall wird oft für einen allgemeinen Gebrauch genommen. Man sagt uns, daß zu Cochin nicht des Königs Sohn, sondern sein Schwestersohn, sein Erbe ist. Eine solche Einrichtung streitet zu sehr wider die Natur. Es giebt keinen Menschen, der seinen Sohn von seiner Erbschaft ausschliessen will. Und wenn dieser König von Cochin keine Schwester hat, an wen wird der Thron fallen? Es ist wahrscheinlich, daß ein schlauer Neffe einmal, einem von gutem Rat und Beistand entblössten Königssohne den Thron weggeschnappt, und irgend ein Reisender diesen Zufall für ein Reichsgrundgesez gehalten haben mag. Hundert Schriftsteller mögen diesem Reisenden nachgeschrieben, und der Irrthum sich dadurch bestätigt haben.

Schriftsteller, die in Indien gelebt haben, behaupten, daß in den Staaten des Grosmogols niemand etwas als ein Eigenthum besizt; dies wäre der Natur noch mehr zuwider Eben diese Schriftsteller versichern uns, mit Indiern gehandelt zu haben, welche Millionen im

Vermögen hatten. Diese beide Behauptungen scheinen etwas widersprechend zu sein. Man mus sich immer erinnern, daß die Nordischen Eroberer den Gebrauch der Lehne, von der Lombardei bis nach Indien, eingeführt haben. Würde ein Banian, der, zu Astolf's und Alboin's Zeiten in Italien gereist wäre, Recht haben, wenn er versicherte, daß die Italiener nichts eigenthümlich besizen? Man kann diesen, für das menschliche Geschlecht so erniedrigenden, Gedanken nicht genug bestreiten, daß es Länder giebt, wo Millionen Menschen ohn' Unterlas für einen Einzigen arbeiten, der alles verschlingt.

Nicht minder mistrauisch müssen wir gegen diejenigen sein, die uns von Tempeln erzälen, welche den Ausschweifungen der Liebe geweiht sind. Wir wollen uns einmal in die Stelle eines Indiers sezen, der in unsern Ländern ein Augenzeuge von einigen unanständigen Auftritten unsrer Mönche wäre, würde er wohl behaupten können, daß ihre Stiftung, und ihre Ordensregel es so mit sich brächte?

Die meiste Aufmerksamkeit mus der Umstand erwekken, daß fast bei allen diesen Völkern die

Meinung eingerissen ist, daß ihre Götter oft auf die Erde gekommen sind. Wistnu verwandelte sich neunmal auf Erden auf der Halbinsel des Gangesflusses. Sommonokodom, der Gott der Einwohner von Siam, nam daselbst hundertundfunfzigmal die menschliche Gestalt an. Diesen Einfall haben sie mit den alten Aegyptern, Griechen und Römern, gemein. Ein so verwegner, so lächerlicher, und dabei so allgemeiner Irrthum entspringt doch aus einem vernünftigen Gefühl, das sich in dem Innersten aller Herzen befindet. Man fühlt natürlicherweise, daß man von einem höchsten Wesen abhängt, und der Irrthum, der sich immer der Wahrheit zum Gefährten aufdringt, hat gemacht, daß man fast auf dem ganzen Erdboden die Götter als Herren betrachtet, die zuweilen kommen, um ihre Domänen zu besichtigen und zu bessern. Mit der Religion hat es, bei so manchen Völkern, eben die Bewandnis, wie mit der Sterndeuterei; beide sind vor den Zeiten der Geschichte vorhergegangen; beide sind ein Gemisch von Wahrheit und Betrug gewesen. Die ersten Beobachter des wahren Laufs der Gestirne schrieben ihnen falsche Einflüsse zu. Die Stifter der fremden Religionen erkannten

die Gottheit, aber verunreinigten ihren Dienst durch Aberglauben.

Unter so vielen verschiednen Religionen ist keine einzige, welche nicht die Büssungen zu ihrem Hauptendzwek machte. Der Mensch hat immer gefühlt, daß er Gnade bedarf. Dies ist der Ursprung jener schreklichen Büssungen, welchen sich die Bonzen, die Braminen, und die Faktre, unterziehen. Diese freiwillige Martern, welche um Barmherzigkeit für das menschliche Geschlecht zu schreien scheinen, sind ein Handwerk geworden, womit man sein Brod verdient.

Ich werde mich nicht in das unendlich Umständliche ihrer Gebräuche einlassen; aber es giebt einen, der für unsre Sitten so fremd ist, daß man nicht umhin kann, seiner zu gedenken. Dies ist ein Gebrauch der Braminen, welche den Phallus der Aegypter, oder den Priap der Römer, in Prozession umhertragen. Unsre Begriffe von Wohlanständigkeit machen, daß wir von einer, in unsern Augen so schändlichen, Ceremonie glauben, daß sie blos aus der ärgsten Ueppigkeit sei erfunden worden. Es ist aber nicht sehr glaublich, daß Sittenverderbnis jemals, bei irgend einem Volke, religiöse Cere-

monien eingeführt habe. Im Gegentheil ist es wahrscheinlich, daß diese Gewohnheit zuerst in Zeiten der Einfalt ist eingeführt worden, und daß man damals blos die Gottheit, in dem Symbol des Lebens, das sie uns gegeben hat, ehren wollte. Hernach, in mehr verfeinerten, verderbten und aufgeklärten Zeiten, musste eine solche Ceremonie der Jugend Zügellosigkeit einflössen, und klugen Leuten lächerlich vorkommen. Aber der alte Gebrauch ward, ungeachtet der Misbräuche, beibehalten, und es giebt nicht leicht ein Volk, welches nicht irgend eine Ceremonie beibehalten hätte, die man weder billigen, noch abschaffen kann.

Sollte man, bei so vielen ausschweifenden Meinungen, und seltsamen Aberglauben, wohl denken, daß alle diese Indische Heiden ein unendlich vollkommnes Wesen anerkennen, wie wir? und daß sie dasselbe nennen das Wesen der Wesen, das höchste, unsichtbare, unbegreifliche, bildungslose Wesen, den gerechten und barmherzigen Schöpfer und Erhalter, der sich gern den Menschen mittheilt, um sie zur ewigen Glükseligkeit zu führen? Diese Begriffe sind in dem Vedam, dem Buche der

alten Brachmanen, enthalten, und finden sich zerstreut in den neuern Schriften der Braminen.

Ein gelehrter Dänischer Missionar auf der Küste von Trankebar führt verschiedne Stellen, und Gebetsformeln, an, welche aus der richtigsten Vernunft, und aus der reinsten Heiligkeit zu fliessen scheinen. Hier ist eine, die aus dem Buch Varabadu genommen ist: O Beherrscher aller Wesen, Herr des Himmels und der Erde, mein Herz fasst Dich nicht. Vor wem soll ich mein Elend beweinen, wenn Du mich verlässest, Du, dem ich meine Unterstützung, und meine Erhaltung, zu danken habe. Ohne Dich kann ich nicht leben. Rufe mich, Herr, auf daß ich zu Dir komme.

Man musste eben so dumm und so verwägen sein, als unsre Mönche des mittlern Zeitalters, um uns immer in den falschen Wahn zu wiegen, daß alles, was jenseits unserm kleinen Europa wohnt, und unsre alte Herren und Gesezgeber, die Römer, und der Römer Lehrmeister, die Griechen, und der Griechen Lehrmeister, die alten Aegypter, und kurz alles,

was nicht wir selbst ist, von jeher hassens-wehrte und lächerliche Gözendiener gewesen sind.

Ungeachtet einer so weisen und so erhabnen Glaubenslehre, behält indessen doch der niedrigste und thörichtste Aberglaube die Oberhand. Dieser Widerspruch ist dem Menschen nur gar zu natürlich. Die Griechen und die Römer hatten den nemlichen Begrif von einem höchsten Wesen, und hatten demselben doch so viel Untergottheiten an die Seite gesezt; der Pöbel hatte diesen Gottheiten so abergläubische Verehrung gewidmet, und die Wahrheit durch so viel Fabeln verfälscht, daß man am Ende nicht mehr unterscheiden konnte, was der Verehrung und was der Verachtung wehrt war.

Wir wollen die kostbare Zeit nicht mit der Untersuchung aller der Sekten verderben, welche in Indien herrschen. Die Irrthümer haben eine zu grosse Menge von Unterabtheilungen. Ueberdies ist es wahrscheinlich, daß unsre Reisende zuweilen verschiedne gottesdienstliche Gebräuche für verschiedne Sekten gehalten haben, worin man sich leicht irren kann. Jede Priesterschaft im alten Griechenlande, und im alten Rom, hatte ihre besondern Ceremonien und ihre Opfer. Herkules ward nicht wie Apollo, Juno

nicht wie Venus, verehrt. Alle diese verschiedne Arten von Gottesdienst gehörten indessen doch zu einerlei Religion.

Bei allen diesen Entdekkungen haben unsere Abendländische Völker eine grosse Ueberlegenheit des Verstandes und des Mutes, über die Morgenländischen Nationen, blikken lassen. Wir haben uns sehr oft, und zwar ungeachtet ihres Widerstandes, bei ihnen niedergelassen. Wir haben ihre Sprachen gelernt, und sie dagegen in einigen von unsern Künsten unterrichtet. Aber die Natur hatte ihnen einen Vortheil über uns gegeben, der alle die unsrigen aufwiegt, den, daß sie uns ganz und gar nicht, wir aber sie, nötig hatten.

Viertes Kapitel.

Von Aethiopien, oder Abyssynien.

Vor dieser Zeit kannten unsre Abendländische Nationen von Aethiopien weiter nichts, als den blossen Namen. Unter dem berühmten Könige Johann dem II. von Portugal drang Dom Francesco Alvarez in diese weiten Gegenden ein, welche zwischen dem Wendekreise und

zwischen der Aequinoctiallinie liegen, und wo die Landung von der Seeseite so viele Schwierigkeiten hat. Man fand daselbst die Christliche Religion eingeführt, aber nicht so, wie sie die ersten Juden übten, welche sie annamen, ehe die beiden Glaubensbekenntnisse gänzlich getrennt wurden. Diese Mischung von Judenthum und Christenthum hat sich, bis auf unsre Zeiten, immer in Aethiopien erhalten. Die Beschneidung und die Taufe sind daselbst, eins wie das andre, im Gange; beides der Sabbat und der Sonntag werden gefeiert. Das Heuraten ist den Priestern, und die Ehescheidung allen Menschen, erlaubt, und die Vielweiberei ist daselbst gewöhnlich, wie bei allen Morgenländischen Juden.

Diese Abyssinier, halb Juden und halb Christen, erkennen den, in den Trümmern von Alexandria, oder zu Kairo in Aegypten, residirenden Erzbischof für ihren Patriarchen; und doch hat dieser Patriarch mit ihnen nicht einerlei Religion. Er ist von dem Altgriechischen Glauben, der auch von der Griechischen Religion abweicht. Die Türkische Regierung, unter deren Botmässigkeit Aegypten steht, lässt diese kleine Heerde dort in Ruhe. Man hat nichts darwider, daß diese Christen ihre Kinder in grossen

Kufen voll Wasser untertauchen, und den Weibern das Abendmal, in Gestalt eines in Wein getauchten Stükkes Brod, in ihre Häuser bringen. Zu Rom würden sie die Duldung nicht finden, welche die Muhammedaner ihnen zugestehn.

Dom Francesco Alvarez war der Erste, der die Lage der Quellen des Nils ausfündig machte, und also die Ursach von den regelmässigen Ueberschwemmungen dieses Flusses erfuhr, welche beide Dinge dem ganzen Alterthum, und selbst den Aegyptern, unbekannt geblieben waren.

Der Bericht dieses Alvarez blieb lange Zeit unter der Anzal der wenig bekannten Wahrheiten, und von seiner Zeit an, bis zu unsern Tagen, haben nur zu viele Schriftsteller die Irrthümer des Alterthums wiederholt, und behauptet, daß es den Menschen nicht gegeben wäre, die Quellen des Nils zu kennen. Man gab damals dem Neguz, oder König von Aethiopien, den Namen Priester Johann, ohne andre Ursach, als weil er behauptete, er stammte von dem Könige Salomo und der Königin von Saba her, und weil man sich, seit den Kreuzzügen, mit der Versicherung trug: man würde

in

in der Welt einen Christlichen König finden, der den Namen Priester Johann führte. Indessen war der Neguz weder Christ, noch Priester.

Der ganze Nuzen von den Reisen nach Aethiopien schränkte sich darauf ein, daß man von dem Könige dieses Landes eine Gesandschaft an den Pabst Klemens den VII. auswirkte. Das Land war, bei seinen Silberminen, die für ergiebig ausgegeben wurden, sehr arm. Die Einwohner, welche bei weitem nicht so betriebsam waren, als die Amerikaner, wusten weder diese Schäze zu bearbeiten, noch die wahren Schäze zu benuzen, welche die Erde für die wesentlichen Bedürfnisse der Menschen hervorbringt.

Es findet sich wirklich ein Brief eines Neguz David von Aethiopien, worin derselbe den Portugiesischen Gouverneur in Indien um allerlei Arbeiter und Handwerksleute ersucht; das hies doch wohl, im eigentlichen Verstande arm seyn. Drei Viertheile von Afrika, und das mitternächtige Asien waren in eben der Verlegenheit. Wir glauben in dem wohlhabenden Müssiggang unsrer Städte, daß die ganze Welt mit uns in einerlei Lage ist, und bedenken nicht, daß die Menschen lange Zeit,

wie die übrigen Thiere, gelebt, und, mitten unter Gold- und Demantgruben, oft kaum Bedekkung und Nahrung gehabt haben.

Dieses so gepriesne Aethiopische Königreich war so schwach, daß ein kleiner Muhammedanischer König, der ein benachbartes Ländchen besas, dasselbe, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, fast ganz eroberte. Wir haben noch den berüchtigten Brief des Johann Bermudes an den König Dom Sebastian von Portugal, woraus wir uns überzeugen können, daß die Aethiopier gar nicht das unbezwingbare Volk sind, wovon Herodot erzält, oder daß sie wenigstens sehr aus der Art geschlagen haben. Dieser Lateinische Patriarch ward mit einigen Portugiesischen Soldaten hingeschikt, um den jungen Neguz von Abyssinien gegen den Mauritschen König zu schüzen, der seine Staaten angefallen hatte. Zum Unglük wollte der Patriarch den grossen Neguz noch immer beschüzen, nachdem er schon wieder eingesezt war. Er war sein Pate, und hielt sich, als seinen geistlichen Vater und Patriarchen, auch für seinen Herrn. Er befal ihm, dem Pabste Gehorsam zu leisten, und kündigte ihm im Wet-

gerungsfall den Kirchenbann an. Alphons von Albuquerque hatte sich gegen die kleinen Fürsten der Halbinsel am Ganges nicht hochmütiger betragen. Am Ende aber sezte der auf seinen Thron wiederhergestellte Taufsohn die Ehrfurcht gegen seinen Paten beiseite, verjagte ihn aus seinen Staaten, und glaubte nicht mehr an den Pabst.

Dieser Bermudes behauptet, daß auf den Grenzen des Landes Damut, zwischen Abyssinien und denen an den Quellen des Nils gelegnen Ländern, eine kleine Landstrekke liegt, wo zwei Drittheile des Erdbodens aus Golde bestehn. Das war es, was die Portugiesen suchten, aber nie gefunden haben. Dies war der Grund aller der Reisen; Patriarchen, Missionen und Bekehrungen waren nur der Vorwand. Die Europäer haben ihre Religion blos in der Absicht von Chili bis Japan predigen lassen, um die Menschen, wie die Lastthiere, zu Knechten ihrer unersättlichen Habsucht zu machen. Es ist glaublich, daß Afrika in seinem Busen vieles von jenem Metall trägt, welches die Welt in Bewegung gesezt hat. Der Goldsand, der in den Flüssen rollt, ist ein Beweis von den Minen in den Ber-

gen. Aber bis jezt sind diese Minen den Nachforschungen der Habsucht unzugänglich gewesen, und durch alle die Anstrengungen, die man in Amerika und Asien anwendete, sezte man sich ausser Stand, im Herzen von Afrika Versuche anzustellen.

Fünftes Kapitel.

Vom Kolumb und von Amerika.

Diesen Entdekkungen der Portugiesen in der alten Welt haben wir die neue zu danken; wenn anders diese Erobrung von Amerika einen Dank verdient, die für die Einwohner desselben, und oft auch für die Erobrer selbst, so verderblich war.

Es ist dieses unstreitig die grösste Begebenheit auf unsrer Erdkugel, deren eine Hälfte der andern von je unbekannt gewesen war. Alles, was bis dahin gros geschienen hatte, scheint vor dieser Art von neuer Schöpfung zu verschwinden. Noch jezt nennen wir mit ehrfurchtsvoller Bewundrung die Namen der Argonauten, die doch hundertmal weniger thaten, als die Matrosen des Gama und Al-

buquerque. Was für Altäre würde das Alterthum dem Griechen errichtet haben, der Amerika entdekt hätte! Christoph Kolumb, und sein Bruder Bartholomäus waren nicht so glüklich.

Kolumb, den die Unternemungen der Portugiesen in Erstaunen sezten, fasste den Gedanken, daß man noch etwas Grössers bewerkstelligen könnte; und machte aus der blossen Ansicht einer Karte von unsrer Welt, den Schlus, daß noch eine andre Welt vorhanden sein müsste, die man finden würde, wenn man immer nach Westen segelte. Sein Mut war seiner Geistesstärke gleich, und um so viel grösser, da er die Vorurtheile aller seiner Zeitgenossen zu bestreiten, und die abschlägigen Antworten aller Fürsten zu ertragen hatte. Sein Vaterland Genua, das ihn als einen Schwärmer behandelte, verabsäumte die einzige Gelegenheit, die sich demselben darbieten konnte, sich zu vergrössern. Der König Heinrich der VII. von England, der, bei aller seiner Geldgier, sich doch nicht überwinden konnte, zu einer so edlen Unternemung etwas herzugeben, gab dem Bruder des Kolombo kein Gehör; er selbst erhielt von dem Könige

Johann dem II. in Portugal eine abschlägige Antwort, weil dieser sein Augenmerk lediglich auf Afrika gerichtet hatte. An Frankreich komm' er sich nicht wenden, wo das Seewesen immer vernachlässigt ward, und unter Karl's des VIII. Minderjährigkeit alle Angelegenheiten des Reichs, mehr als jemals, in Verwirrung waren. Der Kaiser Maximilian hatte weder Häfen für eine Flotte, noch Geld zur Ausrüstung derselben, noch auch Mut genug, sich in solch einen Entwurf einzulassen. Venedig hätte es übernemen können; es sei nun aber, daß der Has der Genueser gegen die Venediger den Kolumbo abhielt, sich an die Nebenbulerin seines Vaterlandes zu wenden, oder daß Venedig keine andre Grösse für sich absah, als in seinem Handel nach Alexandrien und der Levante, genug, Kolumbo hatte keine andre Hofnung, als auf den Spanischen Hof.

Der König Ferdinand von Arragonien, und die Königin Isabelle von Kastilien, vereinigten, durch ihre Verheuratung, ganz Spanien, das Königreich Granada ausgenommen, welches die Muhammedaner noch besassen, bald aber an Ferdinand überlassen muss-

ten. Die Vereinigung Isabellen's und Ferdinand's bereitete Spaniens Grösse vor; Kolumbo machte den Anfang dazu; aber Isabellen's Hof gab, erst nach achtjährigem Anliegen, seine Einwilligung zu der Wohlthat, welche der Genueser ihm erzeigen wollte. Der Geldmangel ist fast immer die Klippe, an welcher die grössten Entwürfe scheitern. Der Spanische Hof war arm. Der Prior Perez, und zwei Kaufleute, Namens Pinzano, mussten siebzehntausend Dukaten zu den Unkosten der Ausrüstung vorschiessen. Kolumbo erhielt ein Patent vom Hofe, und stach endlich, aus dem Hafen Palos in Andalusien, mit drei kleinen Schiffen und dem leeren Titel eines Admirals, in See. Den 3ten August 1492.

Von den Kanarischen Inseln, wo er ansprach, brachte er nur dreiunddreissig Tage zu, die erste Insel von Amerika zu entdekken; hatte aber, während dieser kurzen Ueberfahrt, mehr Murren von seinem Schifsvolk zu dulden, als er abschlägige Antworten von den Europäischen Fürsten bekommen hatte.

Diese Insel, die ungefähr tausend Meilen von den Kanarischen Inseln entfernt liegt, ward San Salvador genannt. Gleich

nachher entdekte er die andern Lukayischen Inseln, und Cuba und Hispaniola, welches heut zu Tage San Domingo heisst. Ferdinand und Isabelle erstaunten nicht wenig, ihn, nach
Den 15. März 1493. sieben Monaten, mit Amerikanern von Hispaniola, mit Seltenheiten des Landes, und besonders mit Gold, zurükkommen zu sehn, welches er ihnen vorlegte. Der König und die Königin hiessen ihm Plaz neben sich nemen, und den Hut aufsezen, wie ein Grand von Spanien, und ernannten ihn zum Grosadmiral und zum Vicekönig der neuen Welt. Er ward überall, als ein in seiner Art einziger, vom Himmel herabgesandter, Mensch, betrachtet. Nun wetteiferte ein jeder, sich bei seinen Unternemungen zu interessiren, und unter seinen Befelen zu Schiffe zu gehn. Er geht von neuem, mit einer Flotte von siebzehn Schiffen, unter Segel. Er entdekt wieder
1493. neue Inseln, nemlich die Karaiben und Jamaika. Der Zweifel hatte sich, bei seiner ersten Reise in Bewunderung verwandelt; bei seiner zweiten verwandelte sich die Bewunderung in Neid.

Er war Admiral und Vicekönig, und konnte zu diesen Titeln noch den Titel eines Wohl-

thäters Ferdinand's und Isabellen's hinzufügen. Indessen ward er von Richtern, die man auf seinen eignen Schiffen mitgeschikt hatte, um über sein Betragen zu wachen, nach Spanien zurükgeführt. Das Volk, welches hörte, daß Kolumbo zurükkäme, lief ihm, als dem Schuzengel Spanien's, entgegen. Kolumbo erschien, aber mit Ketten an Händen und Füssen.

Diese Behandlung begegnete ihm auf Befel des Bischofs Fonseca von Burgos, der die Ausrüstungen zu besorgen hatte. Der Undank war so gros, als seine geleisteten Dienste. Isabelle schämte sich, und machte diese Beschimpfung, nach Möglichkeit, wieder gut; man hielt aber doch den Kolumbo vier Jahre lang auf; man mochte nun befürchten, daß er das Entdekte für sich behalten möchte, oder man mochte nur Zeit gewinnen wollen, sich nach seiner Aufführung zu erkundigen. Endlich schikte man ihn noch einmal nach seiner neuen Welt. Bei dieser dritten Reise ent- 1498.
dekte er, zehn Grade vom Aequator, das feste Land, und fand die Küste, wo Karthagena ist erbaut worden.

Als Kolumbo eine neue Halbkugel der Welt verhies, hatte man gegen ihn behauptet, daß eine solche Halbkugel nicht vorhanden sein könnte; und als er sie entdekt hatte, behauptete man, sie wäre schon längst bekannt gewesen. Ich rede hier nicht von einem gewissen Martin Beheim von Nürnberg, der von Nürnberg, im Jahre 1460, nach der Magellanischen Strasse, mit einem Patent von einer gewissen Herzogin von Burgund, abgegangen sein soll, welche damals nicht regierte, und also auch kein Patent ertheilen konnte. Ich rede auch nicht von den angeblichen Karten, die man von diesem Martin Beheim vorzeigt, und von den Widersprüchen, die dieser Fabel alle Glaubwürdigkeit benemen. Aber dieser Martin Beheim hatte doch Amerika nicht bevölkert. Diese Ehre legte man den Karthagern bei, und berief sich auf ein Buch des Aristoteles, das er niemals geschrieben hat.

Einige haben geglaubt, eine Aehnlichkeit zwischen Karaibischen und Hebräischen Wörtern zu entdekken, und haben nicht ermangelt, auf diese Vorausſezung weiter zu bauen. Andre haben in Erfahrung gebracht, daß die Kin-

der Noah's sich in Sibirien niedergelassen, von da, über das Eis nach Kanada gewandert, und endlich ihre in Kanada gebornen Kinder Peru bevölkert hätten. Nach Andrer Bericht schikten die Schinesen und Japaner Pflanzvölker nach Amerika, und führten auch, zu ihrer Belustigung, Jangars mit dahin, obgleich weder Japan, noch Schina, Jangars hat. So haben oft die Gelehrten über Erfindungen der Leute von Genie räsonnirt! Man frägt: Wer Amerika mit Menschen besezt hat? Könnte man nicht zur Antwort geben: Eben der, der dort Kraut und Bäume wachsen lies?

Kolumbo's Antwort an seine Neider ist berühmt. Sie sagten, nichts wäre leichter, als seine Entdekkungen. Er schlug ihnen vor, ein Ei auf die Spize zu stellen, und als es keiner vermochte, sties er das Ei auf der Spize platt, und brachte es zum stehen. So

Jaugar, das grösste unter den wilden Thieren in der neuen Welt. Es ist der Löwe oder der Tiger der Amerikaner, aber er kömmt den Löwen und Tigern der alten Welt weder an Grösse, noch Stärke, noch Mut gleich.

D. Kehlschen Herausgeber.

war es leicht, riefen die Umstehenden; warum hattet Ihr denn nicht den nemlichen Einfall? erwiderte Kolumbo. Man erzält diese Geschichte vom Brunelleschi, einem grossen Künstler, der, lange vor Kolumbo's Dasein, die Baukunst zu Florenz verbesserte. Die mehresten wizigen Einfälle sind Wiederholungen.

Kolumbo's Asche kümmert sich nicht um den Ruhm, den er, bei seinen Lebzeiten, dadurch erwarb, daß er die Werke der Schöpfung für uns verdoppelte. Aber die Menschen lassen gern den Todten Gerechtigkeit widerfahren, entweder, weil sie sich mit der eiteln Hofnung schmeicheln, daß man den Lebenden desto besser Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, oder weil sie von Natur die Wahrheit lieben. Amerigo Vespucci, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Amerikus Vesputius, ein Florentiner Kaufmann, hat die Ehre, der neuen Hälfte des Erdbodens seinen Namen gegeben zu haben, ob er gleich in derselben keinen Zollbreit Land besas; er behauptete, zuerst das feste Land entdekt zu haben. Wenn es auch wahr wäre, daß er diese Entdekkung gemacht hätte, so würde die Ehre davon nicht ihm gehören; sie gebührt unstreitig

demjenigen, der Genie und Mut genug hatte, die erste Fahrt zu unternemen. Der Ruhm, wie Newton in seiner Streitschrift gegen Leibniz sagt, gehört blos dem Erfinder; die nach demselben kommen, sind nur Schüler. Kolumbo hatte schon, als Admiral und Vicekönig, drei Fahrten gemacht, und zwar fünf Jahre vorher, ehe Amerigo Vespucci, mit der Würde eines Erdbeschreibers, unter den Befelen des Admirals Ojeda, eine einzige gemacht hatte. Weil er aber an seine Freunde zu Florenz schrieb, er hätte die neue Welt entdekt, so glaubte man ihm auf sein Wort, und die Einwohner von Florenz befalen, daß alle Jahr, am Feste aller Heiligen, vor seinem Hause eine feierliche Erleuchtung angestellt werden sollte, welche drei Tage dauerte. Dieser Mann verdiente sicherlich keine Ehrenbezeigungen dafür, daß er sich, im Jahre 1498, auf einer Eskadre befunden hatte, welche die Küsten von Brasilien befuhr, nachdem Kolumbo, fünf Jahre zuvor, der übrigen Welt den Weg dahin gewiesen hatte.

Vor Kurzem ist zu Florenz eine Lebensbeschreibung dieses Amerigo Vespucci herausgekommen, deren Verfasser, wie es scheint, we-

der die Wahrheit geschrieben, noch auch bündige Schlusfolgen gezogen hat. Er beschwert sich darin über einige Französische Schriftsteller, welche dem Kolumbo Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hätte dieses aber nicht den Franzosen, sondern den Spaniern, zuschreiben müssen, welche diese Gerechtigkeit zuerst ausgeübt haben. Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung des Vespucci sagt: er wolle die Eitelkeit der Französischen Nation beschämen, welche immer ungestraft den Ruhm und das Glük Italien's bestritten hat. Was liegt denn da für Eitelkeit darin, wenn man sagt, daß es ein Genueser war, der Amerika entdekte? Worin beleidigt man denn den Ruhm Italien's, wenn man gesteht, daß es ein, zu Genua geborner, Italiener war, dem man die neue Welt zu danken hat? Ich führe mit Fleis diesen Mangel an Billigkeit, Höflichkeit und Bonsens an, wovon man nur zu häufige Beispiele findet, und ich mus sagen, daß die besten Französischen Schriftsteller überhaupt diejenigen sind, die sich diesen unerträglichen Fehler am wenigsten zu Schulden kommen lassen. Eine von den Ursachen, warum dieselben in ganz Europa gelesen werden, ist

diese, daß sie allen Nationen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die Bewohner der Inseln sowohl, als des festen Landes, waren eine neue Gattung von Menschen; kein einziger hatte einen Bart. Sie erstaunten eben so sehr über das Gesicht der Spanier, als über die Schiffe und das Geschüz. Anfänglich betrachteten sie diese neue Gäste als Ungeheuer, oder als Götter, die von dem Himmel, oder aus dem Meere, kämen. Wir lernten damals aus den Reisen der Portugiesen einsehn, wie kleinfügig unser Europa ist, und was für Verschiedenheit auf dem Erdboden herrscht. Man hatte schon gesehn, daß es in Hindustan Gattungen von gelben Menschen gab. Die Schwarzen, die sich wieder in verschiedne Untergattungen theilten, fanden sich in Afrika, und in Asien, ziemlich weit vom Aequator; und als man hernach in Amerika, bis unter die Linie vorgedrungen war, sah man, daß die Menschen daselbst ziemlich weis waren. Die Einwohner von Brasilien sind metallfarbig. Die Chinesen schienen wieder, der Gestalt ihrer Nase, ihrer Augen und ihrer Ohren, auch ihrer Farbe, und vielleicht auch ihres Genies wegen, von ganz verschiedner Art zu seyn.

Das Merkwürdigste aber ist, daß diese Gattungen nicht ausarten, sie mögen verpflanzt werden, in welche Gegenden sie wollen, wenn sie sich nur nicht mit den Eingebornen des Landes vermischen. Die Schleimhaut der Neger, welche anerkannt schwarz ist, und den Grund ihrer Farbe enthält, ist ein offenbarer Beweis, daß in jeder Menschengattung, wie in den Pflanzen, ein Grundstof liegt, der sie von andern verschieden macht.

Diesem Grundstoffe hat die Natur jene verschiedne Abstufungen von Genie, und jene Nationalkaraktere untergeordnet, die man sich so selten verändern sieht. Daher rührt es, daß die Neger Sklaven der andern Menschen sind. Man kauft sie auf den Küsten von Afrika, wie das Vieh; und die Menge dieser in unsre Amerikanische Kolonien verpflanzten Schwarzen dienet einem kleinen Häuflein von Europäern. Noch lehrt die Erfahrung, welche Ueberlegenheit diese Europäer über die Amerikaner haben, welche überall mit leichter Mühe überwunden werden, und nie gewagt haben, eine Empörung zu versuchen, ob sie gleich mehr als tausend Köpfe gegen Einen waren.

Dieser Theil von Amerika war auch noch durch Thiere und Pflanzen merkwürdig, welche die drei andern Welttheile nicht besizen, und dadurch, daß sie dessen wieder bedurften, was wir hatten. Pferde, Getreide aller Arten, und Eisen, waren die Haupterzeugnisse, woran Mexiko und Peru Mangel hatten. Unter den Waaren, wovon die alte Welt keine Kenntnis besas, war die Koschenille eine der ersten und kostbarsten, die uns zugeführt ward. Sie brachte die Scharlachbeere in Vergessenheit, welche, seit undenklichen Zeiten, zu den schönsten Rotfärbereien gebraucht ward.

Zu der Einfuhr der Koschenille kam bald auch die Einfuhr des Indigo, der Kakao, der Vanille, und der Holzarten, welche zu Zierraten gebraucht werden, oder zur Arznei dienen; die China endlich, das einzige untrügliche Mittel wider die Wechselfieber, welches die Natur in die Gebirge von Peru hingepflanzt hat, unterdessen, daß sie das Fieber der ganzen übrigen Welt mittheilte. Auch besizt dieser Welttheil Perlen, farbige Steine und Diamanten.

Es ist gewis, daß Amerika heut zu Tage dem geringsten Bürger Europa's Bequemlich-

keiten und Vergnügungen verschaft. Die Gold, und Silberminen waren anfänglich nur den Königen von Spanien und den Kaufleuten nüzlich. Der übrige Theil der Welt ward durch dieselben arm; denn die grosse Anzal der Nichthandelnden hatte anfänglich wenig Geld in Händen, in Vergleich mit den ungeheuern Summen, welche in den Schaz derjenigen flossen, die von den ersten Entdekkungen Nuzen zogen. Nach und nach aber kam dieser Zuflus von Silber und Gold, womit Amerika Europa überschwemmte, in mehrere Hände, und zerfiel in gleichere Theile. Fast in eben dem Verhältnisse stieg der Preis der Waaren durch ganz Europa.

Wenn wir uns, zum Belspiel, einen Begrif davon machen wollen, wie die Schäze von Amerika aus den Händen der Spanier in die Hände der übrigen Nationen gekommen sind, so wird es hinlänglich sein, unser Augenmerk auf zwei Dinge zu richten; auf den Gebrauch nemlich, den Karl der V. und Philipp der II. von ihrem Gelde machten, und auf die Art, wie die andern Völker an der Theilung der Minen in Peru Antheil nahmen.

Karl der V., als Teutscher Kaiser, war immer auf Reisen, und immer in Kriege verwikkelt, und musste also natürlicherweise viel von dem Gelde, das er aus Mexiko und Peru zog, nach Teutschland und Italien übergehn lassen. Als er seinen Sohn Philipp den II. nach London schikte, um sich mit der Königin Marie zu vermälen, und den Titel eines Königs von England anzunemen, so legte dieser Fürst siebenundzwanzig grosse Kisten mit Silber in Stangen, und die Ladung von hundert Pferden in gemünztem Silber und Gold, im Towr nieder. Die Unruhen in Flandern, und die Intriken der Ligue in Frankreich, kosteten eben diesem Philipp dem II., nach seinem eignen Geständnis, mehr als dreitausend Millionen Livres in unserm heutigen Gelde.

Was die Art betrift, wie das Gold und Silber von Peru in die Hände aller Europäischen Völker kommt, und von denselben zum Theil wieder nach Ostindien übergeht, so ist dies eine bekannte, aber auffallende, Sache. Ein strenges, von Ferdinand und Isabelle'n gegebnes, von Karl'n dem V. und allen Königen von Spanien bestätigtes, Gesez verbie-

tet den andern Nationen nicht allein die Einfahrt in die Häfen des Spanischen Amerika, sondern auch jeden noch so entfernten Antheil an diesem Handel. Durch dieses Gesez schien Spanien die Gewalt in die Hände bekommen zu müssen, dem ganzen Europa Gesetze vorzuschreiben. Inzwischen könnte Spanien nicht bestehn, wenn dieses Gesez nicht unaufhörlich übertreten würde. Es kann kaum für vier Millionen Waaren zum Transport nach Amerika liefern, und das übrige Europa liefert zuweilen für funfzig Millionen Waaren. Dieser erstaunliche Handel von Nationen, sie mögen mit Spanien in gutem Vernemen, oder in Feindschaft stehn, wird unter dem Namen der Spanier selber getrieben, die immer gegen Privatpersonen getreu sind, und immer den König betrügen, der schlechterdings betrogen werden mus, wenn er Nuzen haben soll. Die Spanischen Kaufleute stellen den fremden Kaufleuten niemals einen Empfangschein aus. Treu und Glaube, ohne welchen niemals Handlung wäre getrieben worden, macht hier die einzige Sicherheit aus.

Noch seltsamer war die Art, wie man lange Zeit den Fremden das Gold und Silber

zustellte, welches die Gallionen aus Amerika brachten. Der Spanier, der zu Cadix der Faktor der Ausländer ist, übergab die empfangnen Goldstangen Wagehälsen, die man Meteore nannte. Diese, mit Pistolen im Gurt, und mit Degen, bewafnet, brachten die numerirten Goldstangen auf den Wall, und warfen sie andern Meteoren zu, die sie zu den Schaluppen trugen, für welche sie bestimmt waren. Die Schaluppen führten sie den auf der Rhede liegenden Schiffen zu. Diese Meteoren, diese Faktore, sowol als die Zollbedienten und Wachten, welche sie niemals störten, bekamen alle ihr Gewisses, und der Fremde ward niemals betrogen. Der König selbst, der das Seinige von den Schäzen, bei der Ankunft der Gallionen, bekommen hatte, gewann auch dabei. Es ward also eigentlich niemand hintergangen, als das Gesez, das nicht anders nüzlich ist, als wenn es übertreten wird, und das doch noch nicht abgeschaft ist, weil die alten Vorurtheile, bei den Menschen, immer das stärkste Gewicht haben.

Das grösste Beispiel von der Uebertretung dieses Gesezes, und von der Treue der Spanier, legte sich im Jahre 1684 zu Tage.

Zwischen Frankreich und Spanien war der Krieg erklärt worden. Der Katholische König wollte sich der Waaren der Franzosen bemächtigen. Vergebens wandte man Edikte und Abmahnungsverordnungen, Untersuchungen und Exkommunikazionen, an; kein einziger Spanischer Kommissionär ward seinem Französischen Korrespondenten ungetreu. Diese der Spanischen Nation so rühmliche Treue bewies sehr deutlich, daß die Menschen keinen andern Gesezen freiwillig gehorchen, als solchen, die sie sich selbst, zum Besten der Gesellschaft, gemacht haben, und daß die Geseze, welche blos von der Willkühr des Beherrschers vorgeschrieben sind, immer alle Gemüter widerspenstig finden.

Wenn die Entdekkung von Amerika den Spaniern im Anfange viel Gutes that, so verursachte sie auch nicht minder grossen Schaden. Das erste Unglük war, daß Spanien, wegen der erforderlichen Menge von Kolonieen, entvölkert wurde; das andre war, daß die Welt mit einer Krankheit angestekt ward, die nur in einigen Gegenden dieser neuen Welt, und besonders auf der Insel Hispaniola, bekannt war. Verschtedne Gefährten des Christoph

Kolumbo kamen mit dieser Anstekkung zurük, und brachten die Seuche nach Europa. Es ist gewis, daß dieser Gift, der den Lebensquell angreift, der neuen Welt eigenthümlich zugehörte, wie die Pest und die Kinderblattern im mittägigen Numidien ursprünglich einheimisch sind. Man darf auch nicht glauben, daß das Menschenfleisch, womit sich einige wilde Amerikaner nährten, die Quelle dieser Krankheit gewesen sei. Auf der Insel Hispaniola, wo dieses Uebel schon längstens eingerissen war, gab es keine Menschenfresser. Es war auch nicht die Folge des Uebermasses in dem Genus der Liebe; denn die Natur hatte dieses Uebermaas in der alten Welt niemals auf diese Weise bestraft, und heut zu Tage kann, nach einem längst verflossnen und seit mehrern Jahren vergessnen, Augenblik, auf die keuscheste Verbindung, die grausamste und schimpflichste der Plagen folgen, die das menschliche Geschlecht nur immer hat treffen können.

Um nun zu sehn, wie diese Hälfte der Erdkugel ein Raub der Christlichen Fürsten ward, müssen wir zuerst den Spaniern in ihren Entdekkungen, und in ihren Erobrungen, folgen.

Der grosse Kolumbo, nachdem er einige Wohnungen auf den Inseln gebaut, und das feste Land besichtigt hatte, war nach Spanien zurükgekommen, wo er eines Ruhms genos, der nicht von Raub und Grausamkeiten befleki war; er starb im Jahre 1506 zu Valladolid. Aber die Gouverneurs von Kuba und Hispaniola, die nach ihm folgten, wollten, weil sie wusften, daß Gold ein Erzeugnis dieser Provinzen war, Gold haben, und sollt' es auch das Blut der Einwohner kosten. Endlich mochten sie wohl den Has dieser Insulaner für unauslöschlich halten, oder die Menge derselben fürchten, oder die einmal angefangne Mordsucht mochte auch wohl keine Grenze mehr kennen, genug, sie entvölkerten, in wenigen Jahren, Hispaniola, welches drei Millionen, und Cuba, welches über sechsmalhunderttausend Einwohner hatte. Der Bischof von Chiapa, Barthelemi de las Casas, berichtet, als Augenzeuge dieser Vertilgungen, daß man mit Hunden auf die Menschenjagd ausging. Diese unglükliche, beinahe nakte und unbewafnete, Wilden wurden, in den dikften Wäldern, wie Wildpret, verfolgt, von

Hunden zerrissen, und todt geschossen, oder in ihren Wohnungen überfallen und verbrannt.

Dieser Augenzeuge meldet der Nachwelt, daß man diese Unglüklichen oft, durch einen Dominikaner, oder Franziskaner, auffordern lies, sich der Christlichen Religion, und dem Könige von Spanien, zu unterwerfen, und daß man sie, nach dieser Förmlichkeit, die nur eine Ungerechtigkeit mehr war, ohne Gewissensbisse niedermezelte. Ich halte diesen Bericht des las Casas, in mehr als Einem Stük, für übertrieben; vorausgesezt aber, daß nur der zehnte Theil davon wahr ist, so bleibt immer noch genug übrig, um vor Grauen zurükzubeben.

Auch das ist erstaunlich, daß diese gänzliche Ausrottung eines Menschengeschlechts in Hispaniola, unter den Augen, und unter der Aufsicht verschiedner Geistlichen vom Orden des heiligen Hieronymus, vorging; denn der Kardinal Ximenes, der, vor Karl'n dem V., Kastilien regierte, hatte viere von diesen Mönchen, als Präsidenten des Königlichen Rates dieser Insel, dorthin geschikt. Diese konnten sich dem Strome wahrscheinlicherweise nicht widersezen; und der mit Recht un-

versöhnlich gewordne Has der Eingebornen des Landes machte unglüklicherweise die Ausrottung derselben unvermeidlich.

Sechstes Kapitel.

Unnüze Streitigkeiten: Wie Amerika ist bevölkert worden? Wesentlicher Unterschied zwischen Amerika und der alten Welt. Religion. Menschenfresser. Ursachen, warum die neue Welt weniger bevölkert ist, als die alte.

Wenn es ein hoher Schwung der Philosophie war, wodurch Amerika entdekt ward, so ist es gewis das Gegentheil davon, wenn man noch alle Tage die Frage aufwirft, wie es möglich ist, daß man auf diesem festen Lande Menschen angetroffen, und wer dieselben dahin gebracht hat. Wenn man sich nicht darüber wundert, daß es Fliegen in Amerika giebt, so kann wohl nur die Dummheit darüber erstaunen, daß es daselbst Menschen gab.

Der Wilde, der sich für ein Erzeugnis seines Himmelsstriches hält, wie sein Urbild und seine Mainokwurzel, ist nicht unwissender, in diesem Stükke, als wir, und philosophirt besser. Da der Afrikanische Neger seinen Ur-

sprung nicht von unsern weissen Völkern hat, so seh' ich in der That nicht ein, warum die roten, die olivenfarbnen und die aschgrauen Menschen in Amerika aus unsern Gegenden herstammen sollen; und überdies, welches wäre denn nun die erste ursprüngliche Gegend?

Hat denn die Natur, welche die Erde mit Blumen, Früchten, Bäumen, und Thieren, bedekt, diese Erzeugnisse nur auf einen Winkel der Erde eingeschränkt, damit sie sich von da durch die übrige Welt ausbreiten sollen? Wo ist die Erdgegend, welche im Anfange alle Kräuter und alle Ameisen enthielt, und sie dann der übrigen Erde zuschikte? Wie wären denn das Moos und die Fichten aus Norwegen in die Südländer gekommen? Man neme, welchen Boden man will, so fehlt demselben fast alles, was andre Gegenden hervorbringen. Man müsste also voraussezen, daß er im Anfange alles hatte, und daß ihm fast nichts davon übrig geblieben ist.

Jedes Klima hat seine unterscheidende Erzeugnisse, und das am überflüssigsten versehene ist sehr arm in Vergleich gegen die übrigen zusammen. Der Herr der Natur hat die ganze Erdkugel bevölkert und mit Veränderun-

gen ausgestattet. Die Norwegischen Fichten sind gewis nicht die Erzeuger der Gewürznelkenbäume in den Molukkischen Inseln; und stammen gewis eben so wenig von den Fichten eines andern Landes her, als das Gras bei Archangel von den Gräsern am Ufer des Ganges. Niemand kommt auf den Einfall, zu glauben, daß die Raupen und Schnekken eines Welttheils aus einem andern herstammen. Warum wundert man sich denn, daß es in Amerika einige Thier- und Menschengattungen giebt, die den unsrigen ähnlich sind?

Amerika bringt, so wie Afrika und Asien, Pflanzen und Thiere hervor, die mit den Europäischen Aehnlichkeit haben; und ebenfalls, wie Afrika und Asien, bringt es viele hervor, die mit denen in der alten Welt nicht die geringste Gleichheit haben.

Der Erdboden in Meriko, Peru und Kanada, hatte nie Getreide, welches uns zur Nahrung dient, und nie Weintrauben getragen, woraus wir unser gewöhnliches Getränk bereiten, und weder Oliven, woraus wir so manchen Vortheil ziehn, noch die meisten unserer andern Früchte. Alle unsre Zug- und Lastthiere, Pferde, Kameele, Esel und Ochsen,

waren dort gänzlich unbekannt. Es gab dort eine Art von Ochsen und Widdern, die aber von den unsrigen ganz verschieden waren. Die Widder in Peru waren grösser und stärker, als die Europäischen, und dienten zum Lasttragen. Ihre Ochsen hatten etwas von unsern Büffeln und Kameelen. In Mexiko fand man Heerden von Schweinen, die den Nabel auf dem Rükken hatten, der in allen andern Gegenden der vierfüssigen Thieren am Bauche gewachsen ist; dagegen weder Hunde, noch Kazen. Mexiko und Peru hatte Löwen, die aber klein und ohne Mähnen waren; und, was das sonderbarste dabei ist, der Löwe dieses Himmelsstrichs war ein furchtsames Thier.

Man kann, wenn man will, alle Menschen unter eine einzige Art bringen, weil sie alle einerlei Werkzeuge des Lebens, der sinnlichen Empfindungen, und der Bewegungen haben. Aber diese Art schien, sowohl was das Physische, als das Moralische betrift, sich offenbar in verschiedne Untergattungen zu theilen.

Was das Physische anbetrift, so glaubte man, an den Eskimohs, welche um den sechszigsten Grad der Norderbreite wohnen, eine Figur und Gestalt wahrzunemen, wie sie die

Lappländer haben. Benachbarte Völker hatten völlig behaarte Gesichter. Die Irokesen, die Huronen, und alle Völker bis nach Florida, erschienen olivenfarbig, und hatten, ausser dem Haupthaar, gar kein Haar am Leibe. Der Kapitän Rogers, der nach den Küsten von Kalifornien segelte, entdekte daselbst Völkerschaften von Negern, die man in Amerika gar nicht vermutete.

Auf dem Isthmus von Panama sah' man ein Geschlecht, das man die Darier nannte, und welches mit den Albinos in Afrika viel Aehnliches hat, das man aber heut zu Tage fast gar nicht mehr sieht. Sie sind höchstens vier Fus gros, weis, wie die Albinos; und dies ist die einzige Menschengattung in Amerika, welche weis ist. Um ihre rote Augen wölben sich Augenlieder, die einen halben Zirkel bilden. Sie sehn nur bei Nacht, und kommen auch nur bei Nacht aus ihren Löchern hervor; sie sind unter den Menschen was die Nachteulen unter den Vögeln. Die Mexikaner und Peruaner erschienen metallfarbig, die Brasilier dunkelrot, die Völker in Chili mehr aschfarbig. Man hat die Grösse der um die Magellanische Meerenge wohnenden Patago-

nen übertrieben; hält aber doch diese Nation für die grösste von Gewächs auf Erden.

Unter so vielen Nationen, die von uns sowohl, als auch unter sich selbst so verschieden sind, hat man nie einzelne, ganz abgesonderte, Menschen gefunden, die auf Zufall, wie die Thiere umherirren, sich, wie diese, auf Zufall begatten, und ihre Weiblein wieder verlassen, um allein ihr Futter zu suchen. Die menschliche Natur mus einen solchen Zustand nicht vertragen können; der Gattungsinstinkt mus dieselbe zur Geselligkeit, wie zur Freiheit, ziehn; und daher ist Gefängnis, ohne einigen Umgang mit Menschen, eine von Tyrannen erfundne Marter, die ein Wilder noch weniger aushalten würde, als ein civilisirter Mensch.

Von Magellan's Meerenge bis zur Hudsonsbay hat man vereinigte Familien und Hütten angetroffen, welche Dörfer bildeten; aber keine umherirrende Völkerschaften, welche mit den Jahrszeiten ihre Wohnungen veränderten, wie die Arabischen Beduinen, und die Tartarn; diese Völker hätten auch ihre Hütten nicht leicht wegschaffen können, da sie keine lastbare Thiere haben. Ueberall hat man ge-

bildete Idiome gefunden, wodurch die wildesten den kleinen Vorrat ihrer Begriffe ausdrukten. Auch das ist Instinkt bei den Menschen, ihre Bedürfnisse durch Töne anzudeuten. Daraus sind notwendigerweise so viel verschiedne, mehr oder weniger reiche, Sprachen entstanden, je nachdem man mehr oder weniger Kenntnisse hatte. So war die Sprache der Mexikaner ausgebildeter, als die Sprache der Irokesen; so wie die unsrige regelmäßiger und reicher ist, als die Sprache der Samojeden.

Unter allen Völkern von Amerika hatte ein einziges eine Religion, welche, beim ersten Anblik, unsre Vernunft nicht zu beleidigen scheint. Die Peruaner beteten die Sonne, als ein wohlthätiges Gestirn, an, in welchem Stük sie den alten Persern und den Sabäern glichen. Nimmt man aber die grossen und zalreichen Nationen von Amerika aus, so waren die andern grösstentheils in barbarischen Stumpfsinn versunken. Ihre Versammlungen hatten nichts von regelmäßigem Gottesdienst; ihr Glaube machte keine Religion aus.

Es ist ausgemacht, daß die Brasilier, die Karaïben, die Musquito-Indier, die Völkerschaften in Guiana, und die in Nordamerika, keinen deutlichern Begrif von einem höchsten Gott hatten, als die Kaffern in Afrika. Diese Erkenntnis sezt eine kultivirte Vernunft voraus, und das war die ihrige nicht. Die Natur allein kann einem Wilden, wenn er den Bliz fallen, oder einen Strom aus den Ufern treten sieht, einen dunkeln Begrif von Macht und Furchtbarkeit beibringen. Aber dies ist nur ein schwacher Anfang von der Kenntnis eines schaffenden Gottes. Diese auf Vernunftschlüsse gegründete Kenntnis war es eben, die dem ganzen Amerika schlechterdings fehlte.

Die andern Amerikaner, die sich eine Religion gebilder, hatten dieselbe so abscheulich gemacht, als möglich. Die Mexikaner waren nicht die einzigen, welche, ich weis nicht welchem? bösartigen Wesen Menschen opferten. Man hat sogar behauptet, daß auch die Peruaner die Verehrung der Sonne mit solchen Opfern verunreinigten. Die alten Völker unsrer, und die policirtesten der neuen Welt, sind einander, in Rükſicht dieser barbarischen Religionsübung, gleich gewesen.

Herrara versichert uns, daß die Mexikaner die dargebrachten Menschenopfer gegessen haben. Die meisten ersten Reisenden und Missionare sagen einmütig, daß die Brasilier, die Karaïben, die Irokesen, die Huronen, und einige andre Völkerschaften, die im Kriege gemachten Gefangnen verzehrten; und sie führen diese Handlung nicht als einen Gebrauch einzelner Privatpersonen, sondern als eine Nationalgewohnheit, an.

Es haben noch so viele andre alte und neue Schriftsteller von Menschenfressern gesprochen, daß man sie nicht füglich läugnen kann. Im Jahre 1725. sah' ich vier Wilden, die man vom Missisippi nach Fontainebleau gebracht hatte. Es war eine Weibsperson dabei, von aschgrauer Farbe, wie ihre Gefährten. Ich befragte dieselbe durch den Dollmetscher, der sie führte, ob sie auch zuweilen Menschenfleisch gegessen hätte? Sie antwortete mit einem sehr kaltblütigen Ja, wie auf eine ganz unbedeutende Frage. Diese für unsre Natur so empörende Grausamkeit ist aber doch weit minder grausam, als Todtschlag. Die wahre Barbarei ist, den Tod zu geben, nicht aber, den Leichnam den Raben und den Würmern streitig zu machen.

Völker, die von der Jagd leben, wie die Brasilier und Kanadier, oder Insulaner, wie die Karaïben, deren Nahrung nicht immer sicher ist, konnten zuweilen Menschenfresser werden. Hunger und Rache gewöhnten sie zu dieser Speise; und wenn wir in den civilisirtesten Jahrhunderten sehn, daß das Volk in Paris die blutigen Ueberreste des Marschall's d'Ancre aufzehret, und daß das Volk im Haag das Herz des Grospensionnärs de Witt verschlingt, so dürfen wir uns gar nicht wundern, daß eine, bei uns freilich nur vorübergehende, Abscheulichkeit bei den Wilden dauernde Gewohnheit geworden ist.

Die ältesten Bücher, die wir haben, lassen uns keinen Zweifel übrig, daß der Hunger die Menschen zu diesen Ausschweifungen bringen konnte. Moses selbst bedroht die Hebräer in fünf Versen seines fünften Buchs, daß sie ihre Kinder fressen würden, wenn sie seine Gebote überträten. Verschiednen Auslegern zu folge verspricht der Prophet Hesekiel, im Namen Gottes, den Hebräern, daß, wenn sie sich gegen den König von Persien mutig wehren, sie das Fleisch der Rosse und der Reiter zu essen bekommen sollen. Marco Paolo berichtet, daß, zu seiner Zeit, in einem Theile der Tatar-

rei, die Zaubrer oder Priester (denn das war eins) das Recht hatten, das Fleisch der zum Tode verurtheilten Missethäter zu essen. Ekel ergreift uns bei allen diesen Dingen; aber diese Wirkung mus die Schilderung des menschlichen Geschlechts häufig hervorbringen.

Wie konnten nun Völker, die immer von einander getrennt lebten, in einer so abscheulichen Gewohnheit übereinkommen? Soll man glauben, daß dieselbe der menschlichen Natur nicht allerdings so entgegengesezt ist, als sie es scheint? Es ist gewis, daß sie selten vorkommt, aber eben so gewis ist es, daß sie vorhanden ist.

Man findet eben nicht, daß die Tataren, und die Juden oft ihres Gleichen gespeist haben. Hunger und Verzweiflung waren es, wodurch Mütter gezwungen wurden, bei den Belagerungen von Sancerre und Paris, während unsrer Religionskriege, sich mit dem Fleisch ihrer Kinder zu sättigen. Las Casas, der menschenfreundliche Bischof von Chiapa, sagt, daß diese Abscheulichkeit in Amerika nur bei einigen Völkern üblich gewesen sei, unter welchen er nicht gereiset ist. Dampierre versichert, daß er niemals Menschenfresser angetroffen hat, und vielleicht giebt es heut zu Tage nicht zwei Völker-

schaften mehr, bei welchen diese abscheuliche Gewohnheit eingeführt ist.

Es giebt noch ein anders ganz verschiednes Laster, welches dem Endzwek der Natur noch mehr zuwider zu laufen scheint, welches indessen bei den Griechen beliebt, und bei den Römern erlaubt war, welches unter den policirtesten Nationen fortgedauert hat, und in unsern heissen und gemässigten Erdgürteln in Europa und Asien weit gemeiner ist, als in den Nordlichen Gegenden. Eben diese Wirkung des Eigensinns der menschlichen Natur hat man auch in Amerika gefunden. Die Brasilier überliessen sich dieser abscheulichen aber gemeinen Gewohnheit; den Kanadiern hingegen war sie unbekannt. Wie ist es möglich, daß eine Leidenschaft, welche die Geseze der menschlichen Fortpflanzung über den Haufen stöfft, sich in beiden Halbkugeln der Erde, der Werkzeuge der Fortpflanzung selbst bemächtigen konnte? *)

Eine andre wichtige Bemerkung ist diese, daß man den mittlern Theil von Amerika ziemlich bevölkert, die beiden äussersten Enden, gegen die

*) Man lese hierüber den Artikel: Sokratische Liebe im Philosophischen Diktionnär.

Pole hin, aber nur wenig bewohnt gefunden hat; überhaupt enthielt die neue Welt nicht so viele Menschen, als sie hätte enthalten sollen. Es lassen sich gewis natürliche Ursachen hiervon angeben. Die erste ist die erstaunliche Kälte, welche, in derselben Breite, in welcher Paris und Wien liegen, in Amerika eben so durchdringend ist, als auf unserer Halbkugel am Polarzirkel.

Die andre Ursach ist, daß die meisten Flüsse in Amerika wenigstens zehnmal breiter sind, als die unsrigen. Ihre häufigen Ueberschwemmungen mussten in weiten Gegenden Unfruchtbarkeit, und folglich auch Sterblichkeit, verbreiten. Die ungleich höhern Berge sind auch weit unbewohnbarer, als die unsrigen; heftige und langwirkende Gifte, womit die Erde in Amerika bedekt ist, machen die geringste Berührung eines darin eingetauchten Pfeils tödtlich; und selbst die Stokdummheit des Menschengeschlechts in einem Theile dieser Halbkugel musste auf die Entvölkerung starken Einflus haben.

Ueberhaupt hat man gefunden, daß der menschliche Verstand in der neuen Welt weniger gebildet ist, als in der alten. In beiden ist der Mensch ein sehr schwaches Thier; überall ster-

ben die Kinder dahin, weil sie unschiklich behandelt werden. Man mus auch nicht glauben, daß, als die am Rhein, an der Elbe, und an der Weichsel, wohnenden Menschen ihre neugebornе Kinder, in der strengsten Winterkälte, in diese Flüsse eintauchten, die Teutschen und Sarmatischen Weiber damals so viele Kinder grosz zogen, als heut zu Tage, zumal damals, als diese Länder mit Wäldern bewachsen waren, die das Klima ungesunder und rauher machten, als es jezt in neuern Zeiten ist.

Tausend Amerikanischen Völkern fehlte es an einer zuträglichen Nahrung. Man konnte den Kindern weder gute Milch reichen, noch ihnen in der Folge eine gesunde, ja nicht einmal eine hinreichende, Nahrung geben. Verschiedne fleischfressende Thierarten sind, durch diesen Mangel an Nahrung, bis auf eine kleine Anzal geschmolzen; und es ist zu verwundern, daß man, in Amerika, mehr Menschen, als Affen, gefunden hat.

Siebentes Kapitel.

Von Fernando Kortes.

1519. Von Kuba aus ging Fernando Kortes, oder Cortez, zu neuen Unternemungen auf dem festen Lande, ab. Dieser blosse Lieutenant eines Gouverneurs einer ganz neuerlich entdekten Insel, der nicht einmal sechshundert Menschen, und nur achtzehn Pferde und einige Feldstükken, bei sich hatte, geht hin und unterjocht den mächtigsten Staat von Amerika. Er ist gleich Anfangs glüklich genug, einen Spanier anzutreffen, der zu Yukatan, auf dem Wege nach Mexiko, neun Jahre gefangen gewesen war, und ihm zum Dollmetscher dient. Eine Amerikanerin, die er Donna Marina nennt, wird zu gleicher Zeit seine Beischläferin, und seine Ratgeberin, und lernt in kurzer Zeit genug von der Spanischen Sprache, um auch eine nüzliche Dolmetscherin abzugeben. So waren Liebe, Religion, Geiz, Tapferkeit und Grausamkeit, die Führer der Spanier auf dieser neuen Halbkugel. Zum grössten Glük fand man einen feuerspeienden Berg, und entdekte Salpeter, wodurch man im Notfall das im Treffen verbrauchte Pulver wieder herstellen konnte.

Kortes rükt längs dem Meerbusen von Mexiko vor. Bald schmeichelt er den Einwohnern des Landes, und bald greift er sie an. Er findet polizirte Städte, wo die Künste geehrt werden. Die mächtige Republik Tlaskala, die unter aristokratischer Regierung blühte, macht ihm den Durchzug streitig, aber der Anblik der Pferde, und der blosse Knall der Kanonen, jagten diese schlecht bewafnete Menge in die Flucht, und er schliesst einen Frieden, so vortheilhaft, als er ihn verlangt. Sechstausend von seinen neuen Tlaskalischen Bundesgenossen begleiten ihn auf seinem Marsch nach Mexiko. Troz dem Verbot des Landesherrn rükt er, ohne Widerstand, in das Reich ein; und doch hatte dieser Landesherr, wie man sagt, dreissig Vasallen unter sich, deren jeder an der Spize von hunderttausend Mann erscheinen konnte, die mit Pfeilen, und den geschärften Steinen, bewafnet waren, deren sie sich, statt des Eisens, bedienten. Hätte man wohl vermuten können, die Lehnsverfassung in Mexiko eingeführt zu finden!

Die mitten in einem grossen See erbaute Stadt Mexiko war das herrlichste Denkmal des Mexikanischen Kunstfleisses. Ungeheure Dämme durchschnitten den See, der mit kleinen, von

Baumstämmen gemachten, Barken bedekt war. In der Stadt sahe man geräumige und bequeme, von Stetnen erbaute, Häuser, Märkte, Kaufmannsladen, die von goldnen und silbernen gravirten und geschnizten Arbeiten, von irdnem und lakirtem Geschirr, von Baumwollenzeugen, und von künstlichen Federgeweben, strahlten, welche nach den herrlichsten Schattirungen zusammengesezt waren.

Bei dem grossen Markte, war ein Pallast, wo man den Kaufleuten summarisch Recht sprach, wie auf dem Gerichtshause der Consuls zu Paris, welches erst nach der Zerstörung des Mexikanischen Reichs, unter Karl's des IX. Regierung ist errichtet worden. Verschiedne Palläste des Kaisers Montezuma machten die Stadt noch prächtiger. Einer derselben ruhte auf Säulen von Jaspis, und verwahrte die Seltenheiten, welche blos zum Ver-

Consuls. So heissen in Paris und in siebenundsechzig andern Städten Frankreichs die Richter und Beisizer des Handelsgerichts. Der erste von diesen Consuls hat den Titel *Juge Consul*. Sie führen alle ihr Amt nur auf Ein Jahr; müssen in Frankreich geboren und Kaufleute sein oder gewesen sein.

Schmidlin.

gnügen dienten. Ein andrer war mit Waffen zum Angrif und zur Vertheidigung angefüllt, die mit Gold und Edelgesteinen besezt waren. Noch ein andrer war mit grossen Gärten umgeben, in welchen man nichts als Arzneigewächse anbaute. Diese wurden von den Aufsehern unentgeldlich an die Kranken ausgetheilt. Der Erfolg des Gebrauchs dieser Pflanzen musste dem Kaiser berichtet werden, und die Aerzte führten nach ihrer Art ein Register darüber, ohne das Schreiben zu verstehen. Die andern Arten von Pracht beweisen nur den Fortgang der Künste; diese aber zeugt von den Fortschritten der Moral.

Wenn es nicht der menschlichen Natur eigen wäre, das Beste und Schlimmste in sich zu vereinigen, so könnte man nicht begreifen, wie diese Moral sich mit den Menschenopfern reimte, deren Blut zu Mexiko vor dem Götzenbilde des Vizlipuzli floß, der für den Gott der Kriegsheere gehalten ward. Die Gesandten des Montezuma erzälten, wie man sagt, dem Kortes, daß ihr Herr, in seinen Kriegen, jedes Jahr an zwanzigtausend Feinde, in dem grossen Tempel zu Mexiko, geopfert hätte. Dies ist eine greuliche Uebertreibung,

und es fällt in die Augen, daß man dadurch nur den Ungerechtigkeiten des Siegers dieses Montezuma einen Anstrich geben wollte. Als aber die Spanier endlich in diesen Tempel kamen, fanden sie, unter den Zierraten desselben, Menschenschedel, die wie Siegeszeichen aufgehangen waren. So schildert uns das Alterthum den Tempel Dianens im Taurischen Chersones.

Es giebt wenige Völker, deren Religion nicht unmenschlich und blutdürstig gewesen ist. Wir wissen, daß die Gallier, die Syrier, und die alten Griechen, Menschen opferten. Das Gesez der Juden schien diese Opfer zu erlauben; denn es steht im dritten Buch Mosis: Wenn eine lebendige Seele Gotte verlobt worden, so kann sie nicht gelöst werden, sondern mus des Todes sterben. Die Bücher der Juden berichten, daß, als sie das kleine Land der Kananäer überfielen, sie, in verschiednen Dörfern, Männer, Weiber, Kinder und Hausthiere niedermachten, weil sie Gotte gelobt waren. Auf dieses Gesez gründete sich Jephtha's Gelübde, der seine Tochter opferte, und Saul's,

der seinen Sohn geopfert, hätte das Heer nicht dawider gemurret.

Durch eben dieses Gesez ward auch Samuel berechtigt, den König Agag, der Saul's Kriegsgefangner war, zu erwürgen, und in Stükke zu zerhauen; eine so entsezliche und ekelhafte Hinrichtung, als alles, was man bei den Wilden gräsliches sehn kann, und die noch dazu eine abscheuliche Sünde wäre, wenn Gott selbst, dieser Schiedsrichter über Leben und Tod, den man nicht zur Rechenschaft ziehn kann, dieselbe nicht in den unergründlichen Tiefen seiner Gerechtigkeit also verordnet hätte. Die Mexikaner scheinen überdies nur ihre Feinde geopfert zu haben; denn sie waren keine Menschenfresser, wie einige sehr wenige Amerikanische Völkerschaften.

In allen übrigen Stükken war ihre Polizei menschlich und weise. Erziehung machte einen der wichtigsten Gegenstände der Regierung aus. Für beide Geschlechter fand man öffentliche Schulen errichtet. Wir bewundern noch die alten Aegypter, daß sie wusten, daß das Jahr ungefähr von dreihundertundfünfundsechszig Tagen bestehe. Die Mexikaner waren ihrer Sternkunde eben so weit gekommen.

Der Krieg ward bei ihnen nach Grundgesezen der Kunst geführt; dies hatte ihnen so viel Ueberlegenheit über ihre Nachbaren gegeben. Eine grosse Ordnung in den Finanzen hielt die Grösse dieses Reiches aufrecht, welches von seinen Nachbarn gefürchtet und beneidet ward.

Aber die kriegrischen Thiere, worauf die vornemsten Spanier ritten, der künstliche Donner, der sich in ihren Händen zu bilden schien, die hölzernen Schlösser, worin sie auf dem Ocean getragen wurden, das Eisen, womit sie bedekt waren, ihre Märsche, die eben so viel Siege waren, so viele Gegenstände der Bewunderung, nebst jener Schwachheit, die die Völker zur Bewunderung hinreisst, alles dieses machte, daß Kortes, als er in der Stadt Mexiko ankam, von Montezuma als sein Herr, und von den Einwohnern als ihr Gott, empfangen ward. Man fiel in den Strassen auf die Kniee, wenn ein Spanischer Pferdeknecht vorüberging. Ja, man erzält, daß ein Kazike, durch dessen Gebiet ein Spanischer Käpitän ging, demselben Sklaven und Wildpret anbot. Bist Du ein Gott, sagte er zu ihm, so nimm diese Menschen, und

ts sie. Bist Du ein Mensch, so sind hier Speisen, welche diese Sklaven für Dich zubereiten sollen.

Diejenigen, welche diese seltsame Begebenheiten geschrieben haben, wollten sie noch durch Wunderwerke heben, die in der That nur dazu dienen, sie herabzusezen. Das wahre Wunder war das Betragen des Kortes. Der Hof des Kaisers Montezuma gewöhnte sich nach und nach an seine Gäste, und fing an, sie für Menschen zu halten. Ein Theil der Spanier war zu Veracruz auf dem Wege nach Mexiko. Ein General des Kaisers, welcher geheime Befele hatte, griff sie an, und obgleich seine Truppen geschlagen wurden, so blieben doch drei oder vier Spanier auf dem Plaze. Des einen Kopf ward sogar an den Kaiser Montezuma eingesandt.

Nun that Kortes den kühnsten Schritt der Staatskunst, der jemals ist gethan worden. Mit funfzig Spaniern, und in Begleitung der Donna Marina, die noch immer seine Dolmetscherin ist, geht er in den Pallast, wendet Ueberredungen und Drohungen an, führt den Kaiser gefangen in das Quartier der Spanier, und zwingt denselben, ihm diejeni-

gen auszuliefern, welche die Seinigen zu Vera-cruz angegriffen haben, läßt, wie ein General, der einen gemeinen Soldaten bestraft, den Kaiser an Händen und Füssen fesseln, und nötigt ihn in der Folge, sich öffentlich für einen Vasallen Karl's des V. zu erklären.

Montezuma, und die Vornemsten des Reichs, geben, als eine Folge ihrer Huldigung, einen Tribut von sechsmalhunderttausend Mark reinen Goldes, nebst einer unglaublichen Menge von Edelgesteinen, und verarbeiteten Golde, und von allem, was der Kunstfleis mehrerer Jahrhunderte an Seltenheiten hervorgebracht hatte. Ein Fünftheil davon legte Kortes für seinen Herrn bei Seite, ein Fünftheil nam er für sich, und den Ueberrest theilte er unter seine Soldaten aus.

Man kann unter die grössten Wunder rechnen, daß die Erobrer dieser neuen Welt sich unter einander selbst zerrissen, und doch die Erobrungen nicht darunter litten. Nie war eine wahre Geschichte weniger wahrscheinlich. Unterdessen, daß Kortes im Begrif stand, das Mexikanische Reich mit fünfhundert Mann, die ihm übrig blieben, zu unterjochen, schikt Velasquez, der Gouverneur von Kuba, den

der

der Ruhm seines Lieutenants Kortes mehr beleidigte, als sein Ungehorsam, fast alle seine Truppen, dse in achthundert Infanteristen, achtzig wohlberittnen Reitern, und zwei kleinen Kanonen, bestanden, um Kortes zum Gehorsam zu bringen, ihn gefangen zu nemen, und den Lauf seiner Siege zu verfolgen.

Kortes, der auf der einen Seite gegen tausend Spanier zu fechten, und auf der andern das feste Land im Zaum zu halten hatte, lies achtzig Mann zurük, die ihm für das ganze Mexiko stehen sollten, und ging mit dem Ueberrest auf seine Landesleute los. Er schlägt einen Theil derselben, und bringt die übrigen auf seine Seite. Kurz, diese Armee, welche gekommen war, ihn zu vertilgen, geht zu seinen Fahnen über, und er kehrt mit derselben nach Mexiko zurük.

Der Kaiser war noch immer in seiner eignen Hauptstadt im Gefängnis, von achtzig Soldaten bewacht. Der Befelshaber derselben, Namens Alvarado, nam, auf ein wahres oder falsches Gerücht, daß die Mexikaner eine Verschwörung machten, ihren Kaiser zu befreien, die Zeit eines Festes wahr, da

Bayerische Staatsbibliothek München

zweitausend der vornemsten Herren sich in ihren starken Getränken berauscht hatten. Er fällt mit funfzig Soldaten über sie her, macht sie und ihr Gefolge ohne Widerstand nieder, und nimmt ihnen alles Geschmeide von Gold und Edelgesteinen ab, womit sie sich zu diesem Feste geschmükt hatten.

Diese Grausamkeit, welche das ganze Volk mit Recht einer rasenden Habsucht zuschrieb, empörte die äusserst geduldige Nation, und als Kortes ankam, fand er zweimalhunderttausend Amerikaner in Waffen gegen achtzig Spanier, die sich bemühten, sich zu vertheidigen, und den Kaiser zu bewachen. Sie belagerten Kortes, um ihr Oberhaupt zu befreien, und stürzten sich haufenweise den Kanonen und Musketen entgegen. Antonio de Solis nennt diese That eine Rebellion, und diese Tapferkeit Tollkühnheit; so sehr theilte sich die Ungerechtigkeit der Ueberwinder auch sogar den Schriftstellern mit.

Der Kaiser Montezuma blieb in einem dieser Treffen, in welchem er unglüklicherweise von der Hand seiner eignen Unterthanen war verwundet worden. Kortes war dreist genug, diesem Könige, an dessen Tode er Schuld war,

den Vorschlag zu thun, daß er im Sterben ein Christ werden möchte. Seine Beischläferin Donna Marina vertrat die Stelle eines Katecheten. Vergeblich rief der sterbende König die Rache des Himmels auf seine Kronenräuber herab. Er hinterlies Kinder, die noch schwächer waren, als er, und denen die Könige von Spanien ohne Furcht Ländereien in Mexiko selbst überliessen. Noch heut zu Tage wohnen die von diesem mächtigen Kaiser in grader Linie abstammende Nachkömmlinge mitten in Mexiko. Sie heissen Grafen von Montezuma, und sind gemeine Christliche Edelleute, die sich durch nichts vom grossen Haufen auszeichnen.

Eben so haben die Türkischen Sultane eine Familie der Paläologen in Konstantinopel fortleben lassen. Die Mexikaner erwählten einen neuen Kaiser, der, so wie sie, vor Begierde brannte, sich zu rächen. Dies ist der berühmte Guatimozin, dessen Schiksal noch trauriger war, als Montezuma's. Er brachte ganz Mexiko gegen die Spanier unter Waffen.

Verzweiflung, hartnäkkige Rachsucht, und Has, trieben diese Schaaren immer auf die

nemlichen Menschen los, welche sie vorher nicht anders, als kniend, anzublikken wagten. Die Spanier wurden des Niedermezelns müde, und von den Amerikanern drangen immer neue Haufen hinzu, ohne den Mut zu verlieren. Kortes ward genötigt, die Stadt zu verlassen, um nicht ausgehungert zu werden; aber die Mexikaner hatten alle Dämme durchgebrochen. Die Spanier schlugen Brükken von den Leichnamen ihrer Feinde; verloren aber, auf ihrem blutigen Rükzuge, alle Schäze, die sie, für Karl'n den V. und für sich, geraubt hatten. Jeder Marsch war eine Schlacht. Man büsste immer einige Spanier ein, deren Blut viele Tausende dieser Unglüklichen, die beinahe nakt fochten, mit ihrem Leben bezalen mussten.

Kortes hatte keine Flotte mehr. Er lies, durch seine Soldaten, und durch die Tlaskalier, die er bei sich hatte, neun Fahrzeuge bauen, um wieder in die Stadt zu kommen, und zwar auf eben dem See, der ihm das Eindringen in dieselbe zu verwehren schien.

Die Mexikaner scheuten sich nicht, ein Seetreffen zu wagen. Vier- bis fünftausend Kanots, jedes mit zwei Mann besezt, bedek-

ten den See und griffen die neun Fahrzeuge des Kortes an, auf welchen etwa dreihundert Mann befindlich waren. Die neun Brigantinen, welche Kanonen führten, warfen bald die feindliche Flotte über den Haufen. Kortes, mit dem Ueberrest seiner Truppen focht auf den Dämmen. Zwanzig in diesem Treffen gebliebne, und sieben oder acht gefangne, Spanier machten in diesem Welttheile einen wichtigern Verlust aus, als die Menge unserer Todten in unsern hiesigen Schlachten. Die Gefangnen wurden im Tempel zu Mexiko geopfert.

Endlich aber ward, nach neuen Schlachten, Guatimozin und die Kaiserin, seine Gemalin, gefangen. Dies ist eben der Guatimozin, der sich durch seine Antwort so berühmt machte, als ein Schäzeeinsammler des Königs von Spanien ihn auf glühende Kohlen sezen lies, um herauszubringen, an welchem Ort des Sees er seine Reichthümer hatte versenken lassen. Sein Oberpriester, der zu eben der Marter verurtheilt war, schrie vor grossen Schmerzen, als Guatimozin ihm sagte: Denkst Du denn, daß ich hier auf Rosen size?

1521. Kortes ward nun unumschränkter Herr der Stadt Mexiko, mit welcher der ganze Ueberrest des Reichs, nebst allen benachbarten Gegenden, unter Spanische Botmässigkeit kam.

Was war der Lohn für die unerhörten Dienste des Kortes? Eben der, den Kolumbo davon trug. Er ward verfolgt; und der nemliche Bischof Fonseca, der Schuld daran gewesen war, daß Amerika's Entdekker, in Fesseln geschlagen, zurükgeschikt ward, wollte den Sieger eben so behandeln. Kurz, bei allen Titeln, womit Kortes in seinem Vaterlande beehrt ward, stand er doch in geringer Achtung. Kaum konnt' er von Karl'n dem V. eine Audienz erhalten. Eines Tages drängte er sich durch das Volk, welches die Kutsche des Kaisers umringte, und stieg auf den Kutschentritt. Karl fragte, was das für ein Mensch wäre? Der Mensch, antwortete Kortes, der Euch mehr Länder gegeben hat, als Eure Vorältern Euch Städte hinterlassen haben.

Achtes Kapitel.

Eroberung von Peru.

Kortes hatte Karl'n dem V. neue Länder von mehr als zweihundert Meilen Länge, und hundertundfunfzig Meilen Breite unterworfen; glaubte aber doch, noch nicht genug gethan zu haben. Die Landenge, in welche sich das feste Land von Amerika zwischen zwei Meeren zusammendrängt, ist noch nicht fünfundzwanzig gemeine Meilen breit.

Von der Spize eines Berges, nahe bei Nombre de Dios, sieht man von einer Seite das Meer, welches sich von Amerika bis an unsre Küsten erstrekt, und von der andern das Meer, welches bis nach Indien geht. Das erstere ward die Nordsee genannt, weil wir gegen Norden liegen; das andre die Südsee, weil Indien gegen Süden liegt. Man versuchte also schon im Jahre 1513, durch Beschiffung dieser Südsee, neue Länder zu erobern.

Zwei gemeine Abenteurer, Diego d'Almagro und Francesco Pizarro, die nicht einmal ihren Vater kannten, und deren Erziehung war so vernachlässigt worden, daß sie

weder schreiben noch lesen konnten, waren diejenigen, durch welche Karl der V., um das Jahr 1527, neue weitläuftigere und reichere Länder eroberte, als Mexiko war.

Sie steuern gleich Anfangs grade nach Süden, und entdekken dreihundert Meilen Amerikanischer Küsten. Bald hören sie sagen, daß gegen die Aequinoktiallinie, und unter dem andern Wendezirkel, ein ungeheuer grosses Land liegt, wo Gold, Silber und Edelgesteine häufiger und gemeiner sind, als Holz, und daß dasselbe von einem eben so despotischen Könige beherrscht wird, als Montezuma; denn in der ganzen Welt ist Despotismus die Frucht des Reichthums.

Von Kusko, und den Gegenden am Wendezirkel des Steinboks, bis zur Höhe der Perleninseln, im sechsten Grad nördlicher Breite, erstrekte ein einziger König seine unumschränkte Herrschaft durch eine Strekke von beinahe dreissig Graden. Er war von einem Geschlechte der Erobrer, die man Inkas nennt. Der erste dieser Inkas, welcher das Land unterjocht, und demselben Geseze vorgeschrieben hatte, ward für einen Sohn der Sonne gehalten. So sind die polizirtesten Völker

der alten und neuen Welt einander in dem Gebrauche ähnlich gewesen, ausserordentliche Menschen, es mochten nun Erobrer, oder Gesezgeber, sein, zu vergöttern.

Garcilasso de la Vega, der von diesen Inkas abstammte, ward nach Madrid gebracht, und schrieb ihre Geschichte um das Jahr 1608. Er war damals schon alt, und sein Vater konnte leicht ein Augenzeuge von der um das Jahr 1530 erfolgten Staatsveränderung gewesen sein. Er konnte zwar die umständliche Geschichte seiner Vorältern nicht mit Zuverlässigkeit wissen. Kein einziges Volk in Amerika hatte die Kunst zu schreiben gekannt, und darin glichen sie alle den alten Tatarischen Nationen, den Einwohnern des südlichen Afrika, unsern Vorfahren den Celten, und den mitternächtigen Völkern. Keine dieser Nationen hatte irgend etwas, welches die Stelle der Geschichte vertreten konnte.

Die Peruaner brachten die vornemsten Begebenheiten, durch Knoten, welche sie in Bindfaden schürzten, auf die Nachwelt. Im Allgemeinen aber gehen die Grundgeseze, die wesentlichsten Religionspunkte, und die grossen Thaten, ohne die kleinen dazugehörigen Ne-

benumstände, zuverlässig genug von Mund zu Mund; und so konnte Garcilasso füglich von einigen Hauptbegebenheiten, unterrichtet sein. Dies sind die einzigen Gegenstände, wobei er Glauben verdient.

Er versichert, daß man in ganz Peru die Sonne anbetete, welcher Gottesdienst vernünftiger ist, als irgend ein andrer, in einer Welt, wo gar keine Offenbarungen statt fanden. Plinius bei den Römern, in den aufgeklärtesten Zeiten, nimmt keine andre Gottheit an. Plato, noch aufgeklärter, als Plinius, hatte die Sonne den Sohn Gottes, den Abglanz des Vaters, genannt; und lange vorher ward dieses Gestirn von den Magiern, und den alten Aegyptern, verehrt. Die nemliche Wahrscheinlichkeit und der nemliche Irrthum herrschte in beiden Halbkugeln der Welt.

Die Peruaner hatten Obelisken, und regelmässige Sonnenzeiger, um die Punkte der Nachtgleichen und der Sonnenwenden zu bezeichnen. Ihr Jahr bestand aus dreihundertundfünfundsechszig Tagen; vielleicht erstrekte sich die Wissenschaft der alten Aegypter nicht weiter. Sie hatten Wunderwerke der Baukunst aufgeführt, und mit erstaunlicher Kunst Bild-

fäulen ausgehauen. Es war die polizirteste und betriebsamste Nation der neuen Welt.

Der Inka-Huaskar, Bruder des lezten Inka's, Atahualpa, den man auch Atahualipa und sehr oft Atabaliba nennt, unter welchem dieses weitläuftige Reich ein Ende nam, hatte dasselbe sehr vermehrt und verschönert. Dieser Inka, der das ganze Land um Quito, der heutigen Hauptstadt von Peru, eroberte, hatte, durch die Hände seiner Sol= daten, und der überwundnen Völker, eine grosse Landstrasse von fünfhundert Meilen, von Kuskö bis nach Quito, über-ausgefüllte Abgründe und abgetragne Berge, anlegen las= sen. Dieses Denkmal des Gehorsams und des menschlichen Fleisses ist hernach von den Spaniern nicht erhalten worden. Leute, die immer von einer halben Meile zur andern in Bereitschaft standen, brachten die Befele des Monarchen durch das ganze Land. So war die Polizei beschaffen. Und wenn man von der Pracht urtheilen will, so braucht man nur zu wissen, daß der König, auf seinen Reisen, auf einem goldnen Thron getragen ward, den man am Gewicht fünfundzwanzigtausend Du= katen schwer befand, und daß die mit Golde

beschlagne Sänfte, worauf der Thron befestigt war, von den höchsten Staatsbedienten getragen ward.

Bei den friedlichen und gottesdienstlichen Ceremonien zur Ehre der Sonne wurden Tänze gehalten. Nichts ist natürlicher; dies ist einer der ältesten Gebräuche auf unsrer Halbkugel. Huaskar, um den Tänzen mehr Ernst und Würde zu geben, lies die Tänzer eine goldne Kette tragen, welche siebenhundert geometrische Schritte lang, und so dik war, wie eine Faust. Jeder Tänzer trug ein Glied der Kette. Man kann hieraus schliessen, daß das Gold in Peru gemeiner war, als bei uns das Kupfer.

Francesko Pizarro grif dieses Reich mit zweihundertundfunfzig Infanteristen, sechszig Reitern, und einem Duzend kleiner Kanonen, an, welche oft von Sklaven der schon unterjochten Länder gezogen wurden. Er erreicht auf der Südsee die Höhe von Quito, jenseits dem Aequator. Damals regierte Huaskar's Bruder Atahualpa. Er stand bei Quito mit etwa vierzigtausend Soldaten, die mit Pfeilen und Spiessen von Gold und Silber bewafnet waren.

Pizarro fing, wie Kortes, mit einer Gesandschaft an, womit er dem Inka Karl's des V. Freundschaft anbot. Der Inka antwortet, daß er die Plünderer seines Reichs nicht anders zu Freunden annemen kann, als wenn sie alles herausgeben, was sie unterwegs geraubt haben, und nach dieser Antwort geht er auf die Spanier los. Als die Armee des Inka's und das kleine Häuflein Spanier einander im Gesicht waren, wollten die Spanier auch sogar den Schein der Religion auf ihrer Seite haben. Ein Mönch, Namen Vinzenz Valverde, der schon zum Bischof dieses Landes ernannt war, das ihnen noch nicht gehörte, nähert sich, in Begleitung eines Dollmetschers, mit einer Bibel in der Hand, dem Inka, und sagt ihm, er müsse glauben, was in diesem Buche stände, wobei er ihm zugleich über die Geheimnisse des Christenthums eine lange Predigt hält. Die Geschichtschreiber sind nicht einig darüber, wie die Predigt aufgenommen ward, melden aber einstimmig, daß sie sich mit der wirklichen Schlacht endigte.

Die Kanonen, die Pferde, und die eisernen Waffen, thaten auf die Peruaner die

nemliche Wirkung, wie auf die Mexikaner. Man hatte keine andre Mühe, als todtzuschlagen. Atahualpa ward von den Siegern von seinem goldnen Thron heruntergerissen, und in Fesseln geschlagen.

Dieser Kaiser versprach eine allzugrosse Ranzion, um sich schnell in Freiheit zu sezen. Er machte sich, wie Herrera und Zarata sagen, anheischig, so viel Gold zu geben, als einer von den Sälen seines Pallastes, so hoch er mit der Hand über sich reichen könnte, fassen würde. Gleich gehn seine Kuriere von allen Seiten ab, um diese ungeheure Ranzion zusammenzubringen, und mit jedem Tage kommt Gold und Silber bei den Spaniern an. Aber ob die Peruaner etwa müde wurden, das Land, einem Gefangnen zu gefallen, auszuplündern, oder ob Atahualpa selbst nicht hinlänglich darauf drang; genug, das Versprechen ward nicht ganz erfüllt. Die Sieger wurden verdrieslich, und ihr getäuschter Geiz machte sie so erbittert, daß sie den Kaiser verurtheilten, lebendig verbrannt zu werden. Die ganze Begnadigung, die sie ihm versprachen, wenn er als ein Christ sterben wollte, bestand darin, daß man ihn erst er-

drosseln, und dann verbrennen wollte. Der nemliche Bischof Valverde unterhielt ihn, durch einen Dolmetscher, vom Christenthum; er küsste denselben, und unmittelbar nachher ward er erdrosselt, und in die Flammen geworfen.

Der unglükliche Inka Garcilasso, der ein Spanier geworden war, berichtet, daß Atahualpa gegen seine Familie sehr grausam gewesen, und also den Tod verdient hätte, aber er hat nicht das Herz, hinzuzusezen, daß es wenigstens den Spaniern nicht zukam, ihn zu bestrafen. Einige Schriftsteller, die selbst Augenzeugen waren, wie Zarata, behaupten, daß Francesko Pizarro schon abgereist war, um Karl dem V. einen Theil von Atahualpa's Schäzen zu überbringen, und daß Almagro allein diese Grausamkeit beging. Der, von mir schon einigemale angeführte, Bischof von Chiapa sezt hinzu, daß man verschiedne Peruanische Hauptleute mit eben dieser Todesstrafe belegte, die, mit einer der Grausamkeit der Ueberwinder gleichkommenden Grosmut, lieber sterben, als die Schäze ihrer Herrn entdekken, wollten.

Von der von Atahualpa schon bezalten Ranzion bekam indessen jeder Spanische Reiter zweihundertundvierzig Mark reinen Goldes, und jeder Infanterist hundertundsechzig. Ungefähr zehnmal so viel Silber ward in eben dem Verhältnisse ausgetheilt. Ein Reiter bekam also ein Drittheil mehr, als ein Infanterist. Die Offiziere bekamen unsägliche Reichthümer, und Karl'n dem V. schikte man dreissigtausend Mark Silber, und dreitausend Mark Gold, in gediegnen Stangen, nebst zwanzigtausend Mark Silber und zweitausend Mark Gold, das nach der Landesart verarbeitet war. Wenn solche Tribute oft angekommen wären, so hätte ihm Amerika dazu gedient, einen Theil von Europa unter dem Joche zu halten, und vornemlich die Päbste, welche ihm diese neue Welt zuerkannt hatten.

Man weis nicht, ob man den hartnäkkigen Mut derjenigen, welche so viele Länder entdekten und eroberten, mehr bewundern, oder ihre wilde Grausamkeit mehr verabscheuen soll; so viel Gutes und so viel Böses flos aus einer und eben derselben Quelle, — aus Habsucht. Diego d'Almagro marschirt nach Kusko, mitten durch feindliche Schaaren, die er zer-

streuen mus. Er dringt, jenseits dem Wendezirkel des Steinboks, bis nach Chili, vor. Ueberall wird, in Karl's des V. Namen, Besiz genommen. Bald nachher werden die Ueberwinder von Peru untereinander uneins, wie Velasquez und Fernando Kortes in Nordamerika.

Diego d'Almagro und Franceſko Pizarro führen einen bürgerlichen Krieg in Kusko selbst, der Hauptstadt der Inkas. Alle Rekruten, die für sie aus Europa angekommen waren, theilen sich, und fechten für den Feldherrn, den sie sich erkohren haben. Sie liefern, dicht an den Mauern von Kusko, eine blutige Schlacht, ohne daß die Peruaner das Herz haben, die Schwächung ihres gemeinschaftlichen Feindes zu benuzen. Vielmehr befanden sich Peruaner bei beiden Heeren, und fochten für ihre Tyrannen. Hernach standen sie, zerstreut in Haufen, in dummer Erwartung, welcher Partei ihrer Zerstörer sie würden gehorchen müssen; und doch war jede Partei nicht stärker, als etwa dreihundert Mann, so sehr hat die Natur die Europäer den Einwohnern der neuen Welt, in allen Stükken, überlegen gemacht. Endlich ward Almagro

gefangen genommen, und sein Nebenbuhler Pizarro lies ihm den Kopf abschlagen; ward aber bald nachher selbst von Almagro's Freunden gemeuchelmordet.

Schon ward die Spanische Regierung in der ganzen neuen Welt eingeführt. Die grossen Provinzen bekamen jede ihren Gouverneur. Es wurden Audienzen errichtet, welche ungefähr mit unsern Parlamentern übereinkommen. Erzbischöfe, Bischöfe, Inquisitionsgerichte, die ganze geistliche Hierarchie, trieben ihr Wesen, wie zu Madrid; als die Feldherrn, welche Peru für den Kaiser Karl'n den V. erobert hatten, dasselbe für sich selbst zu nemen Lust bekamen.

Ein Sohn des Almagro lies sich zum König von Peru ausrufen; andre Spanier aber, die lieber ihrem in Europa wohnenden Herrn gehorchen wollten, als ihrem Kameraden, der sich zu ihrem Oberherrn aufwarf, namen ihn fest, und liessen ihn hinrichten. Ein Bruder des Franzesko Pizarro hatte den nemlichen Ehrgeiz und das nemliche Schikfal. Es gab keine andre Empörung gegen Karl'n den V, als die Rebellionen seiner eignen Spanier; nicht ein einzigmal lehnten sich die unterjochten Völker auf.

Mitten unter den Schlachten, welche sich die Ueberwinder einander lieferten, entdekten sie die Minen von Potosi, welche den Peruanern selbst unbekannt geblieben waren. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß der Erdboden dieser Gegend ganz aus Silber besteht; noch heut zu Tage sind die Gruben bei weitem nicht erschöpft. Die Peruaner arbeiteten an diesen Minen für die Spanier, als für wahre Eigenthümer. Bald nachher fügte man diesen Sklaven noch Neger bei, die man in Afrika erhandelte, und wie zum Dienste der Menschen bestimmtes Vieh nach Amerika überführte.

In der That behandelte man weder diese Neger, noch die Einwohner der neuen Welt, wie Menschen. Der Dominikanermönch las Casas, Bischof von Chiapa, dessen ich schon verschiedentlich Erwähnung gethan habe, verabscheute die Grausamkeiten seiner Landsleute, fühlte Mitleid mit dem Elend so vieler Völker, und hatte das Herz, sich, in Bittschriften, welche noch vorhanden sind, bei Karl'n dem V., und bei seinem Sohn Philipp dem II., darüber zu beschweren. Er beschreibt darin fast alle Amerikaner als sanftmütige und furchtsame

Menschen von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, welche sie natürlicherweise zu Sklaven macht.

Die Spanier, sagt er, sahen an dieser Schwachheit blos die Leichtigkeit, die sich den Siegern darbot, sie aufzureiben, und sie haben in Kuba, in Jamaïka, und auf den benachbarten Inseln, mehr als zwölfmalhunderttausend Menschen um's Leben gebracht, wie Jäger, die ein Revier von wilden Thieren säubern. Ich habe es mit Augen gesehn, sezt er hinzu, wie sie, auf der Insel San Domingo, und auf Jamaïka, die Felder mit Galgen besezten, und diese Unglüklichen, je dreizehn an einem Galgen, aufknüpften, zur Ehre der dreizehn Apostel, wie sie sich ausdrukten. Auch habe ich mit Augen gesehn, daß sie ihren Jagdhunden Kinder zum Zerreissen und Verschlingen vorwarfen.

Ein Kazike der Insel Kuba, Namens Hatuku, ward von ihnen zum Feuer verurtheilt, weil er nicht Gold genug hergegeben hatte; ehe man aber den Scheiterhaufen anzündete, übergab man ihn einem Franziskaner, der ihn er-

mahnte, als ein Christ zu sterben, und ihm dafür den Himmel versprach. Kommen denn die Spanier auch in den Himmel? fragte der Kazike. Ohne allen Zweifel, gab der Mönch zur Antwort. Wenn dem so ist, versezte der Fürst, so hab' ich gar kein Verlangen nach dem Himmel. Ein Kazike von Neugranada, welches zwischen Peru und Mexiko liegt, ward öffentlich verbrannt, weil er fruchtlos versprochen hatte, das Zimmer eines Kapitäns mit Golde zu füllen.

Viele Tausende von Amerikanern dienten den Spaniern statt der Lastthiere, und man schlug sie todt, wenn sie vor Müdigkeit nicht weiter fort konnten. Endlich versichert dieser Augenzeuge, daß dieser kleine Haufe von Europäern auf den Inseln und auf dem festen Lande mehr als zwölf Millionen Amerikaner um's Leben gebracht habe.

Ihr sagt zu Eurer Rechtfertigung, sezt er hinzu, daß diese Unglüklichen sich mit Menschenopfern versündigt hatten; und daß man, zum Beispiel, in dem Tempel zu Mexiko zwanzigtausend Menschen geopfert habe; aber ich neme Himmel und Erde zu Zeugen,

daß die Mexikaner, bei Ausübung dieses barbarischen Kriegesrechts, nicht hundertundfunfzig Kriegsgefangne in ihren Tempeln geschlachtet haben.

Aus allem, was ich jezt angeführt habe, erhellet, daß die Spanier wahrscheinlicherweise die Verbrechen der Mexikaner sehr übertrieben hatten, und daß der gute Bischof von Chiapa seine Vorwürfe gegen seine Landsleute wohl auch zuweilen übertrieb. Wir wollen hier bemerken, daß, wenn man den Mexikanern vorwirft, daß sie zuweilen dem Gotte des Krieges ihre überwundene Feinde zum Opfer geschlachtet haben, die Peruaner dagegen der Sonne niemals ein solches Opfer brachten, als welche sie für den wohlthätigen Gott der Natur hielten. Die Peruanische Nation war vielleicht die sanfteste auf dem ganzen Erdboden.

Endlich waren die wiederholten Beschwerden des Bischofs las Casas nicht mehr vergeblich. Die von Europa überschikten Gesezze haben das Schiksal der Amerikaner gemildert. Sie sind heut zu Tage abhängige Unterthanen, aber keine Sklaven.

Neuntes Kapitel.

Erste Reise um die Welt.

Diese Mischung von Grösse und Barbarei erweckt Erstaunen und Unwillen. Zu viele Abscheulichkeiten verunehren die grossen Thaten der Sieger von Amerika; aber Kolumbo's Ruhm ist rein und ohne Flekken. Eben so ist der Ruhm des Magalhaens beschaffen, den wir Magellan zu nennen pflegen, und der es unternam, die ganze Erdkugel zu umsegeln; auch der Ruhm eines Sebastian Cano, der zuerst diese wunderbare Reise vollendete, die heut zu Tage kein Wunder mehr ist.

Es war im Jahre 1519, im Anfange der Spanischen Eroberungen in Amerika, und mitten in den grossen Fortschritten der Portugiesen in Asien und Afrika, als Magellan für Spanien die nach ihm benannte Meerenge entdekte, zuerst in die Südsee kam, von Westen nach Osten segelte, und die Inseln entdekte, die hernach die Marianischen genannt wurden.

Diese nahe an der Linie liegenden Marianischen Inseln sind einer besondern Aufmerksamkeit wehrt. Die Einwohner kannten kein Feuer, und es war ihnen auch schlechterdings unnüz.

Sie nährten sich von den Früchten, die ihr Land in Ueberflus hervorbringt, vornemlich vom Kakao, vom Sago, der vorzüglicher ist, als Reis, und von einem gewissen Teig, der wie das beste Brod schmekt, und in dem Gipfel eines grossen Baums in einer Schale wächst. Man behauptet, daß sich die gewöhnliche Dauer ihres Lebens auf hundertundzwanzig Jahre erstrekt. Eben dieses sagt man von den Brasiliern. Diese Insulaner waren weder wild, noch grausam; und es fehlte ihnen an keiner Bequemlichkeit, die sie verlangen konnten. Ihre von Brettern des Kakaobaums mit dem zierlichsten Fleis erbauten Häuser waren reinlich und regelmässig. Sie bauten ihre Gärten, die nach der Kunst angelegt waren; und vielleicht waren sie unter allen Menschen am wenigsten unglüklich und am wenigsten böse. Indessen nannten doch die Portugiesen ihr Land die Diebesinseln, weil diese Völker, die keinen Begrif von Mein und Dein hatten, einigen Schifsvorrat aufzehrten. Sie hatten eben so wenig eine Religion, als die Hottentotten, oder viele andre Afrikanische und Amerikanische Nationen.

Aber jenseits diesen Inseln, wenn man nach den Molukkischen Inseln hinsteuert, lie-

gen andre, wohin, zu den Zeiten der Kalifen, die Muhammedanische Religion gebracht worden. Die Muhammedaner waren über das Indische Meer dahin gekommen, und die Christen kamen über die Südsee an. Hätten die Arabischen Muhammedaner den Kompas gekannt, so wären sie die Entdekker von Amerika geworden. Sie waren schon auf dem rechten Wege; aber sie sind mit ihrer Schiffahrt nie weiter gekommen, als bis zur Insel Mindano, welche den Manillischen Inseln westwärts liegt. Dieses inselvolle Meer von ungemeiner Grösse war mit Menschen von verschiednen Arten bevölkert, deren einige weis, andre schwarz, und wieder andre olivenfarbig, oder rot, waren. Man hat die Natur, in den heissen Himmelsstrichen immer abwechselnder gefunden, als in den nördlichen Gegenden.

Uebrigens war dieser Magellan ein Portugiese, dem man eine Gehaltszulage von sechs Thalern verweigert hatte. Diese Weigerung brachte ihn zu dem Entschlus, in Spanische Dienste zu gehn, und bei Amerika eine Durchfahrt zu suchen, um an den Besizungen der Portugiesen in Asien Theil zu nemen. Und

nach seinem Tode liessen sich seine Reisegefährten wirklich auf Tidor, der vornemsten Molukkischen Insel, nieder, wo die allerkostbarsten Gewürze wachsen.

Die Portugiesen erstaunten nicht wenig, die Spanier daselbst vorzufinden, und konnten nicht begreifen, wie dieselben über das östliche Meer dorthin gekommen wären, da alle Portugiesische Schiffe nur von Westen aus dahin kommen konnten. Sie vermuteten gar nicht, daß die Spanier einen Theil der Erdkugel umschift hätten. Es war eine neue Geographie nötig, um den Streit der Spanier und der Portugiesen zu entscheiden, und den Ausspruch zu berichtigen, den der Römische Hof über ihre Ansprüche und über die Grenzen ihrer Entdekkungen gethan hatte.

Man muss wissen, daß, als der berühmte Prinz Dom Heinrich anfing, die Grenzen der Welt für uns weiter hinauszurükken, die Portugiesen den Pabst ersuchten, ihnen den Besiz alles desjenigen zu bestätigen, was sie entdekten. Die Gewohnheit war beibehalten worden, Königreiche vom heiligen Stuhl zu erbitten, seitdem Gregor der VII. sich in den Besiz gesezt hatte, dergleichen zu vergeben. Man

glaubte, sich dadurch gegen fremde Eingriffe sicher zu stellen, und die Religion, zum Besten dieser neuen Niederlassungen, in's Spiel zu mischen. Verschiedne Päbste bestätigten also der Krone Portugal die Rechte, die sie erworben hatte, und die sie ihr nicht nemen konnten.

Als die Spanier anfingen, sich in Amerika niederzulassen, theilte der Pabst Alexander der VI. die beiden neuen Welten, die Americanische nemlich und die Asiatische, in zwei Theile. Alles was den Azorischen Inseln ostwärts lag, sollte den Portugiesen gehören, alles Westliche ward den Spaniern angewiesen. Man zog eine Linie über die Weltkugel, welche die Grenzen dieser beiderseitigen Rechte bezeichnete, und die man die Markationslinie nennt. Magellan's Reise machte einen Querstrich durch diese Päbstliche Linie. Die Marianischen, Philippinischen und Molukkischen Inseln lagen im Osten der Portugiesischen Entdekkungen. Man musste also eine andre Linie ziehn, und die hies nun die Demarkationslinie. Was ist nun wohl erstaunlicher? dieses, daß man so viele Länder entdekt hat? oder dieses, daß die Bischöfe von Rom alle diese Länder verschenkten?

Alle diese Linien kamen von neuem in Unordnung, als die Portugiesen in Brasilien landeten. Sie wurden eben so wenig von den Franzosen und Engländern geachtet, welche sich hernach in Nordamerika festsezten. Es ist zwar wahr, daß besonders die Engländer, nach den reichen Aernten der Spanier, nur die Nachlese hielten; aber sie haben daselbst doch immer beträchtliche Niederlassungen angelegt.

Die traurige Wirkung aller dieser Entdekkungen und Auswanderungen hat darin bestanden, daß die handelnden Nationen sich immer in Amerika und Asien bekriegt haben, sobald sie sich in Europa Krieg angekündigt hatten. Sie haben ihre aufkeimende Kolonieen wechselseitig zerstört. Die ersten Reisen hatten die Vereinigung aller Nationen zum Endzwek. Die lezten wurden unternommen, um uns am Ende der Welt einander aufzureiben.

Es ist ein grosses Rätsel, zu wissen, ob Europa bei den Niederlassungen in Amerika gewonnen hat. Es ist gewis, daß die Spanier anfänglich unermesliche Reichthümer daher zogen; aber Spanien ward entvölkert, und der Antheil, den so viel andre Nationen endlich an diesen Schäzen namen, hat die Gleichheit wiederher-

gestellt, die sie anfänglich unterbrochen hatten. Der Preis der Waaren ist überall gestiegen. Also hat im Grunde Niemand gewonnen. Es wäre nun noch auszumachen, ob die Koschenille und die Chinarinde Wehrt genug haben, für den Verlust so vieler Menschen schadlos zu halten.

Zehntes Kapitel.

Von Brasilien.

Als die Spanier den reichsten Theil der neuen Welt an sich zu reissen suchten, vernachlässigten die, mit den Schäzen der alten Welt überflüssig gesättigten, Portugiesen das Land Brasilien, welches sie im Jahre 1500 entdekten, ohne es zu suchen.

Ihr Admiral Kabral, nachdem er über die Inseln des grünen Vorgebirges hinausgesegelt war, um durch das Südmeer von Afrika nach den Malabarischen Küsten zu gelangen, steuerte so weit nach Westen, daß er das Land Brasilien erblikte, welches von allen Gegenden des Amerikanischen festen Landes Afrika am nächsten liegt. Nur dreissig Grad Länge trennen dieses Land vom Berge Atlas; und es hätte

billig das erste sein müssen, das entdekt ward. Es ward fruchtbar befunden, und es herrschte daselbst ein immerwährender Frühling. Alle Einwohner waren gros, wohlgewachsen, stark, von rötlichter Farbe, und gingen nakt, bis auf einen breiten Gürtel, der ihnen, statt der Tasche, diente.

Diese Völker lebten von der Jagd, und hatten daher nicht immer ihre gewisse Nahrung. Sie waren folglich notwendigerweise wild, und bekriegten sich mit ihren Pfeilen und Streitkolben um einige Stükke Wildpret, wie die polizirte Barbaren der alten Welt um einige Dörfer zu thun pflegen. Zorn und Rachgier wegen eines erlittnen Unrechts gab ihnen oft die Waffen in die Hände, wie man solches von den ersten Griechen und den Asiaten zu erzälen pflegt. Sie opferten keine Menschen, weil sie gar keinen Gottesdienst, und also auch keine Opfer zu bringen hatten, wie die Mexikaner, aber sie frassen ihre Kriegsgefangnen; und Amerigo Vespucci meldet in einem seiner Briefe, daß sie sich sehr wunderten, als er ihnen zu verstehen gab, daß die Europäer ihre Gefangnen nicht speisen.

Uebrigens gab es bei den Brasiliern keine andre Gesezе, als die von der versammelten Völ-

Verschaft, für den gegenwärtigen Augenblik, auf ein Geratewohl beliebt wurden; der bloße Naturtrieb beherrschte sie. Dieser trieb sie an, zu jagen, wenn sie Hunger hatten, sich mit den Weibern zu begatten, wenn ihr Gefühl sie dazu reizte, oder diesem Bedürfnis bei jungen Mannspersonen ein Gnüge zu thun.

Diese Völker sind ein ziemlich starker Beweis, daß Amerika der alten Welt niemals bekannt gewesen ist; sonst würde man in dieses von Afrika nicht weit entlegne Land einige Religion überbracht haben. Es hätte durchaus einige Spur von dieser Religion übrig bleiben müssen, sie hätte beschaffen sein mögen, wie sie wollte; aber man traf nichts davon an. Einige Scharlatans, welche Federn auf dem Kopfe trugen, munterten das Volk zum Treffen auf, machten dasselbe auf den neuen Mond aufmerksam, und gaben ihm Kräuter, die seine Krankheiten nicht heilten. Daß man aber Priester, Altäre und Gottesdienst gefunden hätte, daß hat kein einziger Reisender behauptet, so gros auch der Hang war, dergleichen zu erzälen.

Die Mexikaner und Peruaner, als policirte Völker, hatten einen förmlichen Gottesdienst. Die Religion erhielt bei ihnen den Staat auf-

recht, weil sie dem Landesherrn gänzlich untergeordnet war; aber bei den Wilden ohne Bedürfnis und ohne Policei war gar kein Staat vorhanden.

Portugal lies, beinahe funfzig Jahre lang, die Kolonieen, welche ihre Kaufleute nach Brasilien geschikt hatten, ohne Unterstüzung schmachten. Endlich machte man daselbst im Jahre 1559. dauerhafte Einrichtungen, und die Könige von Portugal empfingen nun Tribut aus beiden Welten. Brasilien bereicherte die Spanier, als der König derselben Philipp der II. sich, im Jahre 1581, des Königreichs Portugal bemächtigte. Die Holländer namen es, in den Jahren von 1625. bis 1630, den Spaniern fast ganz wieder ab.

Eben diese Holländer namen den Spaniern alles weg, was Portugal in der alten und neuen Welt angelegt hatte. Nachdem Portugal endlich das Spanische Joch abgeschüttelt hatte, nam es die Küsten von Brasilien wieder in Besiz. Dieses Land brachte seinen neuen Herren alles ein, was die Spanier aus Mexiko, Peru und den Inseln, zogen — Gold, Silber und kostbare Waaren. Sogar in unsern neuern Zeiten hat man daselbst Diamantgruben entdekt,

die

die eben so ergiebig sind, als die zu Golkonda. Aber was geschah? So viele Reichthümer machten die Portugiesen arm.

Die nach Asien und Brasilien geschikten Kolonieen hatten viele Einwohner weggenommen. Andre rechneten zu sehr auf das Gold und auf die Diamanten, und vernachlässigten darüber die wahren Goldgruben — Akkerbau und Manufakturen. Ihre Diamanten und ihr Gold reichten kaum hin, die Notwendigkeiten des Lebens zu bezalen, welche die Engländer ihnen lieferten; denn im Grunde arbeiteten die Portugiesen in Amerika blos für die Engländer. Im Jahre 1756 endlich, als Lissabon durch ein Erdbeben zu Grunde gerichtet ward, musste London sogar gemünztes Geld nach Portugal schikken, welches an allem Mangel litt. Der König in Portugal ist reich, und das Volk ist arm.

Elftes Kapitel.

Von den Besizungen der Franzosen in Amerika.

Die Spanier zogen schon ungeheure Reichthümer aus Mexiko und Peru, die sie in-

dessen doch nicht reich gemacht haben, als andre eifersüchtige, und durch ihr Beispiel aufgemunterte, Nationen in den andern Theilen von Amerika noch keine für sie vortheilhafte Kolonie hatten.

Der Admiral Coligni, der immer grosse Entwürfe im Sinne hatte, kam unter Heinrich dem II. im Jahre 1557 auf den Einfall, die Franzosen und seine Religion nach Brasilien zu verpflanzen. Es ward also der Ritter de Villegagnon, der damals ein Kalviniſt war, dorthin geschikt. Kalvin nam Antheil an der Unternemung. Die Genfer waren damals noch nicht so gute Kaufleute, als sie jezt sind. Kalvin schikte mehr Prediger ab, als Akkersleute. Diese Priester wollten herrschen, gerieten mit dem Befelshaber in heftige Streitigkeiten, und verursachten einen Aufruhr. Die Kolonie ward getrennt und von den Portugiesen ausgerottet. Villegagnon entsagte dem Kalvin und seinen Priestern, die er für Friedensstörer ausgab. Diese begegneten ihm als einem Atheisten, und nun war Brasilien für Frankreich verloren, welches nie die Kunst verstand, sich auswärts grosse Niederlassungen anzuschaffen.

Man sagte, die Familie der Inkas hätte sich in diesem weitläufigen Lande verborgen, dessen Grenzen bis an Peru reichen; hier wäre es, wo die meisten Peruaner Zuflucht gesucht hätten, um der Habsucht und der Grausamkeit der Europäischen Christen zu entgehn, welche mitten im Lande, an einem gewissen See Parima, wohnten, dessen Sand aus lauterm Golde bestände. Daselbst befände sich eine Stadt, deren Häuser mit diesem Metall gedekt wären. Die Spanier nennten diese Stadt Eldorado, und suchten sie lange.

Dieser Name Eldorado sezte alle Potentaten in Bewegung. Die Königin Elisabet schikte im Jahre 1596 eine Flotte, unter dem geschikten und unglüklichen Raleigh, ab, um diese neue Beute den Spaniern streitig zu machen. Raleigh drang wirklich in das von roten Menschen bewohnte Land ein. Er behauptet, daß daselbst eine Nation lebt, deren Schultern so hoch stehn, als der Kopf. Er zweifelt gar nicht, daß Minen vorhanden sind, und brachte etwa hundert Stük grosse Goldplatten, und etliche Stükke verarbeitetes Gold mit. Aber man

fand doch am Ende weder die Stadt Dorado, noch den See Parima.

Nach unterschiednen Versuchen liessen sich die Franzosen, im Jahre 1664, an der Spize dieses grossen Landes, auf der Insel Cayenne nieder, welche nur ungefähr funfzehn gemeine Meilen im Umfange hat. Dies nannte man *la France équinoctiale.* Dies ganze Frankreich bestand aus einem Flekken von etwa hundert-undfunfzig Häusern von Erde und Holz; und die Insel Cayenne fing nicht eher an, einigen Wehrt zu bekommen, als unter Ludwig dem XIV., der unter allen Königen von Frankreich zuerst die Seehandlung wirklich aufmunterte; und auch diese Insel ward den Franzosen, in dem Kriege von 1672, von den Holländern weggenommen. Aber Ludwig's des XIV. Flotte eroberte sie wieder. Sie liefert heut zu Tage ein wenig Indigo und schlechten Kaffee. Guiana, sagt man, war das schönste Land in Amerika zu Niederlassungen für die Franzosen, und grade dieses vernachlässigten sie.

Man machte sie auf Florida zwischen Alt- und Neumexiko aufmerksam. Die Spanier waren schon im Besiz von einem Theile die-

ses Landes, dem sie auch sogar diesen Namen beigelegt hatten. Weil aber ein Französischer Kaper behauptete, er wäre ungefähr mit ihnen zu gleicher Zeit gelandet, so gab dies ein Recht, worüber gestritten werden konnte; denn nach unserm Völkerrecht, oder vielmehr Räuberrecht, mussten die Amerikanischen Länder nicht allein demjenigen gehören, der sie zuerst angrif, sondern auch demjenigen, welcher sie zuerst gesehn zu haben vorgab.

Der Admiral Coligni, der immer seiner Religion festen Fus in Amerika verschaffen wollte, wie die Spanier die ihrige daselbst eingeführt hatten, hatte, unter Karl'n dem IX, im Jahre 1564, eine Kolonie von Hugenotten dahingeschikt. Die Spanier zerstörten diese Niederlassung, und hingen alle Fran- 1565.
zosen an den Bäumen auf, mit einem grosen Zettel auf dem Rükken: Gehangen, nicht wie Franzosen, sondern wie Kezer.

Einige Zeit nachher sezte sich ein Gaskogner, der sich Ritter de Gourgues nannte, an die Spize einiger Seeräuber, um die Wiedererobrung von Florida zu versuchen. Er bemächtigte sich eines kleines Spanischen Forts,

und lies nun seinerseits auch die Gefangnen aufhängen, ermangelte auch nicht, ihnen einen Zettel anheften zu lassen: Gehangen, nicht wie Spanier, sondern wie Spizbuben und Zigeuner. So sahen sich also die Völker von Amerika schon durch ihre Europäische Räuber gerächet, die sich untereinander erwürgten, und diese Tröstung haben sie öfter erlebt.

Nachdem nun die Spanier gehangen waren, musste man, um nicht selbst gehangen zu werden, Florida räumen, worauf die Franzosen nun Verzicht thaten. Dies war noch ein bessres Land, als Gutana. Aber die abscheulichen Religionskriege, welche damals die Einwohner von Frankreich zu Grunde richteten, erlaubten ihnen nicht, hinzugehn und die Wilden zu würgen und zu bekehren, oder den Spaniern schöne Länder streitig zu machen.

Die Engländer sezten sich schon in den Besiz der besten und am bequemsten liegenden Ländereien, die man in Nordamerika, jenseits Florida, besizen kann, als zwei oder drei Kaufleute aus der Normandie, auf die schwache Hofnung eines kleinen Pelzhandels, einige Schiffe ausrüsteten, und in Kanada, einem

acht Monate im Jahre mit Schnee und Eis bedekten, und von Barbaren, Bären und Bibern, bewohnten, Lande, eine Kolonie anlegten.

Dieses schon vorher im Jahre 1535 entdekte Land lag verlassen; endlich aber, nach verschiednen, von der Regierung, die keine Seemacht hatte, schlecht unterstüzten Versuchen, legte eine kleine Gesellschaft von Kaufleuten aus Dieppe und Saint Malo, im Jahre 1608, die Stadt Quebek an, das heisst, sie erbaute einige Hütten, und aus diesen Hütten ward erst unter Ludwig dem XIV. eine Stadt.

Diese Niederlassung, und die von Louisbourg, so wie alle übrigen in diesem neuen Frankreich, sind immer sehr arm gewesen, unterdessen, daß man in der Stadt Mexiko funfzehntausend, und in Lima noch mehr, Kutschen zält. Nichts destoweniger sind diese schlechte Ländereien ein Gegenstand fast ununterbrochner Kriege, bald mit den Landeseinwohnern, bald mit den Engländern, gewesen, welche, als Besizer der besten Landstriche, auch den Antheil der Franzosen an sich reissen wollten, um die einzigen Herren des Lan-

des, in diesem nördlichen Theile der Welt zu sein.

Die Völker, die man in Kanada vorfand, waren nicht von einerlei Art mit den Völkern in Mexiko, Peru und Brasilien. Darin glichen sie ihnen, daß sie, so wie diese, sonst nirgends Haare haben, als in den Augbraunen und auf dem Kopfe. *) Verschieden aber sind sie von ihnen durch die Farbe, die der unsrigen nahe kommt, und noch verschiedner durch stolzen Troz und Herzhaftigkeit. Sie wusten nichts von monarchischer Regierung. Republikanischer Geist war immer das Erbtheil aller Nordischen Völker in der alten und neuen Welt. Alle Bewohner des nördlichen Amerika von den Gebirgen, Apalachen genannt, bis zur Strasse David, sind Bauern und Jäger, die sich in Flekken eingetheilt haben; welche Einrichtung dem menschlichen Geschlecht am natürlichsten ist.

*) Sehr wahrscheinlich ist es, wie wir schon angemerkt haben, daß diese Völkerschaften deshalb keine Haare haben, weil sie dieselben ausreissen, sobald sie zum Vorschein kommen.

A. des Verf.

Wir haben sie nur selten Indier genannt, ein Name, womit wir sehr unschiklich die Völker von Mexiko, Peru und Brasilien, belegt haben. Man nannte dieses Land nur deshalb Indien, weil es eben so viel Schäze lieferte, als das wahre Indien. Man begnügte sich damit, die Amerikaner der nördlichen Gegenden Wilde zu nennen; welches sie doch, in gewisser Rükficht, weniger waren, als die Strandbauern auf unsern Europäischen Küsten, die so lange Zeit das Recht ausübten, die gescheiterten Schiffe zu plündern, und die Seefahrer zu erschlagen. Der Krieg, dieses Verbrechen, und diese Plage, aller Zeiten, und aller Menschen, hatte bei ihnen nicht, wie bei uns, Eigennuz zum Grunde; gemeiniglich war Beschimpfung und Rache der Grund davon, wie bei den Brasiliern, und allen Wilden.

Das Abscheulichste bei den Kanadiern war, daß sie ihre gefangne Feinde unter den grausamsten Martern um's Leben brachten, und sie auffrassen. Diese Abscheulichkeit hatten sie mit den Brasiliern gemein, die funfzig Grade von ihnen entfernt wohnten. Beide Völker verzehrten einen Menschen, als wenn

es ein Stük Wildpret von ihrer Jagd wäre. Dieser Gebrauch ist nicht der Gebrauch aller Zeiten; aber er ging bei mehr als Einem Volk im Schwange, und wir haben schon besonders davon gehandelt.

In diesen unfruchtbaren kalten Gegenden von Kanada waren die Menschen oft Menschenfresser. In Akadien aber, einem bessern Lande, wo kein Mangel an Nahrungsmitteln ist, war dies nicht der Fall. Eben so wenig auf dem übrigen festen Lande, ausgenommen in einigen Gegenden von Brasilien, und bei den Kannibalen auf den Karaïbischen Inseln.

Einige Jesuiten und einige Hugenotten, die durch einen seltsamen Zufall zusammengekommen waren, bauten die angehende Kolonie in Kanada an. Sie verband sich hernach mit den Huronen, welche die Irokesen bekriegten. Diese thaten der Kolonie vielen Schaden, nahmen einige Jesuiten gefangen, und frassen sie, wie man sagt. Die Engländer waren dieser Niederlassung zu Quebek
1629. nicht minder schädlich. Kaum fing diese Stadt an, gebaut und befestigt zu werden, als sie dieselbe angriffen. Sie nahmen ganz Akadien

weg; das heisst im Grunde weiter nichts, als, sie zerstörten Fischerhütten.

Die Franzosen hatten also damals keine einzige Niederlassung ausserhalb Frankreich, und in Amerika nicht mehr, als in Asien.

Die Gesellschaft von Kaufleuten, die sich durch diese Unternemungen zu Grunde gerichtet hatte, hofte ihren Schaden wieder einzubringen, und lag dem Kardinal Richelieu an, sie in dem Traktat von Saint Germain mit den Engländern aufzunemen. Die Engländer gaben das Wenige, was sie weggenommen hatten, wieder heraus, und dieses Wenige ward in der Folge Neufrankreich. Dieses neue Frankreich blieb lange in einem elenden Zustande. Der Stokfischfang warf einige unbedeutende Vorteile ab, wodurch sich die Gesellschaft aufrecht erhielt. Die Engländer, die von diesem kleinen Vortheilen Nachricht bekamen, namen Akadien noch einmal weg.

In dem Friedensschlusse zu Breda gaben 1654.
sie dasselbe noch einmal zurük. Kurz, sie namen es fünfmal weg, und versicherten sich das Eigenthum desselben durch den Utrechter

1713. Frieden, der damals glüklich war, in der Folge aber für Europa so verderblich ward. Denn wir werden sehn, daß, weil die Minister, die diesen Traktat schlossen, die Grenzen von Akadien nicht bestimmt hatten, England dieselben immer vergrössern, Frankreich sie aber einschränken wollte, dieser Erdwinkel, im Jahre 1755, zu einem heftigen Kriege zwischen diesen beiden wetteifernden Nationen Anlas gab; und dieser Krieg zog den Krieg in Teutschland nach sich, der gar keine Beziehung auf jenen hatte. Das politische Interesse ist zu solchem Grade der Verwiklung gestiegen, daß ein Kanonenschus in Amerika ganz Europa in Flammen sezen kann.

Die kleine Insel am Cap Breton, wo Louisbourg liegt, der Sankt Laurenzflus, Quebek und Kanada, blieben also, im Jahre 1713 in Frankreichs Händen. Diese Niederlassungen dienten mehr dazu, die Schiffahrt zu unterhalten, und Matrosen zu bilden, als daß sie etwas eingetragen hätten. Quebek enthielt ungefähr siebentausend Einwohner. Der Aufwand des Krieges zur Beibehaltung dieser Länbereien kostete mehr, als sie jemals wehrt

sein werden; und doch schienen sie notwendig zu sein.

Man hat zu Neufrankreich ein ungeheuer grosses Land gerechnet, welches von der einen Seite an Kanada, von der andern Seite an Neumexiko stösst, und dessen Grenzen gegen Nordwest unbekannt sind. Man hat dasselbe Mississippi genannt, nach dem Flus, der in den Meerbusen von Mexiko fällt, und Louisiane, nach dem Namen Ludwig's des XIV.

Diese Landstrekke war dem Willkühr der Spanier offen, welche aber schon zu viele Besitzungen in Amerika hatten, und diese also vernachlässigten, um so mehr, weil sie daselbst kein Gold gefunden hatten. Einige Franzosen aus Kanada begaben sich dahin, indem sie immer durch das Land, und mittelst des Flusses der Illinesen, hinabgingen, und alle Mühseligkeiten und Gefahren einer solchen Reise ausshielten. Das ist grade so, als wenn man, über das Vorgebirge der Hofnung, nach Aegypten gehn wollte, anstatt den Weg über Damiette zu nemen. Dieser grosse Theil von Neufrankreich bestand, bis in das Jahr 1708, aus einem

Duzend Familien, die in Wüsteneien und Wäldern umherirrten. *)

Ludwig der XIV., der damals viel Unglüksfälle erlebte, sahe das alte Frankreich zu Grunde gehn, und konnte an das neue nicht denken. Der Staat war an Menschen und Gelde erschöpft. Bei diesem öffentlichen Elende hatten zwei Menschen, jeder etwa vierzig Millionen, gewonnen; der eine durch einen grossen Handel nach dem alten Indien, zu einer Zeit, da die von Colbert gestiftete Ostindische Gesellschaft eingegangen war; und der andre durch seine Geschäfte mit einer unglüklichen, verschuldeten und unwissenden Regierung. Da

*) In dem Kriege von 1756 haben die Franzosen dieses Louisiana und ganz Kanada verloren; durch den Friedensschlus von 1762 befinden sich Beide, Neuorleans ausgenommen, im Besiz der Engländer, die aber, wie man weis, im lezten Frieden einen ansehnlichen Strich von Kanada, der 18,000 Quadratmeilen beträgt, dem Nordamerikanischen Freistaare abgetreten haben. Auf die Art ist Amerika, mit Ausname einiger Inseln und einiger sehr wenig bedeutenden Niederlassungen der Holländer und Franzosen auf der Küste des mittägigen Amerika, unter die Spanier, Engländer und Portugiesen getheilt.

A. des Verf. und des Uebers.

der grosse Handelsmann, welcher Crozat hies, reich und dreist genug war, einen Theil seiner Schäze zu wagen, so lies er sich das Land Louisiane von dem Könige abtreten, unter dem Beding, daß jedes Schif, welches er und seine Handlungsgesellschafter abschikken würden, sechs Knaben und sechs Mädchen mit dahin nemen sollten, um das Land zu bevölkern. Aber Handel und Bevölkerung gingen in gleicher Maasse langsam von statten.

Nach Ludwig's des XIV. Tode, spiegelte der Schottländer Law, oder Laws, ein sonderbarer Mann, dessen Einfälle zum Theile ganz nüzlich, zum Theil aber schädlich waren, der Nation vor, daß Louisiane so viel Gold hervorbrächte, als Peru, und so viel Seide liefern könnte, als China. Dies war der erste Zeitpunkt des berüchtigten Lawschen Systems. Man schikte Kolonieen nach Missisippi, und lies den Plan einer prächtigen und regelmässigen Stadt in Kupfer stechen, welche Neuorleans heissen sollte. Die Kolonisten starben grösstentheils vor Hunger, und die Stadt schränkte sich auf einige elende Häuser ein. Vielleicht kann es dermaleinst, wenn Frankreich Millionen Einwohner zu viel haben sollte,

von Nuzen sein, Louisiane zu bevölkern; aber wahrscheinlicher ist es, daß man dieses Land wird müssen fahren lassen. *)

Zwölftes Kapitel.

Von den Französischen Inseln, und den Flibüstiers.

Die wichtigsten Besizungen, welche die Franzosen mit der Zeit erworben haben, sind, die Hälfte der Insel San-Domingo, Martinik, Guadaloupe, und einige kleine Antillische Inseln. Dies ist nicht der zweihundertste Theil der Spanischen Erobrungen, aber man hat doch grosse Vortheile daraus gezogen.

San-Domingo ist eben die Insel Hispaniola, welche die Einwohner Aiti nannten, die Kolumbo entdekte, und die von den Spaniern entvölkert ward. Die Franzosen haben in dem Theil, den sie bewohnen, das Gold und Silber nicht gefunden, was man ehedem daselbst fand; es sei nun, daß die Metalle eine lange Reihe von Jahrhunderten erfordern, um sich zu bilden, oder vielmehr, daß nur ein bestimm-

*) Der Erfolg hat diese Prophezeihung gerechtfertigt.
A. des Verf.

bestimmter Vorrat davon in der Erde ist, und daß das Erz nicht wieder anschiesst. Da Gold und Silber keine zusammengesezte oder gemischte Körper sind, so ist es in der That nicht abzusehn, wodurch sie wieder hervorgebracht werden sollten. Es giebt noch Minen von diesem Metall in dem Theil der Insel, der den Spaniern geblieben ist, da aber der Gewinn die Unkosten nicht ersezte, so hat man aufgehört, sie zu bearbeiten.

Frankreich hat den Umstand, daß es diese Insel mit Spanien theilen konnte, lediglich der verzweifelten Verwegenheit eines neuen Volks zu verdanken, welches der Zufall aus Engländern, Bretagnern und hauptsächlich aus Normandern, zusammensezte. Man nannte sie *Boucaniers* *) und *Flibustiers.* **) Ihre Verei-

*) Die Amerikanischen Wilden pflegen das Fleisch der wilden Ochsen oder andrer wilden Thiere, die sie ihrer Felle halber jagen, zu boucanniren, d. i. auf eine gewisse ihnen ganz eigenthümliche Art zu räuchern. Dies thun die Europäer, die in diese Gegenden kommen, und in gleicher Absicht von der Jagd (auch unterweilen vom Rauben) Profession machen, ebenfalls, und daher haben sie den Namen *Boucaniers* erhalten. Schmidlin.

**) Von Flibot, einem Kaperschif im Mexikanischen Archipelagus. Man hat eine Geschichte dieser merkwürdi-

nigung und ihr Ursprung war ungefähr so, wie bei den alten Römern; ihr Mut war stürmischer und schrecklicher. Wenn man sich Tyger gedenkt, die einige Vernunft haben, so hat man das Bild dieser Freibeuter. Hier ist ihre Geschichte.

Um das Jahr 1625 landeten Französische und Englische Abenteurer zu gleicher Zeit auf einer Karaïbischen Insel, von den Spaniern Sankt Christoph genannt, weil diese den Ländern, deren sie sich bemächtigten, fast immer den Namen eines Heiligen gaben, und die Einwohner im Namen eines Heiligen würgten. Diese neue Ankömmlinge mussten sich, troz der natürlichen Feindseligkeit beider Nationen, mit einander gegen die Spanier vereinigen. Diese gingen, als Herren aller benachbarten Inseln, und des festen Landes, mit überlegner Macht auf sie los. Der Französische Befelshaber flüchtete, und ging nach Frankreich zurük. Der Englische Befelshaber kapitulirte. Die entschlossensten Franzosen und Engländer erreichten in Booten die Insel San-Domingo, und fassten mitten unter Felsen, an einem Orte der Küste festen

gen Seeräuber im Französischen, die 1778 im Bossischen Verlage allhier Teutsch erschienen ist.

A. d. Uebers.

Fus, wo niemand landen konnte. Hier machten sie Kanoes, wie die Amerikaner, und bemächtigten sich der Schildkröteninsel. Verschiedene Normänner stiessen zu ihnen, so wie sie im zwölften Jahrhundert zur Eroberung von Apulien, und im zehnten zur Eroberung von England, gingen. Sie erfuhren alle die glükliche und unglükliche Zufälle, die ein zusammengeraffter Haufe gesezloser Menschen erwarten konnte, die aus der Normandie und aus England auf Geratewohl in den Meerbusen von Mexiko gekommen waren.

Kromwell schikte im Jahr 1655. eine Flotte, welche den Spaniern Jamaïka wegnam. Ohne diese Flibûstiers hätte man nichts ausgerichtet. Sie trieben überall das Seeräuberhandwerk; und da sie sich mehr mit Plündern beschäftigten, als auf das Erhalten dachten, liessen sie sich, während eines Streifzugs von den Spaniern, die Schildkröteninsel wegnemen. Sie eroberten dieselbe hernach wieder; das Französische Ministerium sahe sich genötigt, denjenigen zum Kommandanten der Schildkröteninsel zu ernennen, den sie dazu erwählt hatten. Sie machten das Mexikanische Meer unsicher, und hatten ihre Zufluchtsörter

auf verschiednen Inseln. Nun gaben sie sich den Namen Küstenbrüder. Sie pakten sich in ein elendes Kanoe zusammen, das eine Kanonenkugel oder ein Windstos zertrümmern konnte, und gingen auf die grösten Spanischen Schiffe los, deren sie sich zuweilen bemächtigten. Sie kannten keine andre Geseze, als die gleiche Theilung ihrer Beute, und keine andre Religion, als die natürliche, von welcher sie aber auch oft sehr stark abwichen.

Sie waren nicht in der Lage, sich Gattinnen zu rauben, wie man von den Gefährten des Romulus erzält; sondern es war ihnen, auf ihr Ansuchen bewilligt worden, daß man ihnen
1665. hundert Mädchen aus Frankreich schikte. Diese Schaar war nicht hinreichend, eine zalreich gewordene Gesellschaft fortzupflanzen. Zwei Flibüstiers würfelten also um Ein Mädchen; der Gewinner heuratete das Mädchen, und der Verlierende hatte nur alsdann das Recht, bei dem Mädchen zu schlafen, wenn der andre auswärts zu thun hatte.

Uebrigens waren diese Menschen mehr zur Zerstörung, als zur Gründung, eines Staats gemacht. Ihre Thaten waren unerhört, aber ihre Grausamkeit auch. Einer derselben, der Olonner genannt, weil er aus den Olonni-

schen Sandstrekken gebürtig war, nimmt mit einem einzigen Kanot, selbst im Hafen der Havana, eine armirte Fregatte weg. Einer der Gefangnen gesteht ihm, auf Befragen, daß diese Fregatte dazu bestimmt gewesen, auf ihn Jagd zu machen, mit dem Befel, ihn lebendig zu fangen, und aufzuhängen, und bekennt ihm zugleich, daß er selbst der Henker ist. Gleich lässt ihn der Olonner aufhängen, haut selbst allen Gefangnen den Kopf ab, und saugt ihr Blut.

Dieser Olonner und ein gewisser Bas- 1667.
quer gehn bis an das Ende des kleinen Meerbusens von Venezuola, in die Hondurasbai mit fünfhundert Mann, verheeren zwei ansehnliche Städte mit Feuer und Schwert, kommen, mit Beute beladen, zurük, und besteigen die von den Kanots erbeutete Schiffe. Dadurch sind sie nun auf einmal eine Seemacht geworden, und auf dem Punkt, grosse Eroberer zu werden.

Morgan, ein Engländer, der einen berühmten Namen hinterlassen hat, sezt sich an die Spize von tausend Flibüstiers, theils von seiner Nation, theils Normänner, Bretagner, Saintonger und Basquer; er nimmt sich vor, sich Meister von Portobello zu machen, einer sehr festen Stadt, welche die Niederlage der Spa-

nischen Reichthümer, stark mit Kanonen besezt, und mit einer zalreichen Besazung versehen ist. Er kommt ohne Geschüz an, ersteigt die Zitadelle unter dem Feuer der feindlichen Kanonen, und nimmt, des hartnäkkigtsten Widerstandes ungeachtet, die Festung weg. Diese glükliche Verwegenheit zwingt die Stadt, sich mit ungefähr einer Million Piastern loszukaufen. Einige Zeit nachher wagt er sich auf der Erdenge von Panama mitten unter die Spanischen Truppen. Er dringt bis zu der alten Stadt Panama vor, nimmt alle Schäze weg, legt die Stadt in die Asche, und kommt, im Triumph und bereichert, nach Jamaïka zurük. Das war der Sohn eines Englischen Bauers. In Amerika konnte er sich ein Königreich erwerben, aber er starb in London im Gefängnis.

1670.

Die Französischen Flibüstiers, deren Sammelplaz bald in den Felsen von San-Domingo, bald auf der Schildkröteninsel war, bewafnen zehn kleine Schiffe, und gehn, ungefähr zwölfhundert Mann stark, auf Veracruz los, um es anzugreifen. Das ist eben so verwegen, als wenn zwölfhundert Biskayer mit zehn Barken kommen wollten, Bourdeaux zu

1683.

belagern. Sie nemen Veracruz mit stürmender Hand ein, bringen fünf Millionen von dannen zurük, und machen funfzehnhundert Sklaven.

Nach verschiednen glüklichen Erfolgen dieser Art, entschliessen sich endlich die Englischen und Französischen Freibeuter, in die Südsee zu gehn, und Peru zu plündern. Noch hatte kein Franzose dieses Meer gesehn. Um hineinzukommen, musste man entweder zu Lande über die Gebirge der Erdenge von Panama gehn, oder zu Wasser um die Küsten des ganzen mittäglichen Amerika herumfahren, und durch die Magellanische Meerenge schiffen, die sie nicht kannten. Sie theilen sich in zwei 1687.
Haufen, und schlagen diese beide Wege zu gleicher Zeit ein.

Diejenigen, welche über die Erdenge sezen, plündern und werfen alles über den Haufen, was ihnen in den Weg kommt, dringen bis an die Südsee durch, bemächtigen sich in den Häfen einiger Barken, die sie vorfinden, und erwarten mit diesen kleinen Schiffen die Schiffe ihrer Gefährten, welche durch die Magellanische Meerenge kommen sollten. Diese, fast durchgängig Franzosen, hatten mit

Abenteuern zu kämpfen, die eben so romanhaft waren, als ihre Unternemung. Sie konnten durch die Meerenge nicht nach Peru kommen, sondern wurden durch Wind und Wetter zurükgetrieben, plünderten aber dagegen die Küsten von Afrika.

Die Flibüstiers, die sich jenseits der Erdenge in der Südsee befanden, und nur Barken zu ihrer Schiffahrt hatten, wurden indessen von der Spanischen Flotte aus Peru verfolgt. Dieser musste man zu entgehn suchen. Einer ihrer Gefährten, der eine Art von Kanot von funfzig Mann kommandirt, zieht sich bis nach Kalifornien zurük, bleibt daselbst vier Jahre lang, kommt durch die Südsee zurük, nimmt auf seine Fahrt ein Schif mit fünfmalhunderttausend Piastern weg, geht durch die Magellantsche Meerenge, und kommt mit seiner Beute nach Jamaïka.

Die andern indessen gehn über die Erdenge zurük, mit Gold und Edelgesteinen beladen. Die zusammengerükten Spanischen Truppen erwarten und verfolgen sie überall. Die Flibüstiers sind genötigt, über die Erdenge zu gehn, wo sie am breitesten ist. Sie müssen durch Umwege dreihundert Meilen mar-

schiren, obgleich die Entfernung der Küste, wo sie waren, von dem Orte, wo sie hinwollten, in grader Linie nur achtzig Meilen betrug. Sie finden Ströme, die sich in Wasserfällen herabstürzen, und sehn sich genötigt, in einer Art von Tonnen sich diesen fallenden Gewässern Preis zu geben. Sie haben zu gleicher Zeit mit den Spaniern, mit dem Hunger, und mit den Elementen, zu kämpfen. Indessen erreichen sie das nördliche Meer mit dem Golde und den Edelgesteinen, die sie etwa noch gerettet haben. Sie waren damals nicht fünfhundert Mann stark. Der Rükzug der zehntausend Griechen wird immer in der Geschichte berühmter sein; aber zu vergleichen ist er wahrlich nicht.

Hätten sich diese Abenteurer alle unter einem Oberhaupte vereinigen können, so würden sie ein ansehnliches Reich in Amerika gestiftet haben. Es war allerdings nur ein Haufe von Räubern; aber was sind denn alle Erobrer gewesen? Die Flibüstiers richteten weiter nichts aus, als daß sie den Spaniern fast eben so viel Drangsale zufügten, als diese den Amerikanern angethan hatten. Einige gingen in ihr Vaterland zurük, um ihre Reich-

thümer zu geniessen; andre starben an den Ausschweifungen, in welche diese Reichthümer sie stürzten; viele sanken in ihre erste Dürftigkeit zurük. Die Höfe von Frankreich und England hörten auf, sie zu beschüzen, weil man ihrer nicht mehr bedurfte; kurz, es ist von diesen Räuberhelden nichts mehr übrig, als ihr Name und das Andenken ihrer Tapferkeit und ihrer Grausamkeiten.

Ihnen allein hat Frankreich die Hälfte der Insel San-Domingo zu danken. Durch ihre Waffen sezte man sich daselbst fest, so lange ihre Streifereien auf dem Meere dauerten.

Im Jahre 1757 zälte man auf San-Domingo Französischen Antheils ungefähr dreissigtausend Personen, und hunderttausend Negersklaven oder Mulatten, welche in den Zukkerplantagen, im Indigbau, und in den Kakaopflanzungen arbeiteten, und die ihr Leben verkürzen, um unsre neue Begierden zu stillen, und neuen Bedürfnissen abzuhelfen, wovon unsre Vorfahren nichts wusten. Wir kaufen diese Neger auf der Küste von Guinea, auf der Goldküste, auf der Elfenbeinküste. Ich weis ihren jezigen Preis nicht; aber vor dreissig Jahren kaufte man einen schönen Neger

für funfzig Livres, also ungefähr fünfmal wohlfeiler, als einen fetten Ochsen. Wir sagen ihnen vor, daß sie Menschen sind, wie wir; daß sie durch das Blut eines Gottes erlöst sind, der für sie gestorben ist, und dann lassen wir sie arbeiten, wie das Lastvieh, und geben ihnen schlechtere Nahrung. Wenn sie entlaufen wollen, lassen wir ihnen ein Bein abhakken, und stellen sie bei den Zukkermühlen an, die sie mit ihren Aermen drehen müssen, nachdem ihnen ein hölzernes Bein angeschroben worden, und dann — unterstehn wir uns, vom Völkerrecht zu sprechen!!!

Die kleine Inseln Martinik und Guadaloupe, welche die Franzosen im Jahre 1735 anbauten, lieferten eben die Waaren, wie San-Domingo. Dies sind nur Punkte auf der Karte, und Begebenheiten, welche sich in der Geschichte der Welt gleichsam verlieren. Aber doch brachten diese Länder, die man auf der Weltkarte kaum entdekken kann, in Frankreich einen jährlichen Umlauf von ungefähr sechzig Millionen an Waaren zu wege. Dieser Handel bereichert ein Land nicht, kostet vielmehr vielen Menschen das Leben, verursacht Schifbrüche, und ist gewis kein wahres

Glük; da sich aber die Menschen nun einmal neue Bedürfnisse geschaffen haben, so verhindert er doch, daß Frankreich den unnüzen Ueberflus, der einmal zur Notwendigkeit geworden ist, nicht auf das Theuerste von dem Ausländer erkaufen darf.

Dreizehntes Kapitel.

Von den Besizungen der Engländer und der Holländer in Amerika.

Da die Engländer notwendig mit der Schiffahrt bekannter sein mussten, als die Franzosen, weil sie eine Insel bewohnen, so haben sie auch in Nordamerika weit bessere Kolonieen gehabt, als die Franzosen. Sie besizen sechshundert Meilen an Seeküsten, von Karolina an, bis zu der Hudsonsbai, wo man vergeblich gehoft hat, eine Durchfahrt bis in die Südsee und das Japanische Meer zu finden. Ihre Kolonieen kommen den reichen Gegenden des Spanischen Amerika nicht gleich. Die Ländereien des Englischen Amerika bringen, wenigstens bis jezt, weder Silber, noch Gold, noch Indig, noch Koschenille, noch Edelgesteine, noch Farbeholz, haben aber bei allem

dem doch ziemlich grossen Vortheil gebracht. Die Englischen Besizungen auf dem festen Lande, fangen bei dem zehnten Grade unsers Wendezirkels, unter einem der glüklichsten Himmelsstriche, an. In diesem Lande, welches Karolina heisst, konnten die Franzosen nicht festen Fus fassen; und die Engländer haben es nicht eher in Besiz genommen, als nachdem sie sich der nördlichern Küsten versichert hatten.

Wir haben gesehn, daß die Spanier und die Portugiesen beinahe Herren der ganzen neuen Welt, von der Magellanischen Meerenge bis nach Florida, waren. Hinter Florida liegt Karolina, wozu die Engländer noch seit Kurzem den Theil von Südamerika hinzugethan haben, welcher, nach des Königs George des I. Namen, Georgien heisst. Karolina besizen sie erst seit 1664.

Der grösste Vorzug dieser Kolonie besteht darin, daß sie ihre Geseze von dem Weltweisen Locke empfangen hat. Gänzliche Gewissensfreiheit, und Duldung aller Religionen, ist die Grundlage dieser Geseze. Die Episkopalen leben daselbst mit den Puritanern in brüderlicher Eintracht. Sie dulden daselbst

den Gottesdienst ihrer Feinde, der Katholiken, und der Indier, die wir Götzendiener nennen; um aber gesezmässig eine Religion einzuführen, müssen sieben Familienhäupter vorhanden sein. Locke bedachte, daß sieben Familien mit ihren Sklaven eine Anzal von fünf, bis sechshundert Köpfen ausmachen könnten, und daß es ungerecht wäre, wenn man einer solchen Anzal von Menschen nicht erlauben wollte, nach ihrem Gewissen Gott zu dienen, weil sie die Kolonie verlassen würden, wenn man ihnen Zwang anthäte.

In der Hälfte des Landes werden die Ehen nicht anders, als vor der Obrigkeit geschlossen. Wer zu diesem bürgerlich gerichtlichen Kontrakt auch noch die Einsegnung eines Priesters hinzuthun will, kann sich auch diese Beruhigung verschaffen.

Diese Gesezе wurden, nach den Strömen von Blut, welche der Geist der Intoleranz in Europa vergossen hatte, als vortreflich bewundert. Aber bei den Griechen und Römern wäre es niemanden eingefallen, solche Gesezе zu machen, weil diese nicht einmal argwöhnten, daß dereinst eine Zeit kommen würde, wo Menschen, mit dem Schwert in

der Hand andre Menschen zum Glauben zu zwingen suchten. In diesem menschenfreundlichen Gesezbuch wird befolen, die Neger mit eben der Leutseligkeit zu behandeln, womit man seinen Bedienten begegnet. Karolina enthielt im Jahr 1657 vierzigtausend Negern und zwanzigtausend Weisse.

Jenseits Karolina liegt Virginien, welches der König Elisabet zu Ehren diesen Namen bekommen hat, und zuerst durch die Bemühungen des berühmten Raleigh ist bevölkert worden, der hernach von Jakob dem I. so grausam belohnt ward. Diese Niederlassung kam nicht ohne grosse Mühe zu Stande. Die Wilden, welche kriegrischer waren, als die Mexikaner, und eben so ungerechterweise angegriffen wurden, vertilgten beinahe die ganze Kolonie.

Man behauptet, daß, seit der Widerrufung des Edikts von Nantes, welche beiden Welten Bevölkerung verschaft hat, die Anzal der Einwohner in Virginien sich auf hundertundvierzigtausend beläuft, ohne die Neger mitzurechnen. Vorzüglich ist in dieser Provinz und in Mariland Tabak gebaut worden. Dies ist ein unermesslicher Handel, und ein neues künst-

liches Bedürfnis, welches erst sehr spät bekannt geworden, und durch das Beispiel immer mehr eingerissen ist. An Ludwig's des XIV. Hofe war es nicht erlaubt, dieses fressende und schmuzige Pulver in die Nase zu stekken; dies galt für eine Unhöflichkeit. Die erste Tabaksverpachtung in Frankreich brachte dreimalhunderttausend Livres jährlich ein, die jezige sechszehn Millionen. *) Die Franzosen kaufen ungefähr jährlich für vier Millionen Tabak von den Englischen Kolonieen, da sie selbst dieses Kraut in Louisiane bauen könnten. Ich kann mich nicht enthalten, hier die Anmerkung zu machen, daß Frankreich und England heut zu Tage, in Waaren, die unsern Vätern gänzlich unbekannt waren, mehr verthun, als die Einkünfte ihrer Kronen vormals betrugen.

Wenn man von Virginien immer weiter nach Norden geht, kommt man nach Maryland, welches von vierzigtausend Weissen, und mehr als sechszigtausend Negern, bewohnt wird.

*) Das war um das Jahr 1750. Seit der Zeit haben sich diese Einkünfte sehr vermehrt.

A. des Verf.

wird. *) Noch weiter hin liegt das berühmte Pensilvanien, ein, wegen der Besonderheit seiner neuen Bewohner, in seiner Art einziges Land auf Erden. William Pen, das Haupt der Religion, welche man sehr unschiklich die Quakerreligion nennt, gab um das Jahr 1680 dieser Gegend seinen Namen und seine Geseze. Hier findet keine Usurpation statt, wie bei allen den Ueberfällen und Angriffen, die wir in der alten und neuen Welt gesehn haben. Pen kaufte das Land von den Eingebornen, und ward also der allerrechtmässigste Eigenthümer.

Das Christenthum, das er mitbrachte, gleicht dem Christenthum des übrigen Europa eben so wenig, als seine Kolonie den übrigen

*) Die Berechnungen der Volksmenge in jeder der Englischen Kolonieen sind aus alten, in England bekannt gemachten, Bevölkerungslisten genommen. Nach Fränklin's Beobachtungen verdoppelte sich diese Bevölkerung alle zwanzig Jahre. In Raynal's bekanntem Werke findet man die Bevölkerungstabellen eben dieser Kolonieen in den Jahren vor dem Ausbruch des lezten Krieges.

Anmerk. der Kehlschen Herausgeber.

gleicht. Seine Gefährten bekannten in Worten und Werken die edle Einfalt und die Standesgleichheit der ersten Jünger Jesu Christi. Ihnen galt keine andre Lehre, als die aus Christi Munde gekommen war. Auf Liebe Gottes und der Menschen schränkte sich also beinahe ihr ganzes Lehrgebäude ein. Keine Taufe, weil Jesus Niemanden taufte; keine Priester, weil Christus selbst seine ersten Jünger mit gleicher Sorgfalt führte. Ich erfülle hier blos die Pflicht eines treuen Geschichtschreibers, und seze noch hinzu, daß, wenn Pen und seine Gefährten in der Theologie, dieser unerschöpflichen Quelle von Zänkereien und Unglük, irrten, sie sich, von Seiten der Moral, über alle andre Völker erhuben.

Sie lagen zwischen zwölf Nationen, die wir Wilde nennen, mitten inne, und hatten mit keiner derselben die geringste Streitigkeit; Pen ward von denselben, als Schiedsrichter und Vater, geehrt. Er und seine Christen, die man Quaker nennt, anstatt, daß man sie Biederleute nennen sollte, hatten den Grundsaz, nie mit Fremden Krieg, und nie unter einander Processe, zu führen. Man sah unter ihnen keine Richter, aber wohl

Schiedsmänner, welche, ohne die mindesten Kosten alle Sachen schlichteten, worüber man nicht einig werden konnte. Aerzte gab es nicht bei diesem mässigen und enthaltsamen Volk, das keine nötig hatte.

Pensilvanien war lange ohne Soldaten, und nur seit Kurzem hat England Truppen hingeschikt, um das Land, bei dem Kriege mit Frankreich, zu beschüzen. Wenn man den Namen Quaker, nebst der ekelhaften und barbarischen Gewohnheit, bei dem Vortrage in ihren gottesdienstlichen Versammlungen zu zittern, und einige lächerliche Gebräuche ausnimmt, so mus man gestehn, daß diese Urchristen unter allen Menschen die ehrwürdigsten sind. Ihre Kolonie ist so blühend, als rein ihre Sitten stets gewesen sind.

Ihre Hauptstadt Philadelphia, oder die Bruderstadt ist eine der schönsten Städte des Erdbodens. Im Jahre 1740 zälte man hundertundachtzigtausend Menschen in Philadelphia. Diese neue Bürger sind nicht alle erste Christen oder Quaker; die Hälfte besteht aus Teutschen, Schweden, und andern Völkern, von siebzehn verschiednen Religionen. Die Quaker, welche die Regierung führen, be-

trachten alle diese fremden Religionsverwandten, als ihre Mitbrüder. *)

Hinter dieser auf Erden einzigen Gegend, wo der von allen andern Orten verbannte Friede hingeflüchtet ist, stösst man auf Neuengland, wovon Boston, die reichste Stadt auf dieser Küste, die Hauptstadt ist.

Diese Stadt ward anfänglich von Puritanern bewohnt und regiert, die in England von dem Erzbischofe Laud, oder Lowth, von Kanterbury verfolgt wurden, welcher seine Verfolgungen hernach mit dem Kopfe bezalen musste, und dessen Schafott zu der Hinrichtung des Königs Karl's des I. Anlas gab. Diese Puritaner, eine Art von Kalviniſten, flüchteten um das Jahr 1620 in dieses Land, das in der Folge den Namen Neuengland bekam. Hatten die Episkopalen sie in ihrem alten Vaterlande verfolgt, so waren das Tyger, die gegen Bären zu Felde gezogen waren.

*) Diese ehrwürdige Kolonie ward endlich gezwungen, den Krieg kennen zu lernen, und wurde in den Jahren 1776 und 1777 von dem bewafneten Mutterlande, Grosbrittannien, mit gänzlicher Zerstörung bedrohet.

A. des Verf.

Sie brachten ihre finstre und wilde Gemütsart nach Amerika, und plagten von allen Seiten die friedfertigen Pensilvanier, sobald diese neue Ankömmlinge anfingen, sich niederzulassen. Aber im Jahre 1692 straften sich diese Puritaner selber, durch die sonderbarste Art epidemischer Gemütskrankheit, wovon jemals das menschliche Geschlecht ist befallen worden.

Unterdessen daß Europa anfing, sich aus dem Abgrunde des abscheulichen Aberglaubens emporzuheben, in welchen es die Unwissenheit so vieler Jahrhunderte gestürzt hatte, und Hexereien und Teufelsbesizungen, in England, und bei andern policirten Nationen, für nichts anders, als für alte Thorheiten angesehn wurden, deren man sich schämte, wärmten die Puritaner dieselben in Amerika wieder auf. Ein Mädchen bekam Zukkungen um das Jahr 1692. Ein Prediger beschuldigte eine alte Magd, daß sie das Mädchen behext hätte; und man zwang die Magd, zu gestehn, daß sie eine Hexe wäre. Gleich hielt sich die Hälfte der Einwohner für besessen, und die andre Hälfte ward der Hexerei beschuldigt. Das Volk geriet in Wut, und bedrohte alle Richter, sie aufzuhängen, wenn sie nicht die Beklagten aufhängen liessen.

Man sah, zwei Jahre lang, nichts, als Hexen, Besessne und Galgen; und das waren die Landsleute eines Locke und eines Newton, die sich dieser abscheulichen Raserei überliessen. Endlich hörte die Krankheit auf; die Einwohner von Neuengland kamen wieder zur Vernunft, und wunderten sich über ihre eigne Raserei. Sie legten sich nun auf den Handel und auf den Akkerbau, und die Kolonie ward bald die blühendste unter allen. Im Jahre 1750 zälte man daselbst ungefähr dreimalhundertundfunfzigtausend Einwohner, also zehnmal mehr, als in den Französischen Niederlassungen.

Von Neuengland kommt man nach Neuyork, nach Akadien, welches ein so grosser Zankapfel geworden ist, nach Terre Neuve, oder Newfowndland, wo der grosse Stokfischfang ist, und endlich, wenn man nach Westen steuert, nach der Hudsonsbai, durch welche man so lange eine Durchfahrt nach Schina und nach den unbekannten Meeren, zu entdekken gehoft hat, welche einen Theil des ungeheuern Südmeers ausmachen; so, daß man auf einmal den kürzesten Weg zu finden

gedachte, um beide äusserste Enden des Orients und Occidents zu beschiffen.

Die Inseln, welche die Engländer in Amerika besizen, haben ihnen beinahe eben so viel eingebracht, als ihr festes Land. Jamaika, Barbados, und einige andre, wo sie Zukker bauen, sind ihnen sehr einträglich geworden, sowohl durch ihre Fabriken, als durch den Handel mit Neuspanien, der dadurch, daß er verboten ist, noch vortheilhafter wird.

Die in Ostindien so mächtigen Holländer sind in Amerika kaum bekannt. Das kleine Land Surinam, nahe an Brasilien, ist die vornemste Besizung, die ihnen übrig geblieben ist. Sie haben das Genie ihres Landes dorthin übergetragen, nemlich, das Land mit Kanälen zu durchschneiden. Sie haben zu Surinam, wie zu Batavia, ein neues Amsterdam erbaut. Die Insel Kurassao bringt ihnen ziemlich ansehnliche Vortheile. Endlich haben auch die Dänen drei kleine Inseln erhalten, und einen Handel angelegt, der, durch die Aufmunterungen ihres Königs, sehr vortheilhaft geworden ist.

Das ist nun alles, was die Europäer in dem vierten Welttheile Wichtiges gethan haben.

Es ist noch ein fünfter Welttheil übrig, die Südländer, wovon man nur erst einige Küsten und Inseln entdekt hat. Wenn man unter diesem Namen der neuen Südwelt die Länder der Papuhs und Neuguinea mit versteht, welche grade unter dem Aequator anfangen, so fällt es in die Augen, daß dieser Theil des Erdbodens der weitläufigste von allen ist.

Magellan war der Erste, der im Jahre 1520 die Polarländer unter dem einundfunfzigsten Grad gegen den Südpol hin erblikte; aber diese Eisländer hatten für Peru's Besizer keinen Reiz. Seit der Zeit entdekte man verschiedne ungeheure Länder südwärts von Indien, als Neuholland, welches sich vom zehnten Grad bis über den dreissigsten hinaus erstrekt. Einige Leute behaupten, daß die Kompaguie von Batavia daselbst einträgliche Niederlassungen besizt. Es ist aber doch schwer, Provinzen und einen Handel heimlich zu besizen. Wahrscheinlich ist es, daß man noch Einfälle in diesen fünften Welttheil wagen könnte, und daß die Natur diese Himmelsstriche gewis nicht vernachlässigt hat, sondern daß man auch dort Beweise ihrer Ver-

schiedenheit und ihrer Freigebigkeit antreffen würde.

Aber was kennen wir bis jezt von diesem unermeslichen Theile der Erde? Einige unangebaute Küsten, wo Pelsart und seine Gefährten im Jahre 1630 schwarze Menschen fanden, die auf den Händen, wie auf den Füssen, gehn; einen Meerbusen, wo Tasman im Jahre 1642 von gelben Menschen angegriffen ward, die mit Pfeilen und Keulen bewafnet waren; und noch einen, wo Dampierre im Jahre 1699 mit Negern zu kämpfen hatte, denen sämmtlich die Vorderzähne in der obern Kinnlade fehlten. Man ist in diesen Abschnitt der Erdkugel noch nicht eingedrungen, und man mus gestehn, daß es besser ist, sein eigen Land anzubauen, als das Eis und die schwarzen und bunten Thiere des Südpols aufzusuchen.

Wir vernemen, daß Neuseeland ist entdekt worden. Dies ist ein unermesliches, unangebautes, fürchterliches Land, von einigen Menschenfressern bevölkert, die den Gebrauch ausgenommen, ihres Gleichen zu fressen, nicht bösartiger sind, wie wir.

Vierzehntes Kapitel.

Von Paraguaï. Von der Herrschaft der Jesuiten in diesem Theile von Amerika; von ihren Streitigkeiten mit den Spaniern und Portugiesen.

Die Eroberungen von Mexiko und Peru sind Wunder der Kühnheit; die Grausamkeiten, die man daselbst verübt hat, die gänzliche Ausrottung der Einwohner von San-Domingo, und einiger andern Inseln, sind Uebermaasse von Abscheulichkeiten; aber die Niederlassung in Paraguaï, durch die einzigen Spanischen Jesuiten, scheint, in gewissem Betracht der Triumph der Menschheit zu sein, und die Grausamkeiten der ersten Erobrer wieder gut zu machen.

Die Quaker in Nord- und die Jesuiten in Südamerika haben der Welt ein neues Schauspiel gegeben. Die Quaker haben die Sitten der an Pensilvanien grenzenden Wilden sanfter gemacht, sie blos durch ihr Beispiel unterrichtet, ohne irgend etwas gegen ihre Freiheit zu unternemen, und haben ihnen durch den Handel neue Annemlichkeiten des Lebens verschafft. Die Jesuiten haben sich

zwar der Religion bedient, um den Völkern von Paraguaï die Freiheit zu nemen; aber sie haben sie policirt, und ihren Kunstfleis und Betriebsamkeit beigebracht, und es ist ihnen gelungen, ein überaus grosses Land zu regieren, wie man in Europa ein Kloster regiert. Die Quaker scheinen biederherziger, die Jesuiten aber staatsklüger, gewesen zu sein. Die erstern haben den Gedanken, ihre Nachbarn zu unterwerfen, für ein Verbrechen angesehn; die andern haben es sich zur Tugend angerechnet, wilde Völker, durch Sanftmut und Unterricht, zum Gehorsam zu bringen.

Paraguaï ist ein ungemein grosses Land zwischen Brasilien, Peru und Chili. Die Spanier hatten sich der Küste bemächtigt, wo sie Buenos-Aires, eine grosse Handelsstadt am Flusse de la Plata, erbauten. Bei aller ihrer Macht aber waren sie doch nicht zalreich genug, so viel Nationen, die mitten in den Wäldern wohnten, zu unterjochen. Diese Nationen waren ihnen notwendig, um neue Unterthanen zu haben, welche ihnen den Weg von Buenos-Aires nach Peru erleichterten. Die Jesuiten halfen ihnen bei dieser Erobrung weit mehr, als ihnen Soldaten hätten helfen

können. Diese Missionare drangen, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, immer nach und nach in das Innre des Landes ein. Einige in der Kindheit gefangne, und zu Buenos-Aires erzogne, Wilde dienten ihnen zu Wegweisern und Dolmetschern. Ihre Anstrengungen und Mühseligkeiten waren eben so gros, als die der Erobrer der neuen Welt. Religionsmut ist wenigstens eben so gros, als Kriegstapferkeit. Sie wurden nie überdrüssig und so erreichten sie endlich ihren Endzwek.

Die von Europa nach Buenos-Aires gebrachten Ochsen, Kühe und Schaafe, hatten sich erstaunlich vermehrt. Sie führten eine grosse Anzal derselben mit sich. Sie liessen Wagen mit allen Gerätschaften des Akkerbaues und der Baukunst beladen. Sie besäeten einige Ebnen mit allen Europäischen Getreidarten, und gaben alles den Wilden, welche dadurch zahm wurden, wie die Thiere, die man mit Köder fängt. Diese Völker bestanden aus lauter Familien, welche eine von der andern getrennt lebten, ohne Gesellschaft, und ohne irgend einige Religion. Man gewöhnte sie leichtlich zur Geselligkeit, durch die neuen Bedürfnisse der ihnen zugeführten Produkte.

Die Missionare musften, mit Hülfe einiger Einwohner von Buenos-Aires, diese Leute im Säen, im Akkerbau, im Ziegelbrennen, in der Bearbeitung des Holzes, und im Häuserbau, unterrichten. Bald wurden diese Leute umgebildet, und Unterthanen ihrer Wohlthäter. Wenn sie nicht gleich anfänglich das Christenthum annamen, weil sie es nicht begreifen konnten, so wurden doch ihre, in dieser Religion erzogne, Kinder völlig Christen.

Diese Niederlassung bestand im Anfang aus funfzig Familien, und belief sich im Jahre 1750 beinahe auf hunderttausend. Die Jesuiten haben, binnen einem Jahrhunderte, dreissig Kantonen errichtet, welche sie das Land der Missionen nennen. Jeder Kanton begreift bis jezt ungefähr zehntausend Einwohner. Ein Franziskanermönch, Namens Florentin, der im Jahre 1711 durch Paraguaï reiste, und auf jeder Seite seiner Reisebeschreibung seine Bewundrung dieser so neuen Herrschaft zu erkennen giebt, sagt: daß die Völkerschaft des heiligen Xaver's, wo er sich lange aufhielt, wenigstens dreissigtausend Personen stark war. Wenn man seinem Zeugnisse traut, so erhellet daraus, daß die

Jesuiten, blos durch Ueberredung, sich viermalhunderttausend Unterthanen zu verschaffen gewusst haben.

Wenn irgend etwas einen Begrif von dieser Kolonie geben kann, so ist es die alte Regierung von Sparta. In dem Lande der Missionen ist alles gemeinschaftlich. Diese Nachbaren von Peru kennen weder Gold, noch Silber. Das Wesen eines Sparters war Gehorsam gegen Lykurg's Geseze; und das Wesen eines Einwohners von Paraguaï ist bis jezt Gehorsam gegen die Geseze der Jesuiten gewesen. Kurz, die Regierungsformen gleichen sich, bis auf den einzigen Unterschied, daß die Paraguaïer keine Sklaven haben, ihr Land zu bestellen, und ihr Holz zu hauen, wie die Sparter, sondern selbst Sklaven der Jesuiten sind.

Das Land steht zwar im Geistlichen unter dem Bischof von Buenos-Ayres, und im Weltlichen unter dem Gouverneur; ist auch, so wie die Landschaften de la Plata und Chili, dem Könige von Spanien unterworfen: aber die Jesuiten, als Stifter der Kolonie, haben sich immer bei der unumschränkten Herrschaft über die von ihnen gebildeten Völker

erhalten. Sie geben dem Könige von Spanien einen Piaster für jeden ihrer Unterthanen, und tragen diesen Piaster, entweder in Waaren, oder in baarem Gelde, an den Gouverneur zu Buenos-Aires ab; denn sie allein haben baares Geld, das Volk hat dergleichen niemals in Händen. Dies ist die einzige Vasallenpflicht, welche die Spanische Regierung zu fordern sich berechtigt gehalten hat. Weder der Gouverneur von Buenos-Aires kann einen Kriegs- oder Civilbedienten, noch der Bischof einen Pfarrer, in das Land der Jesuiten abschikken.

Man machte einmal den Versuch, zwei Pfarrer in die beiden Kantone Unsrer Lieben Frauen vom Glauben, und des heiligen Ignaz, zu senden, und brauchte sogar die Vorsichtigkeit, sie von Soldaten begleiten zu lassen. Aber die Einwohner der beiden Kantone verliessen ihre Wohnungen, zerstreuten sich in die andern Kantone, und liessen die beiden Pfarrer allein, welche darauf nach Buenos-Aires zurükkehrten.

Ein andrer Bischof, den dieser Vorfall verdros, wollte die gewöhnliche Kirchenregimentsverfassung in allen Ländern der Mission

einführen. Er beschied also alle unter ihm stehende Bischöfe, sich bei ihm einzufinden, und ihre Aufträge zu empfangen; aber es wagte keiner, zu erscheinen. Die Jesuiten selbst erzälen uns diese Begebenheiten in einer ihrer Schuzschriften. Sie blieben also unumschränkte Herren im Geistlichen, und eben sowohl Meister im Wesentlichen.

Sie erlauben dem Gouverneur, Offiziere, durch die Missionsländer, nach Peru zu schikken; aber diese Offiziere dürfen nicht länger, als drei Tage, im Lande bleiben. Sie bekommen keinen der Einwohner zu sprechen, und ob sie gleich, im Namen des Königs, erscheinen, so werden sie doch, wie verdächtige Fremde, behandelt. Die Jesuiten, die immer gern den Schein vermeiden mögen, haben dieses Betragen, das man für Ungehorsam und Beleidigung hätte aufnemen können, mit der Gottseligkeit zu bemänteln gesucht. Bei dem Rate von Indien zu Madrid haben sie erklärt, daß sie keinen Spanier in ihre Provinzen zulassen könnten, aus Furcht, daß ein solcher Offizier die Sitten der Paraguaïer verderben möchte; und dieser für ihre eigne Nation so beleidigende Grund ist von den Königen von

Spa-

Spanien angenommen worden, welche von den Paraguaiern nicht anders als unter diesem seltsamen Beding, der für eine so stolze und rechtgläubige Nation, wie die Spanische, entehrend ist, den geringsten Vortheil ziehn konnten.

Die auf Erden einzige Art, wie diese Regierung verwaltet wird, ist folgende. Der Jesuitenprovinzial, unter dem Beistande seiner Ratsversammlung, macht die Gesetze. Jeder Rektor, dem wieder eine andre Ratsversammlung zugeordnet ist, wacht über die Befolgung derselben. Der Fiskalprokurator wird aus dem Mittel der Einwohner eines jeden Kantons genommen, und hat einen Verweser unter sich. Diese beiden Beamten visitiren ihren Distrikt täglich, und melden dem Jesuitenobern alles, was vorgeht.

Das ganze Volk arbeitet. Alle Handwerker aus Einer Klasse arbeiten zusammen gemeinschaftlich, in Gegenwart ihrer Aufseher, die der Fiskal ernennt. Die Jesuiten liefern den Hanf, die Baumwolle, die Wolle, u. s. w. welche die Einwohner verarbeiten. Eben so liefern sie auch das Getraide, welches gesäet und gemeinschaftlich eingeärntet wird. Die ganze Aernte wird in die öffentlichen Vorrathshäuser

gebracht, und einer jeden Familie daraus gegeben, was sie zu ihrem Unterhalte braucht; der Ueberschus aber zu Buenos-Aires und nach Peru verkauft.

Diese Völker haben Viehherden, und bauen Korn, Hülsenfrüchte, Indig, Baumwolle, Hanf, Zukkerrohr, Jalappe, Ipekakuanha, und hauptsächlich das sogenannte Paraguaïkraut, eine Art von Thee, die in Südamerika sehr beliebt ist, und womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. *) Man tauscht dagegen Gold und andre Waaren ein. Die Waaren werden von den Jesuiten ausgetheilt, das Geld, Silber und Gold, aber zur Verschönerung der Kirchen, und zu den Bedürfnissen der Regierung, angewendet.

*) Im mittägigen Amerika macht man davon den Gebrauch, den die Engländer und Holländer vom Thee machen. Diese Pflanze ist nicht astringirend wie der Thee, aber bitter und für den Magen zuträglich. Die unglüklichen Peruaner, die, mit einer der Nachkommen vom Pizarro und d'Almagro würdigen, Barbarei in den Bergwerken begraben sind, bedienen sich dieses Krauts, um ihre Kräfte wieder zu beseelen und ihren Mut aufrecht zu erhalten.

Anm. der Kehlsch. Herausgeber.

In jedem Kanton ist ein Zeughaus. An bestimmten Tagen, werden Waffen an diejenigen Einwohner ausgegeben, welche damit umzugehn wissen. Ein Jesuit führt das Kommando bei dem Exerciren, welches sehr regelmässig betrieben wird. Nachher werden die Waffen wieder in das Zeughaus zurükgebracht, und kein Bürger darf Waffen in seinem Hause behalten. Eben die Grundsäze, welche aus diesen Völkern die gehorsamsten Unterthanen gemacht haben, dienen auch dazu, sie zu sehr guten Soldaten zu machen; sie halten Gehorchen und Kämpfen für Schuldigkeit. Man hat mehr als Einmal ihren Beistand gegen die Brasilischen Portugiesen, gegen die Räuber, die man Mameluken zu nennen pflegt, und gegen die Mosquitos, welche Menschenfresser waren, nötig gehabt. In diesen Zügen wurden sie immer von Jesuiten angeführt, und stritten immer mit Ordnung, Mut und Glük.

Als die Spanier, im Jahre 1662, die von den Portugiesen eingenommne Stadt San Sakrement belagerten, die zu so vielen sonderbaren Begebenheiten Anlas gab, führte ein Jesuit viertausend Paraguaier herbei, wel-

che Sturm liefen, und den Ort eroberten. Ich mus hier einen Umstand anführen, welcher beweist, daß diese zum Kommandiren angewöhnte Mönche mehr davon verstanden, als der Gouverneur von Buenos-Aires, der die ganze Armee kommandirte. Dieser General verlangte, daß man, bei dem Sturm, einige Reihen Pferde vor die Soldaten stellen sollte, damit das Artilleriefeuer von den Wällen sich an den Pferden erschöpfte, und die Truppen alsdann mit minderer Gefahr angreifen könnten. Der Jesuit aber bewies das Lächerliche und Gefärliche einer solchen Stelle, und liess den Ort regelmässig angreifen.

Die Art, wie diese Völker für Spanien stritten, gab zu erkennen, daß sie sich auch gegen dieselben zu vertheidigen wissen würden, und daß es gefährlich wäre, ihre Regierungsform verändern zu wollen. Es ist ausgemacht wahr, daß die Jesuiten sich bis jezt in Paraguaï eine Herrschaft etworben haben, die ungefähr vierhundert Meilen im Umkreise beträgt, und daß sie dieselbe noch weiter ausbreiten können.

In allem, was den Schein betrift, sind sie dem Könige von Spanien unterworfen, sie

selbst aber in der That Könige, und vielleicht unter allen Königen der Erde diejenigen, denen am besten gehorcht wird. Sie sind zu gleicher Zeit Stifter, Gesezgeber, Hoheprieſter und Landesherren ihres Bezirks.

Ein Reich von so seltsamer Einrichtung, in einem fremden Welttheile, ist die von seiner Ursach am meisten entfernte Wirkung, die man jemals auf Erden gesehn hat. Wir sind seit langer Zeit gewohnt, in unserm Europa gefürstete Mönche zu sehn; aber sie sind zu dieser, ihrem Stande entgegengesezten, Stufe der Hoheit, durch natürliche Fortschritte gelangt. Man hat ihnen grosse Ländereien gegeben, welche, wie andere Güter, Lehne und Fürstenthümer geworden sind. Aber den Jesuiten in Paraguaï hat man nichts gegeben. Sie haben sich zu Landesherren gemacht, ohne sich jemals Eigenthümer einer einzigen Meile Landes zu nennen, und alles ist ihr eignes Werk gewesen.

Endlich haben sie ihre Macht gemisbraucht, und einen grossen Theil derselben verloren. Denn, als Spanien die Stadt San Sakrement, mit dem weitläuftigen Gebiete derselben an Portugal abtrat, unterstanden sich die Je-

suiten, sich diesem Vergleich zu widersezen; die unter ihnen stehenden Völker wollten sich der Portugiesischen Herrschaft nicht unterwerfen, und so widersezten sie sich zu gleicher Zeit ihren alten und ihren neuen Herren.

Wenn man dem kurzzusammengedrängten Berichte (*Relacio abbreviada*) Glauben beimisst, so schrieb der Portugiesische General Andrado schon im Jahre 1750. an den Spanischen General Valderios: Die Jesuiten sind die einzigen Rebellen. Ihre Indier haben die Portugiesische Festung Pardo, mit einer sehr gut bedienten Artillerie, zweimal angegriffen. Eben dieser Bericht sezt hinzu, daß diese Indier ihren Gefangnen die Köpfe abgehauen, und den Jesuiten, ihren Befelshabern, hingebracht haben. Wenn diese Beschuldigung wahr ist, so ist sie wenigstens nicht wahrscheinlich.

Gewisser ist es, daß ihre Provinz San Nikolas sich im Jahre 1757. empörte, und dreizehntausend Mann Truppen, unter den Befelen der beiden Jesuiten Lamp und Tadeo, in's Feld stellte. Dies gab Anlas zu dem damals laufenden Gerüchte, daß sich ein Jesuit,

unter dem Namen Nikolas der I., zum König von Paraguaï aufgeworfen hätte.

Während daß diese Mönche in Amerika gegen die Könige von Spanien und Portugal Krieg führten, waren sie in Europa die Beichtväter dieser Fürsten. Endlich sind sie aber doch zu Lissabon auf Rebellion und Königsmord angeklagt, im Jahre 1758. aus Portugal verjagt worden; die Portugiesische Regierung hat alle ihre Kolonieen in Amerika von ihnen gesäubert; sie sind aus allen Staaten des Königs von Spanien in der alten und in der neuen Welt vertrieben worden; die Parlementer in Frankreich haben sie durch ein Arret vernichtet; der Pabst hob den ganzen Orden durch eine Bulle auf, und die Welt hat endlich einsehn lernen, daß man alle Mönche abschaffen kann, ohne das Geringste zu befürchten.

Funfzehntes Kapitel.

Asien's Zustand zur Zeit der Entdekkungen der Portugiesen.

Von Schina.

Unterdessen daß Spanien seine Eroberung der Hälfte von Amerika genos, Portugal die Kü-

sten von Afrika und von Asien beherrschte, der Handel von Europa eine ganz neue Gestalt bekam, und die grosse Veränderung in der Christlichen Religion dem Interesse so vieler Regenten eine andre Wendung gab, müssen wir uns hier einen Begrif zu machen suchen, in welchem Zustande sich der Ueberrest unsrer alten Welt befand.

Wir verliessen, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, das Geschlecht des Dschingiskan, als Herrn von Schina, Indien und Persien, und die Tatarn, wie sie ihre Verwüstungen bis nach Polen und Ungarn erstrekten. Der Zweig dieser siegreichen Familie, der in Schina herrschte, heisst Yven. In dieser Benennung findet man den Namen Oktaïkan eben so wenig wieder, als den Namen seines Bruders Koblaï, dessen Geschlecht ein ganzes Jahrhundert hindurch regierte. Mit dem Schinesischen Namen legten sich diese Ueberwinder auch die Schinesischen Sitten bei.

Alle Usurpatoren wollen dasjenige durch Geseze beibehalten, was sie durch Waffen an sich gerissen haben. Ohne diesen so natürlichen Hang, das geraubte Gut in Ruhe zu geniessen, würde keine Gesellschaft auf Erden bestehn. Die

Tatarn fanden die Geseze der überwundnen Völker so schön, daß sie sich denselben unterwarfen, um sich desto fester zu sezen. Vornemlich beobachteten sie sorgfältig das Gesez bei, daß niemand in der Provinz, wo er geboren ist, Gouverneur oder Richter sein kann. Ein an sich herrliches Gesez, und das überdies den Siegern zu Statten kam!

Der alte Grundsaz der Moral und Politik, der die Väter den Kindern so ehrwürdig macht, und den Kaiser als den gemeinschaftlichen Vater seiner Unterthanen betrachten lässt, gewöhnte bald die Schinesen zu einem freiwilligen Gehorsam. Die zweite Generation vergas schon das Blut, das die erste vergossen hatte. Es folgten neun Kaiser von einem und eben demselben Tatarischen Geschlecht auf einander, ohne daß die Jahrbücher von Schina des geringsten Versuchs Erwähnung thun, diese Fremdlinge zu verjagen. Einer von den Urenkeln des Dschingiskan ward in seinem Pallast ermordet, aber von einem Tatar, und sein natürlicher Erbe folgte ihm in der Regierung ohne die geringste Unruhe.

Was die Kalifen, und vormals die Könige von Persien und Assyrien, um den Thron

gebracht hatte, das stürzte endlich auch diese Eroberer; sie ergaben sich der Weichlichkeit. Der neunte Kalser von Dschingiskan's Geblüt machte sich dadurch, daß er immer von Weibern und Priestern, oder Lamas, umgeben war, die ihn wechselsweise beherrschten, verächtlich, und wekte den Mut des Volkes auf. Die Bonzen, als Feinde der Lamas, waren die ersten Urheber der Empörung. Ein Abenteurer, der in einem Bonzenkloster Aufwärter gewesen war, sezte sich an die Spize etlicher Strassenräuber, und lies sich zum Oberhaupt derjenigen ernennen, welche der Hof die Aufrührer nannte. Man findet zwanzig solcher Beispiele im Römischen und vornemlich im Griechischen Kaiserthum. Die Welt ist eine grosse Schaubühne, auf welcher das nemliche Trauerspiel, nur unter andern Namen, öfter aufgeführt wird.

Dieser Abenteurer verjagte das Tatarische Geschlecht im Jahre 1357, und fing die einundzwanzigste Familie oder Dynastie der Schinesischen Kaiser, unter dem Namen Ming, an. Sie regierte zweihundertundsechsundsiebzig Jahre, unterlag aber endlich den Nachkömmlingen eben der Tataren, die sie vertrie-

ben hatte. Mit der Zeit musste immer die gelehrteste, reichste und ausgebildetste Völkerschaft einem wilden, armen und nervichten Volk aller Orten weichen. Nur der zur Vollkommenheit gebrachten Artillerie gelang es endlich, die Schwächern mit den Stärkern in's Gleichgewicht zu sezen, und die Barbaren im Zaum zu halten. Wir haben oben angemerkt, daß die Schinesen noch keinen Gebrauch von den Kanonen machten, ob sie gleich, seit so langer Zeit, schon Kenntnis vom Pulver hatten.

Der Wiederhersteller des Schinesischen Reichs nam den Namen Tait-song an, den er durch Waffen und Geseze berühmt machte. Eine seiner ersten Sorgen war, die Bonzen einzuschränken, die er sehr gut kannte, weil er in ihren Diensten gestanden hatte. Er verordnete, daß kein Schinese vor dem vierzigsten Jahre Bonze werden sollte, und das galt auch von den Bonzinnen. Eben diese Anordnung machte der Zaar Peter der Grosse zu unsern Zeiten in Rusland. Aber die unüberwindliche Vorliebe für dasjenige, wozu man sich einmal bekannt hat, und der Geist, der alle grosse Gesellschaften beseelt, sezte bald genug die Schinesischen Bonzen und die Russischen

Mönche über ein weises Gesez hinweg. Es ist zu allen Zeiten, und in allen Ländern, leichter gewesen, eingewurzelte Gebräuche abzuschaffen, als einzuschränken. Wir haben schon angeführt, daß der heilige Leo eben dieses Gesez gegeben hatte, dem der Fanatismus immer Troz bot.

Taitsong, dieser zweite Stifter der Schinesischen Monarchie, scheint die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts für die erste Pflicht gehalten zu haben; denn er verminderte nicht allein die Anzal der Bonzen, welche grösstentheils unverheuratet waren, sondern schlos auch die Verschnittnen, welche vorher den Hof regierten, und das Volk weichlich machten, sorgfältig von allen Bedienungen aus.

Obgleich das Geschlecht Dschingiskan's aus Schina war verjagt worden, so waren doch diese alten Ueberwinder noch immer sehr furchtbar. Ein Schinesischer Kaiser, Namens Yngtsong, ward von ihnen gefangen genommen, und im Jahre 1444. gefangen nach der Tatarei geführt. Das Schinesische Reich bezalte ein ungeheures Lösegeld für denselben. Dieser Fürst bekam zwar seine Freiheit, aber nicht seine Krone, wieder; sondern wartete, um den Thron

wieder zu besteigen, ganz ruhig den Tod seines Bruders ab, welcher während seiner Gefangenschaft regierte.

Im Innern war das Reich ruhig. Die Geschichte meldet, daß nur eine einzige Unruhe durch einen Bonzen entstand, der das Volk zum Aufruhr bereden wollte, und dem der Kopf abgeschlagen ward.

Die Religion des Kaisers und der Gelehrten blieb unverändert. Es ward nur verboten, dem Kong-fu-tsee eben die Verehrung zu beweisen, die man dem Andenken der Kaiser bewies. Dies Verbot war schimpflich, weil kein Kaiser dem Vaterlande solche Dienste geleistet hatte, als Kong-fu-tsee; aber es beweist zugleich, daß Kong-fu-tsee niemals angebetet wurde, und daß bei den Ceremonien, womit die Schinesen ihre Vorältern, und das Andenken grosser Männer ehren, keine Abgötterei mit unter läuft. Nichts beschämt besser die elenden Streitigkeiten, die wir in Europa über die Schinesischen Gebräuche geführt haben.

In Schina ging damals eine seltsame Meinung im Schwange. Man glaubte fest, daß es ein geheimes Mittel gäbe, die Menschen unsterblich zu machen. Quaksalber und Marktschreier,

die unsern Alchymisten gleichen, prahlten, ein Getränk bereiten zu können, welches sie den Trank der Unsterblichkeit nannten. Dies war die Veranlassung zu tausend Fabeln, womit Asien überschwemmt ward, und die man für Geschichte genommen hat. Man behauptet, daß mehr als Ein Kaiser von Schina für dieses Recept ungeheure Summen ausgegeben hat. Das ist eben so, als wenn die Asiaten glauben wollten, unsere Europäische Könige hätten im Ernst die Quelle der Jugend aufgesucht, welche in unsern alten Gallischen Romanen eben so bekannt ist, als der Becher der Unsterblichkeit in den Asiatischen Romanen.

Unter der Dynastie Yven, das heisst, unter den Nachkommen Dschingiskan's, und unter der Familie der Wiederhersteller, welche Ming heisst, wurden die Künste des Wizes und der Einbildungskraft mehr als jemals betrieben. Dies war weder Wiz noch Einbildungskraft von unsrer Art; inzwischen findet man in ihren kleinen Romanen eben die Grundzüge, die allen Nationen gefallen; unvorhergesehene Unglüksfälle, unverhofte glükliche Begebenheiten, und Wiedererkennungen. Man findet darin weniger von dem fabelhaften Unglaublichen, wie

die von den Griechen erfundnen, und von Ovid verschönerten, Verwandlungen, oder wie die Arabischen Erzälungen, und die Fabeln eines Boyardo und Arioſt. Die Erfindung in den Schineſiſchen Fabeln entfernt ſich ſelten von der Wahrſcheinlichkeit und zielt immer auf Moral.

Der Hang zur Schaubühne ward, vom vierzehnten Jahrhunderte bis auf unſre Zeiten, in Schina allgemein. Sie konnten dieſe Kunſt von keinem andern Volke empfangen haben. Sie wuſſten nicht, daß jemals ein Griechenland vorhanden geweſen war, und weder die Muhammedaner, noch die Tataren, konnten ihnen die Schriften der Griechen mitgetheilt haben. Sie erfanden ſelbſt die Kunſt, aber man ſieht aus dem Schineſiſchen Trauerſpiel, welches wir überſezt haben, daß ſie dieſelbe nicht zur Vollkommenheit brachten. Dieſes Trauerſpiel, unter dem Titel: der Waiſe von Tſchao, iſt aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Man giebt es für das Beſte aus, ſo ſie jemals gehabt haben. Wahr iſt es, daß damals die dramatiſchen Werke in Europa noch ſchlechter waren; wir wuſſten ſogar faſt nichts von dieſer Kunſt.

Es liegt in unsrem Karakter nach Vervollkommnung zu streben; die Schinesen hingegen bestehen bis jezt darauf, auf der Stufe, zu welcher sie gelangt sind, stehn zu bleiben. Vielleicht ist das gedachte Trauerspiel in dem Geschmak der ersten Versuche eines Aeschylus. Die in der Moral immer überlegnen Schinesen haben in allen übrigen Wissenschaften wenige Fortschritte gemacht. Ohne Zweifel hat ihnen die Natur, die sie mit einem graden und gesunden Verstande begabte, die Stärke des Wizes versagt.

Im Ganzen genommen schreiben sie, wie sie malen, ohne die Geheimnisse der Kunst zu kennen. Ihren Gemälden fehlt bis jezt Anordnung, Perspektive und Helldunkel; ihren Schriften haftet die nemliche Schwachheit an. Dagegen scheint in ihren Werken eine weise Mässigung, eine einfältige Wahrheit, zu herrschen, die nichts von dem schwülstigen Styl der andern Morgenländer an sich hat. Man findet in ihren moralischen Abhandlungen keine von den sonderbaren Parabeln, keins von den gigantischen und gezwungnen Gleichnissen. Selten sprechen sie in Rätseln; auch dieses macht sie zu einem eignen abgesonderten Volke in Asien. Vor nicht gar langer Zeit führten wir Betrachtungen

eines

eines weisen Schinesen über die Art an, wie man sich den kleinen Antheil von Glük verschaffen kann, dessen die menschliche Natur empfänglich ist; diese Betrachtungen sind genau die nemlichen, die wir in unsern mehresten Büchern wiederholt finden.

Die theoretische Heilkunde ist bei ihnen noch nichts anders, als Unwissenheit und Irrthum. Inzwischen sind die Schinesischen Aerzte in der ausübenden Heilkunde ziemlich glüklich. Die Natur hat also nicht zugegeben, daß das Leben der Menschen von der Naturkunde abhinge. Die Griechen wusten zu rechter Zeit zur Ader zu lassen, ohne zu wissen, daß das Blut im Körper umliefe. Die Erfahrungskunde der Heilmittel und der gesunde Menschenverstand haben die ausübende Heilkunde in der ganzen Welt eingeführt. Sie ist überall eine Kunst zu mutmaassen, die zuweilen der Natur zu Hülfe kommt, zuweilen aber dieselbe zerstört.

Ueberhaupt bestand die Schinesische Weisheit in dem Geiste der Ordnung und Mässigung, in dem Geschmak an Wissenschaften, in Bearbeitung aller Künste, die dem menschlichen Leben nüzlich sind, und in einer unge-

heuren Menge von Erfindungen zur Erleichterung dieser Künste. Diese Weisheit hatte die Tatarischen Erobrer verfeinert, und sie der Nation einverleibt. Ein Vortheil, den die Griechen über die Türken nicht davon tragen konnten. Zulezt hatten die Schinesen ihre Herren weggejagt, und den Griechen fiel es nicht einmal ein, das Joch ihrer Ueberwinder abzuschütteln.

Wenn wir von der Weisheit sprechen, welche, viertausend Jahre lang, der Regierungsverfassung von Schina vorgestanden hat, so verstehn wir das gemeine Volk nicht darunter; dieses mus sich in allen Landen blos mit Handarbeiten beschäftigen. Der Geist einer Nation wohnt immer in den Wenigen, die dem grossen Haufen Arbeit und Nahrung geben, und ihn beherrschen. Dieser Geist der Schinesischen Nation ist gewis das älteste Denkmal der Vernunft, das der Erdboden aufzuweisen hat.

So herrlich diese Regierungsverfassung auch war, so fehlte es ihr dennoch nicht an grossen Misbräuchen, die von der Menschheit, und insonderheit von einem weitläuftigen Beherrschungskreise, unzertrennbar sind. Der grösste

dieser Misbräuche, der erst jezt ganz neuerlich abgeschaft worden ist, war die Gewohnheit der Armen, ihre Kinder auf die Strassen auszusezen, in der Hofnung, daß sie von den Reichen würden aufgenommen werden. Auf diese Weise kamen viele Unterthanen um's Leben. Die überaus grosse Bevölkerung machte, daß die Regierung diesem Verluste nicht vorbeugte. Man betrachtete die Menschen, wie die Baumfrüchte, wovon man ohne Bedauern einen Theil verderben sieht, wenn nur genug zur Nahrung übrig bleiben.

Die Tatarischen Erobrer hätten diese vernachläßigte Kinder unterhalten, und Kolonieen daraus machen können, um die Tatarischen Steppen damit zu bevölkern. Sie dachten aber nicht daran; und wir sogar, in unserm Occident, wo die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts ein noch dringenders Bedürfnis war, hatten diesem nemlichen Uebel noch nicht einmal vorgebeugt, ob es für uns gleich weit verderblicher war. London hat nur erst seit wenigen Jahren Verpflegungshäuser für gefundne Kinder. Es gehören viele Jahrhunderte dazu, ehe die menschliche Gesellschaft sich zur Vollkommenheit erhebt.

Sechzehntes Kapitel.

Von den Tatarn.

Wenn die zweimal, nemlich einmal vom Dschingiskan im dreizehnten, und hernach wieder im siebzehnten, Jahrhunderte überwundnen Schinesen, von Seiten der Künste und der Gesetze, das erste Volk in Asien waren, so waren es die Tatarn von Seiten der Waffen. Es ist erniedrigend für die menschliche Natur, daß immer die Stärke der Weisheit überlegen war, und daß diese Barbaren fast unsere ganze Halbkugel bis an den Berg Atlas unterjocht haben. Sie zerstörten das Römische Reich im fünften Jahrhunderte, und eroberten Spanien, und alles, was die Römer in Afrika besessen hatten. Wir haben gesehn, daß sie sich in der Folge auch die Kalifen von Babylon unterwarfen.

Machmud, der, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, Persien und Indien eroberte, war ein Tatar. Er ist heut zu Tage den Abendländischen Völkern fast nur durch die Antwort einer armen Frau bekannt, die ihn in Indien antrat, und um Gerechtigkeit und Genugthuung, wegen Ermordung ihres

Sohnes, hat, der in der Provinz Yrak in Persien beraubt und erschlagen worden war. Wie kann ich Dir in solcher Entfernung Recht schaffen? sagte der Sultan. Warum hast Du uns denn erobert, wenn Du uns nicht regieren kannst? versezte die Mutter.

Aus dem Innersten der Tatarei brach Dschingiskan, am Ende des zwölften Jahrhunderts, auf, um Indien, China, Persien und Rusland zu erobern. Batukan, einer seiner Söhne, streifte bis an die Grenzen von Teutschland. Von dem weitläufigen Reiche Kapshak, welches diesem Batukan zufiel, ist heut zu Tage nichts weiter übrig, als die Krim, welche seine Nachkommen, unter dem Russischen Zepter, inne haben.

Timur-Lenk, welcher einen so grossen Theil von Asien unterjochte, war ein Tatar, und noch dazu von Dschingis Geschlechte.

Husum-Kassan, der in Persien regierte, war auch in der Tatarei geboren.

Giebt man endlich Acht darauf, wo die Osmanen hergekommen sind, so sieht man sie von den östlichen Küsten des Kaspischen Mee-

res kommen, um Kleinasien, Arabien, Aegypten, Konstantinopel und Griechenland zu unterjochen.

Wir wollen nun noch sehn, was in den grossen Wüsten der Tatarei, im sechzehnten Jahrhunderte, nach so vielen Auswandrungen von Erobrern, noch übrig blieb. Im nördlichen China waren eben die Mongolen und Mandschus, die es, unter dem Dschingis, eroberten, und es vor etwa hundert Jahren noch einmal einnamen. Sie waren damals von der Religion des Dalaï-Lama im kleinen Thibet. Ihre Wüsten grenzen an den Wüsten von Rusland. Von da bis an das Kaspische Meer wohnen die Elhuts, die Kalkas, die Kalmüken, und hundert umherschweifende Tatarhorden. Die Usbeken waren, und sind noch, in dem Lande Samarkand. Alle leben armselig, und wissen blos, daß ganze Schwärme von ihnen ausgegangen sind, welche die reichsten Länder des Erdbodens erobert haben.

Siebzehntes Kapitel.

Vom Mogol.

Timur-Lenk's Geschlecht beherrschte das Land des Mogols. Dieses Indische Reich war nicht gänzlich vom Timur-Lenk unterjocht worden. Die Söhne dieses Erobrers führten, wegen der Theilung der Länder, Krieg mit einander, wie Alexander's Nachfolger, und Indien war sehr unglüklich. Dieses Land, wo die Beschaffenheit des Himmelsstrichs zur Weichlichkeit hinreisst, that der Nachkommenschaft seiner Erobrer nur schwachen Widerstand. Der Sultan Babar, Timur-Lenk's Urenkel, machte sich zum unumschränkten Herrn des ganzen Landes, von Samarkand bis nach Agra.

Damals wohnten vier Hauptnationen in Indien; die Arabischen Muhammedaner, Patanen genannt, welche seit dem zehnten Jahrhunderte etwas Land behalten hatten; die alten Parsen, oder Guebern, welche zu Omar's Zeiten dahin geflüchtet waren; die Tatarn des Dschingiskan und Timur-Lenk; und endlich die wirklichen Indier in verschiednen Stämmen, oder Kasten.

Die Patanen waren noch die mächtigsten, weil um das Jahr 1530 ein Musulmann, Namens Chircha, dem Sultan Amayum, Babar's Sohn, sein Land nam, und ihn zwang, nach Persien zu flüchten. Der Türkische Kaiser Soliman, ein natürlicher Feind der Perser, beschüzte den Muhammedanischen Usurpator gegen die von den Persern beschüzten Tatarischen Usurpatoren. Der Sieger von Rhodus hielt das Gleichgewicht in Indien, und so lange Soliman lebte, regierte Chircha glüklich. Er machte die Religion der Osmanen zur herrschenden in dem Mogolischen Reiche. Man sieht noch die schöne, mit Bäumen besezte Wege, die Karwanseraïs, und die Bäder, die er für die Reisenden anlegen lies.

Amayum konnte nicht eher wieder nach Indien kommen, als nach Soliman's und Chircha's Tode. Eine Persische Armee sezte ihn wieder auf den Thron. So sind die Indier immer von Fremden unter das Joch gebracht worden.

Das kleine Königreich Guzurate bei Surate blieb noch den alten Indischen Arabern unterworfen. Dies ist beinahe alles, was die-

sen Ueberwindern so vieler Staaten, die wir von Persien bis an die Südlichen Provinzen von Frankreich alles haben erobern gesehn, in Asien übrig blieb. Sie sahen sich nun genöthigt, die Portugiesen, gegen Amayum's Sohns Akebar, um Hülfe zu bitten, die aber ihren Fall nicht verhindern konnten.

Um Agra lebte noch ein Fürst, der sich für einen Nachkommen des Königs Por ausgab, welchen Curtius, unter dem Namen Porus, so berühmt gemacht hat. Akebar überwand ihn, und gab ihm sein Königreich nicht wieder. Aber er stiftete mehr Gutes in Indien, als Alexander zu stiften Musse gehabt hatte. Seine Stiftungen sind erstaunlich, und noch immer wird die Landstrasse bewundert, die von Agra bis nach Lahor hundertundfunfzig Lieues mit Bäumen bepflanzt ist. Dieses berühmte Werk des Erobrers ward noch von seinem Sohne Geanguir verschönert.

Die Indische Halbinsel diesseits dem Ganges war noch nicht angegriffen worden; und wenn sie Sieger auf ihren Küsten gesehn hatte, so waren es die Portugiesen gewesen. Der zu Goa residirende Vicekönig that es damals

dem grossen Mogol in Pracht und Aufwand gleich, und war ihm an Seemacht weit überlegen. Er hatte fünf Gouvernements zu vergeben, Mosambik, Malaka, Maskate, Hormuz und Ceilan. Die Portugiesen waren Meister des Handels von Surate, und die Unterthanen des grossen Mogols bekamen von ihnen alle kostbare Waaren der Inseln. Amerika brachte den Spaniern in vierzig Jahren nicht ein Mehreres ein, und als Philipp der II. sich im Jahre 1580 des Königreichs Portugal bemächtigte, sah' er sich auf einmal im Besiz der vornemsten Reichthümer beider Welten, ohne an ihrer Entdekkung den geringsten Antheil gehabt zu haben. Der grosse Mogol konnte sich damals einem Könige von Spanien nicht gleich schäzen.

Wir kennen dies Reich nicht so genau, als Schina, und daran sind die häufigen Staatsveränderungen, seit Timur-Lenk's Zeiten, Schuld. Auch hat man nicht so gute Beobachter dahin geschikt, als die, durch welche wir Schina kennen.

Die Sammler der Nachrichten aus Indien haben uns oft widersprechende Deklamationen zu lesen gegeben. Der Pater Catrou

sagt: der Mogol habe sich das Eigenthum aller Ländereien des Reichs vorbehalten; und auf der nemlichen Seite berichtet er uns: die Kinder der Rajahs succediren in die Länder ihrer Väter. Alle Grossen des Landes sind, seiner Aussage nach, Sklaven, und dann sagt er: viele dieser Sklaven haben zwanzig- bis dreissigtausend Soldaten. Bald ist des Mogol's Wille das einzige Gesez; bald ist noch nie gegen das Recht der Völker gehandelt worden. Es ist schwer, alle diese Begriffe zu vereinigen.

Tavernier schreibt mehr für Kaufleute, als für Philosophen, und giebt wenig andre Anweisung, als die Landstrassen kennen zu lernen, und Diamanten einzukaufen.

Bernier ist ein Philosoph; wendet aber seine Philosophie nicht dazu an, sich gründliche Kenntnis von der Regierungsverfassung zu verschaffen. Er sagt, wie die andern, daß alle Ländereien dem Kaiser gehören. Dies bedarf einer Erklärung. Ländereien weggeben und sie benuzen, sind zwei himmelweit verschiedne Dinge. Die Europäischen Könige vergeben alle geistliche Pfründen, aber sie besizen sie

nicht selber. Der Römische Kaiser, der das Recht hat, alle Teutsche und Italienische Lehne zu vergeben, wenn keine männliche Lehnsfolger mehr vorhanden sind, zieht nie den Nuzen aus diesen Läudereien.

Bernier hat nicht geglaubt, daß man seine Ausdrükke so sehr misbrauchen würde, sich vorzustellen, daß alle Indier für einen Tatar pflügen, säen, ärnten, Häuser bauen und arbeiten. Ueberdies ist dieser Tatar ums umschränkter Herr über die Unterthanen seiner Domänenaüter, hat aber sehr wenig Gewalt über die Vicekönige, welche mächtig genug sind, ihm ungehorsam zu sein.

Es giebt in Indien, wie Bernier sagt, nur grosse Herrn und Bettler. Wie soll man dieses mit dem Reichthum der Kaufleute zusammenreimen, die, nach Tavernier's Aussage, so viele Millionen besizen?

Dem sei wie ihm wolle, genug, die Indier waren nicht mehr das überlegne vorzügliche Volk, zu welchem die alten Griechen reisten, um sich zu belehren. Es blieb diesen Indiern nichts zurük, als ihr Aberglaube, der sogar durch ihre Unterjochung zunam, wie der

Aberglaube der Aegypter nur stärker ward, als die Römer sie sich unterwarfen.

Das Wasser des Ganges stand zu allen Zeiten in den Ruf, die Seelen reinigen zu können. Die alte Gewohnheit, sich, bei einer Sonnenfinsternis, in die Flüsse zu tauchen, hat noch nicht abgeschaft werden können; und ob es gleich sternkundige Indier gab, welche die Finsternisse zu berechnen wusten, so lies sich das Volk deswegen doch nicht ausreden, daß die Sonne in den Rachen eines Drachen fiele, und daß man sie daraus nicht anders befreien könnte, als wenn man sich ganz nakt in's Wasser würfe, und viel Lärm machte, damit der Drache erschräke, und seine Beute fahren liesse. Dieser unter den Orientalischen Völkern so allgemein angenommne Wahn ist ein deutlicher Beweis des Misbrauchs, den der Pöbel von jeher, in der Naturkunde, wie in der Religion, von den Zeichen machte, die die ersten Philosophen einführten. Vom Anfang her haben die Sternkundigen die beiden Intersektionspunkte bei den Finsternissen, die man die Knoten des Mondes nennt, den einen mit einem Drachenkopf, und den andern mit einem Drachenschwanz, bezeich-

net. Der Pöbel, der an allen Orten der Welt gleich unwissend ist, nam das Zeichen für die Sache selbst. Die Sonne ist im Drachenkopf, sagten die Astronomen. Der Drache wird die Sonne verschlingen, sagte der Pöbel, und besonders der Sterndeuterpöbel.

Aber wir spotten der Leichtgläubigkeit der Indier, und bedenken nicht, daß in Europa jährlich über dreimalhunderttausend Kalender verkauft werden, die mit eben so falschen Beobachtungen, und mit eben so abgeschmakten Begriffen, angefüllt sind. Man kann eben so gut sagen, daß sich Sonn' und Mond in den Klauen eines Drachen befinden, als behaupten, daß man nur an gewissen Mondstagen säen, pflanzen, purgiren, und sich zur Ader lassen kann. Es wäre doch wohl Zeit, daß man, in einem Jahrhunderte, wie das unsrige, zum Gebrauch der Landleute einen Kalender anfertigte, der sie belehrte, und sie nicht weiter betröge.

In der grossen Stadt Benares, an den Ufern des Ganges, dauerte noch die Schule der alten Gymnosophisten fort. Die Brahmanen legten sich daselbst auf die heilige Sprache,

Shanskrita genannt, welche sie als die älteste im ganzen Orient betrachten. Sie glauben an Genien, oder Mittelgeister, wie die ersten Perser. Sie lehren ihre Schüler, daß alle Götterbilder nur gemacht sind, die Aufmerksamkeit des Pöbels festzuhalten, nur verschiedne Sinnbilder eines einigen Gottes sind; verbergen aber diese weise Theologie, die ihnen keinen Nuzen bringen würde, vor dem Pöbel, und überlassen denselben seinen Irrthümern, die ihnen nüzlich sind.

Es scheint, daß die Wärme in den heissen Himmelsstrichen, die Menschen, mehr als anderswo, zum Aberglauben und zur Schwärmerei geneigt macht. Man hat oft gesehn, daß andächtige Indier sich um die Wette unter die Räder des Wagens warfen, auf welchem der Göze Jaganat geführt ward, und sich aus Frömmigkeit die Knochen zerbrechen liessen. Der Volksaberglaube vereinigte alle Widersprüche zusammen. Von der einen Seite sahe man die Priester des Gözen Jaganat ihrem Gott alle Jahre ein Mädchen zuführen, um es mit dem Namen seiner Gemalin zu beehren, wie man zuweilen in Aegypten dem

Gott Annubis ein Mädchen zuführte; von der andern Seite führte man junge Wittwen zum Scheiterhaufen, die sich, auf den Leichnamen ihrer Gatten, mit Singen und Tanzen, in die Flammen stürzten.

Man erzält *), daß, als, im Jahre 1642, ein Rajah an Schah-Gehan's Hofe war ermordet worden, gleich dreizehn Weiber desselben herbeiliefen, und sich alle in den brennenden Scheiterhaufen ihres Herrn warfen. Ein sehr glaubwürdiger Missionar versichert, daß, im Jahre 1710, sich vierzig Weiber des Fürsten von Marava in die Flammen seines Scheiterhaufens stürzten. Eben derselbe berichtet, daß, im Jahre 1717, zwei Fürsten des Landes starben, und daß siebzehn Weiber des einen, und dreizehn des andern, auf eben die Art ihr Leben aufopferten, und daß die eine Gemalin, welche schwanger war, erst ihre Niederkunft abwartete, und sich erst in das Feuer warf, nachdem sie von einem Sohn war entbunden worden. Noch sagt dieser Missionar, daß dergleichen Beispiele in den

ersten

*) S. *Lettres curieuses & édifiantes.* T. XIII.

D. Verf.

ersten Kasten häufiger sind, als in den Volkskasten; und das bestätigen mehrere Missionare. Dem Anscheine nach sollte es grade umgekehrt sein. Die Weiber der Grossen sollten das Leben mehr lieben, als die Weiber der Handwerker, und solcher Leute, die ein mühseliges Leben führen; aber zum Unglük hat man diese Aufopferungen für rühmlich erklärt. Die Weiber von höherm Stande haben mehr Gefühl für diesen Ruhm, und die Braminen, *) welche immer etwas von dem Nachlas dieser Schlachtopfer geniessen, haben mehr Nuzen davon, wenn sie die Reichen verführen.

Die ungeheure Menge solcher Beispiele sezt es ausser Zweifel, daß dieser Gebrauch auch in dem Mogolischen Reiche Statt gefunden hat, wie er denn daselbst noch jezt in der ganzen Halbinsel, bis zum Vorgebirge Komorin, im Schwange geht. Wir erstaunen über einen so verzweifelten Entschlus bei einem so furchtsamen Geschlechte; allein der Aberglaube giebt überall eine übernatürliche Stärke. **)

*) S. das Kapitel vom Ezurvedam.

Der Verf.

**) Wan sehe die erstaunenswürdigen Sonderbarkeiten in Indien am Ende der Kapitel in Ludwig's XIV

Achtzehntes Kapitel.

Von Persien, und seiner Staatsveränderung im sechszehnten Jahrhunderte. Von seinen Gebräuchen, seinen Sitten, u. s. w.

Persien erlebte damals eine Staatsveränderung, welche derjenigen ungefähr gleich war, welche die Veränderung der Religion in Europa hervorbrachte.

Ein Perser, Namens Eidar, den wir nur unter dem Namen Sophi, das ist der Weise, kennen, und der, ausser dieser Weisheit, auch ansehnliche Güter besas, stiftete, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, die Sekte, welche heut zu Tage die Perser und die Türken trennt.

Ein Theil von Persien, dem der Gedanke schmeichelte, dem Gottesdienste der Türken einen neuen entgegenzusezen, den Aly über den Omar zu erheben, und anderswohin, als nach Mekka, zu wallfahrten, nam, unter der Regierung des Tatar's Hustum Kassan, die Lehren des Sophi begierig an. Der Saame

Jahrhunderts, und die unglüklichen Ereignisse, die sich in Indien unter der Regierung seines Nachfolgers zugetragen haben.

Der Verf.

zu diesen Lehren war seit langer Zeit ausgestreut, er beförderte dessen Wachsthum, und brachte diese politische und religiöse Trennung zu Stande, die heut zu Tage zwischen zwei grossen benachbarten Reichen, die auf einander eifersüchtig sind, notwendig zu sein scheint. Weder die Türken, noch die Perser, hatten Grund, den Omar, oder den Aly, für Muhammed's rechtmässige Nachfolger zu erkennen. Die Rechte dieser von ihnen verjagten Araber durften sie wenig kümmern; aber den Persern war daran gelegen, daß der Siz ihrer Religion nicht bei den Türken wäre.

Der Persische Pöbel hatte Aly's Ermordung immer zu seinen Beschwerden über den Türkischen Pöbel gerechnet, obgleich Aly nicht von der Türkischen Nation, die man damals noch gar nicht kannte, war umgebracht worden. Aber der Pöbel hat niemals bessre Vernunftschlüsse gemacht. Man mus sich sogar wundern, daß man diese gegenseitige Abweichung nicht früher benuzt hatte, um eine neue Sekte zu stiften.

Der Sophi trug also seine theologische Lehren, zu Persien's Nuzen, aber auch zu seinem eignen Vortheil, vor. Er verschafte sich

ein übergrosses Ansehn. Schah-Rustan, Persien's Usurpator, fürchtete ihn. Am Ende hatte dieser Reformator das Schikfal, dem Luther und Kalvin ausgewichen waren. Rustan lies ihn, im Jahre 1499 meuchlings ermorden.

Sophi's Sohn Ismael war mutig und mächtig genug, die Lehren seines Vaters, mit gewafneter Hand, zu vertheidigen. Seine Schüler wurden Soldaten.

Er bekehrte und eroberte Armenien, ein Königreich, das ehmals, unter dem Tigranes, so berühmt gewesen war, und es seitdem so wenig ist. Kaum entdekt man noch in demselben die Trümmern von Tigranocerta. Das Land ist arm. Es giebt daselbst viel Griechische Christen, welche von dem Handel leben, den sie nach Persien, und dem übrigen Asien, treiben. Aber man mus nicht glauben, daß diese Provinz funfzehnmalhunderttausend Christliche Familien ernährt, wie die Reisebeschreibungen sagen. Aus dieser Menge würde eine Zal von fünf bis sechs Millionen Einwohnern folgen, und davon hat das Land nicht den dritten Theil. Ismael Sophi, als Herr von Armenien, unterjochte ganz Persien, und sogar die Tatarn

von Samarkand. Er lieferte dem Türkischen Sultan Selim dem I. ein vortheilhaftes Treffen, und hinterlies seinem Sohne Thomas Persien, als ein mächtiges und unangefochtnes Land.

Dieser Thomas ist eben derselbe, der endlich den Soliman zurüktrieb, nachdem er auf dem Punkt gestanden hatte, seine Krone zu verlieren. Seine Nachkommen haben ruhig in Persien regiert, bis auf die Staatsveränderungen, welche in unsern Tagen dieses Reich zerrüttet haben.

Persien ward, gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des grossen Schah-Abbas, eines Urenkels des Ismael Sophi, eins der blühendsten und glüklichsten Länder der Welt. Es giebt wenige Staaten, die nicht ihren Zeitpunkt von Glanz und Grösse gehabt hätten, nach welchem sie in Abname geraten.

Persien's Gewohnheiten, Sitten und Geist, sind für uns eben so fremd, als es für uns die von andern Völkern sind, die wir bisher haben durch die Musterung gehn lassen. Der Reisebeschreiber Chardin behauptet, daß der Kaiser von Persien nicht so unumschränkt regiert, als der Türkische Kaiser; aber der Sophi scheint

doch nicht, so wie der Sultan, von einer Miliz abzuhängen. Chardin gesteht, daß in Persien nicht alle Ländereien einem einzigen Menschen zugehören. Die Bürger geniessen daselbst ihres Eigenthums, und bezalen dem Staat eine Taxe, welche noch nicht einen Thaler jährlich beträgt. Es giebt weder grosse noch kleine Lehne, wie in Indien und der Türkei, welche beide Länder von Tatarn unterjocht worden. Da der Wiederhersteller dieses Reichs Ismael Sophi kein Tatar, sondern ein Armenier, war, so hatte er nach dem in seinem Lande eingeführten natürlichen Recht, und nicht nach dem Rechte der Eroberung und der Räuberei, gehandelt.

Das Serrail von Ispahan ward für minder grausam gehalten, als das von Konstantinopel. Die Eifersucht um den Thron brachte oft die Türkischen Sultane dahin, ihre Verwandten stranguliren zu lassen. Die Sophis begnügten sich damit, den Prinzen vom Geblüt die Augen ausstechen zu lassen. In Schina hat man es sich nie einfallen lassen, daß es die Sicherheit des Throns erfordre, seine Brüder oder Neffen umzubringen oder zu blenden. Man lies ihnen die ihrem Stande zukommende Ehrenbezeugun,

gen, aber ohne Gewalt. Alles beweist, daß die Schinesischen Sitten die menschlichsten und weisesten im Orient waren.

Die Könige von Persien haben die Gewohnheit beibehalten, von ihren Unterthanen Geschenke zu nemen. Diese Gewohnheit ist in dem Reiche des Mogols und in der Türkei eingeführt; sie war es auch in Polen, als dem einzigen Königreiche, wo sie der Vernunft gemäs zu sein schien; denn die Könige von Polen, die nur sehr schwache Einkünfte hatten, bedurften einer solchen Hülfe. Aber der Grossultan, und besonders der grosse Mogol, mussten, als Besizer ungeheurer Schäze, sich nicht anders sehn lassen, als um zu geben. Nemen erniedrigt, und mit dieser Erniedrigung brüsten sie sich, wie mit einem Hoheitsrechte. Nie haben die Kaiser von Schina ihre Würde so herabgesezt. Chardin behauptet, daß die Neujahrsgeschenke des Königs von Persien sich auf fünf bis sechs Millionen unsers Geldes beliefen.

Was Persien immer mit Schina und der Türkei gemein hatte, ist dieses, daß man dort nichts vom Adel weis. Es giebt in diesen grossen Ländern keinen andern Adel, als den die Bedienungen geben, und Leute, die keine Stelle

bekleiden, können aus dem, was ihre Väter waren, keinen Nuzen ziehn.

In Persien, wie in ganz Asien, ist die Rechtspflege immer summarisch gewesen. Von Advokaten und Gerichtsproceduren hat man nie das Geringste gewusst; man trägt seine Rechtsnotdurft selbst vor; und der Grundsaz, daß eine kurze Ungerechtigkeit erträglicher ist, als eine lange und misliche Gerechtigkeit, hat bei allen diesen Völkern die Oberhand gehabt, welche, ob sie gleich viel früher policirt waren, als wir, doch uns in allem, was Verfeinerung betrift, nicht gleich kamen.

Die in Persien herrschende Muhammedanische Religion des Aly erlaubte allen andern Religionen freien Gottesdienst. Es gab in Ispahan noch Ueberbleibsel der alten Persischen Feueranbeter, die erst unter Schah-Abbas Regierung aus der Hauptstadt vertrieben wurden. Sie lebten zerstreut an den Grenzen, hauptsächlich im alten Assyrien, einem Theil des obern Armenien's, wo noch ihr Hoherpriester seinen Siz hat. Verschiedne Familien von den elftehalb Stämmen der Samaritanischen Juden, welche, zu Hosea's Zeiten, vom Salmanassar weggeführt wurden, waren noch in

Persien vorhanden, und zu der Zeit, von der ich rede, gab es daselbst noch beinahe zehntausend Familien von den Stämmen Juda, Levi und Benjamin, welche, mit ihrem Könige Zedekia, vom Nebukadnezar weggeführt worden, und mit Esra und Nehemia nicht wieder zurükgegangen waren.

Einige Sabäer, Schüler des heiligen Johann's des Täufers, deren wir schon Erwähnung gethan haben, waren um den Persischen Meerbusen zerstreut. Die Armenischen Christen von der Griechischen Kirche machten die grösste Anzal aus; so wie die Nestorianer die Kleinste. Ispahan war voll von Indiern von der Religion der Braminen; man zälte deren über zwanzigtausend. Die mehresten waren von den Banianen, welche, vom Kap Komorin bis zum Kaspischen Meere, mit zwanzig Nationen Handel treiben, ohne sich jemals mit irgend einer derselben vermischt zu haben.

Kurz, alle diese Religionen wurden in Persien liebreich geduldet, die Sekte des Omar ausgenommen, welche die Sekte ihrer Feinde war. So nimmt die Englische Regierung alle Sekten auf, und duldet nur kaum den Katholicismus, vor dem sie sich fürchtet.

Das Persische Reich fürchtete mit Recht die Türkei, der es weder an Bevölkerung, noch an Grösse, gleich kommt. Das Land ist daselbst nicht so fruchtbar, auch war kein Meer zu seinen Diensten. Der Hafen Ormus gehörte ihm damals noch nicht. Die Portugiesen hatten sich desselben im Jahre 1507 bemächtigt. Eine kleine Europäische Nation beherrschte den Persischen Meerbusen, und verwehrte dem ganzen Persien den Handel zur See. Der grosse Schah-Abbas, so mächtig er auch war, musste seine Zuflucht zu den Engländern nemen, um die Portugiesen im Jahre 1622 zu verjagen. Die Europäischen Völker haben, durch ihre Seemacht, das Schikfal aller der Küsten bestimmt, an welche sie landeten.

Wenn Persien's Boden nicht so fruchtbar ist, als der Boden der Türkei, so ist das Volk dagegen betriebsamer, und legt sich mehr auf Wissenschaften, obgleich ihre Wissenschaften bei uns den Namen nicht verdienen würden. Haben die Europäischen Missionare, durch ihr Bischen Mathematik und Naturkunde, in Schina Erstaunen erregt, so würden sie es bei den Persern nicht minder erregt haben.

Ihre Sprache ist schön, und hat in sechs Jahrhunderten keine Veränderung erlitten. Ihre Dichtkunst ist edel, ihre Fabeln sind sinnreich. Wenn sie aber auch etwas mehr von der Geometrie verstehn, als die Schinesen, so sind sie doch noch nicht weit über die Anfangsgründe des Euklides hinaus. Die Sternkunde kennen sie nur nach dem Ptolomäus, und diese Sternkunde selbst ist bei ihnen weiter nichts, als was sie so lange Zeit auch in Europa war, — ein Weg zur Sterndeuterkunst. Alles ward in Persien nach dem Einflus der Gestirne, wie bei den alten Römern nach dem Fluge der Vögel, und der Fresluft der geweihten Hüner, eingerichtet. Chardin behauptet, daß der Staat, zu seiner Zeit, jährlich vier Millionen auf Sterndeuter verwendete. Wäre ein Newton, ein Halley, ein Cassini, in Persien aufgestanden, so würde man sie nicht geachtet haben, wenn sie sich nicht mit Wahrsagen hätten abgeben wollen.

Ihre Heilkunde war, wie bei allen unwissenden Völkern, blosse Erfahrungspraktik, in Vorschriften zusammengefasst, ohne die geringste Zergliederungskenntnis. Diese Wissenschaft war, mit den übrigen, verloren gegangen, lebte aber, durch Vesal's Entdekkungen, und Fer-

nel's Genie, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wieder auf.

Kurz, wir mögen sprechen, von welchem Asiatischen Volke wir wollen, so können wir von demselben sagen, daß es in Wissenschaften unser Vorgänger gewesen, aber auch von uns eingeholt und übertroffen worden ist.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Osmanischen Reich im sechszehnten Jahrhunderte. Seine Gebräuche, Regierungsform und Einkünfte.

Der Zeitraum der Grösse und der Fortschritte der Osmanen dauerte länger, als der der Sophis; denn seit Amurat dem II. finden wir eine ununterbrochne Kette von Siegen.

Muhammed der II. hatte so viel Staaten erobert, daß seine Familie mit einer solchen Erbschaft schon zufrieden sein konnte. Aber Selim der I. that noch neue Eroberungen hinzu. Er eroberte im Jahre 1515 Syrien und Mesopotamien, und unternam auch, Aegypten zu bezwingen. Diese Unternemung wäre leicht gewesen, wenn er blos mit Aegyptern zu kämpfen gehabt hätte; aber Aegypten ward von ei-

ner furchtbaren fremden Miliz beherrscht und vertheidigt, welche den Jengitscheri gleich war. Dies waren Zirkassier, die noch aus der Tataret gekommen waren. Man nannte sie Mammeluken, welches so viel sagen will, als Sklaven; es sei nun, daß der erste Aegyptische Sultan, der sich ihrer bediente, sie als Skaven gekauft hatte; oder vielmehr, daß dies ein Name war, der sie innniger an die Person des Beherrschers band, welches am wahrscheinlichsten ist. Die bildliche Art, sich auszudrükken, deren man sich bei allen Morgenländischen Völkern bedient, hat daselbst wirklich immer bei den Fürsten lächerlich schwülstige, und bei ihren Dienern die erniedrigendsten, Titel hervorgebracht. Die Bassen des Sultans nennen sich seine Sklaven, und Thamas Kuli Kan, der in unsern Tagen seinem Herrn, dem Thamas, die Augen ausstechen lies, nannte sich nicht anders, als seinen Sklaven, wie schon das Wort Kuli selbst beweist.

Diese Mammeluken waren, seit unsern lezten Kreuzzügen, Herren von Aegypten. Sie hatten Ludwig den Heiligen überwunden und gefangen genommen. Von der Zeit an, führten sie eine Regierung ein, die der Regie-

sung zu Algier ähnlich ist. Ein König und vier-undzwanzig Statthalter der Provinzen wurden aus diesen Soldaten gewählt. Die Weichlichkeit des Himmelsstrichs entnervte dieses kriegrische Geschlecht nicht, weil es sich alle Jahre, durch den Zuflus von Zirkassiern, erneuerte, die ohn Unterlas herbeigerufen wurden, um dieses immerdauernde Korps von Bürgern zu ergänzen. So ward Aegypten, beinahe drei Jahrhunderte hindurch, regiert.

Es öfnet sich hier ein sehr weites Feld für historische Mutmassungen. Wir finden Aegypten von den Völkern des alten Kolchis, den Bewohnern der barbarischen Länder, welche heut zu Tage Georgien, Zirkassien und Mingrelien heissen, eine geraume Zeit hindurch, unterjocht. Diese Völker müssen wohl ehmals in grösserm Ansehn gestanden haben, als heut zu Tage, weil die erste Fahrt der Griechen nach Kolchis eine der grössten Epochen Griechenland's ist. Unstreitig hatten die Kolchischen Sitten und Gebräuche mit den Aegyptischen viel Aehnliches. Die Kolchier hatten sogar die Beschneidung von den Aegyptischen Priestern angenommen.

Herodot, der in Aegypten und in Kolchis gereist war, und ausgebildete Griechen vor

sich hatte, lässt uns keinen Grund übrig, an dieser Aehnlichkeit zu zweifeln. Bei allem, was er selbst gesehn hat, ist er getreu und genau; aber man beschuldigt ihn des Irrthums bei allem, was er vom Hörensagen hatte. Die Aegyptischen Priester hatten ihm versichert, der König Sesostris wäre ehmals ausgezogen, um die ganze Welt zu erobern, bei welcher Gelegenheit er denn nicht ermangelt hätte, auch Kolchis unter seine Eroberungen zu zälen, und von der Zeit an wäre der Gebrauch der Beschneidung in Kolchis beibehalten worden.

Erstens, ist das Vorhaben, den ganzen Erdboden zu erobern, eine romanenhafte Grille, die nur in dem Gehirn eines Verrükten Plaz greifen kann. Man bekriegt zuerst seinen nächsten Nachbar, um seine Staaten durch Räuberei zu vergrössern, und treibt hernach von Nachbar zu Nachbar seine Eroberungen weiter, wenn nicht viele Schwierigkeiten entgegenstehen; dies ist der Weg, den alle Eroberer einschlagen.

Zweitens, ist es gar nicht wahrscheinlich, daß ein König des fruchtbaren Aegypten's seine Zeit verlieren sollte, die scheuslichen Gegenden am Kaukasus zu erobern, die von nervigten und

eben so kriegrischen, als armen, Leuten bewohnt werden, wovon hundert hinreichten, die zalreichsten Armeen von weichlichen und schwachen Aegyptern bei jedem Schritt aufzuhalten. Das ist ungefähr eben so viel, als wenn man sagte, ein König von Babylon wäre von Mesopotamien ausgezogen, um die Schweiz zu erobern.

Die armen Völker, die in rauhen und unfruchtbaren Ländern aufwachsen, von ihrer Jagd leben, und wild sind, wie die Thiere ihrer Wälder, verlassen wohl ihr ödes Land, um wohlhabende Nationen anzugreifen; aber die wohlhabenden Nationen gehn aus ihren angenemen Wohnungen nicht heraus, um ungebaute Gegenden aufzusuchen.

Die wilden Bewohner des Norden's haben zu allen Zeiten Einfälle in die mittägigen Gegenden gethan. Wir haben gesehn, daß die Kolchischen Völker Aegypten, von Ludwig's des Heiligen Zeiten an gerechnet, drei Jahrhunderte lang, unterjocht haben, und daß in allen bekannten Zeiträumen Aegypten immer von jedem ist erobert worden, der auf den Einfall kam, es anzugreifen. Es ist also wohl wahrscheinlich, daß die Barbaren vom Kaukasus

sus das Land am Nil unterjocht, aber nicht, daß ein Sesostris sich des Kaukasus bemächtigt habe.

Drittens, warum sollten, unter allen, nach der Aussage der Aegyptischen Priester, von ihrem Sesostris überwundnen Völkern, die Kolchier einzig und allein die Beschneidung angenommen haben? Um nach Medeens Vaterland zu gelangen, musste man durch Griechenland und Kleinasien gehn. Die Griechen, die so gern nachahmten, hätten sich also zuerst müssen beschneiden lassen. Sesostris würde es sich angelegner haben sein lassen, das schöne Griechenland zu beherrschen, als hinzugehn, und den Kolchiern die Vorhaut wegschneiden zu lassen.

Es ist dem gemeinen Lauf der Dinge weit gemässer, daß die Scythen, diese immer hungrige, und immer mit Erobrungen umgehende, Bewohner der Ufer des Phasis und des Araxes, in Kleinasien, in Syrien und in Aegypten einfielen, und, wenn sie sich, in jenen entfernten Zeiten, zu Theben und Memphis festgesezt hatten, wie sie sich, zu Ludwig's des Heiligen Zeiten, festsezten, in der Folge einige religiöse Gewohnheiten und Gebräu-

che aus Aegypten in ihr Vaterland mit sich zurükbrachten.

Es ist nun des verständigen Lesers Sache, alle diese Gründe abzuwägen. Die alte Geschichte hat, bei allen Nationen der Erde, nichts als Zweifel und Mutmaassungen, aufzuweisen.

Toman-Bey war der lezte Mammeluk-lische König. Er ist nur durch diesen Zeitpunkt, und wegen des Unglüks, berühmt, welches er hatte, dem Selim in die Hände zu fallen. Aber er verdient bekannter zu sein, und zwar einer Sonderbarkeit wegen, die uns fremde vorkommt, bei den Morgenländern aber nichts Neues war. Der Sieger nemlich vertraute ihm die Statthalterschaft über Aegypten an, das er ihm entrissen hatte.

Toman-Bey, der aus einem König ein Bassa geworden war, hatte auch das Schiksal der Bassen. Er ward strangulirt, nachdem er, einige Monate hindurch, Bassa gewesen war.

Von dieser Zeit an sank das Aegyptische Volk zur schimpflichsten Erniedrigung herunter. Diese Nation, die, zu Sesostris Zeiten, so kriegrisch gewesen sein soll, ist feigherziger ge-

worden, als sie zu den Zeiten der Kleopatra war. Man sagt uns vor, sie habe die Wissenschaften erfunden, und sie betreibt doch keine einzige. Sie wird als ernsthaft und ehrwürdig geschildert, und man sieht sie heut zu Tage, mit der leichtsinnigsten Frölichkeit, in der Armut und Sklaverei, singen und tanzen. Die für unzälbar ausgegebne Menge von Einwohnern, schränkt sich auf höchstens drei Millionen ein. Rom und Athen haben keine grössre Veränderung erfahren. Dies ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß, wenn das Klima auf den Karakter der Menschen einen Einflus hat, der Einflus der Regierung gewis noch mächtiger ist, als der Einflus des Himmelsstrichs.

Selim's Sohn, Soliman, war immer ein fürchterlicher Feind für die Christen und Perser. Er nam Rhodus, und einige Jahre 1521.
später den grössten Theil von Ungarn weg. 1526.
Die Moldau und die Wallachei wurden wirk- 1529.
liche Lehne seines Reichs. Er belagerte Wien, und, als ihm dieser Anschlag mislungen war, wandt' er seine Waffen gegen Persien. Glüklicher am Euphrat, als an der Donau, nam er Bagdad weg, wie sein Vater, dem es die

Perſer wieder abgenommen hatten. Er unterwarf ſich Georgien, welches das alte Iberien iſt. Seine ſiegreiche Waffen breiteten ſich von allen Seiten aus. Sein Admiral Scheredin Barbaroſſa, nachdem er Apulien verheert hatte, ſegelte nach dem roten Meere, und bemächtigte ſich des Königreichs Yemen, welches eher ein Theil von Indien, als von Arabien, iſt. Er war kriegriſcher, als Karl der V., dem er, durch beſtändiges Reiſen, ähnlich war.

Er iſt der erſte Osmaniſche Kaiſer, der Frankreich's Bundsgenoſſe ward, und dieſes Bündnis hat immer fortgedauert. Er ſtarb, als er in Ungarn die Stadt Zigeth belagerte, und der Sieg begleitete ihn bis in den Tod; denn kaum war ihm der Athem ausgegangen, als die Stadt mit Sturm eingenommen ward. Sein Reich erſtrekte ſich von Algier bis an den Euphrat, und von der äuſſerſten Küſte des ſchwarzen Meers bis an die lezte Grenze von Griechenland und Epirus.

1571. Sein Nachfolger Selim der II. nam, durch ſeine Hauptleute, den Venedigern die Inſel Cypern ab. Wie iſt es möglich, daß unſre Geſchichtſchreiber uns einmal über das

andre vorsagen, daß er diese Erobrung blos unternam, um den süssen Wein dieser Insel zu trinken, und sie einem Juden zu geben? Er nam sie, weil sie ihm anstand, und bequem lag. Cypern ward den Besizern von Anatolien notwendig, und nie wird ein Kaiser ein Königreich, weder dem Wein, noch einem Juden, zu gefallen, erobern. Ein Hebräer, Namens Mequinez, gab einiges Licht zu Gunsten dieser Erobrung, und die Ueberwundnen mischten dieser Wahrheit Fabeln bei, wovon die Ueberwinder noch bis jezt nichts wissen.

Nachdem wir es zugegeben hatten, daß die Türken sich der schönsten Striche von Europa, Asien und Afrika, bemächtigten, trugen wir auch dazu bei, sie reich zu machen. Venedig handelte mit ihnen grade zu der Zeit, als sie demselben die Insel Cypern wegnamen, und den Senator Bragadino, als Gouverneur von Famagosta, lebendig schinden liessen. Genua, Florenz, Marseille, stritten sich um den Handel nach Konstantinopel. Diese Städte bezalten die Seide, und andre Asiatische Waaren, mit baarem Gelde. Die Christlichen Kaufleute bereicherten sich bei die-

sem Handel, aber auf Kosten der Christenheit. Man gewann damals wenig Seide in Italien, und in Frankreich gar keine. Wir sind oft gezwungen gewesen, nach Konstantinopel zu gehn, und Korn zu kaufen. Aber endlich hat Betriebsamkeit und Kunstfleis den Schaden wieder gut gemacht, den Natur und Nachlässigkeit unserm Klima zufügten, und die Manufakturen haben den Handel der Christen, und hauptsächlich der Franzosen, in der Türkei sehr vortheilhaft gemacht, was auch der Graf Marsigli darüber wähnt, der diesen grossen Zweig des Vortheils für die Nationen nicht so gut kennt, als die Kaufleute zu London und Marseille.

Die Christlichen Nationen handeln mit dem Türkischen Reich, wie mit ganz Asien. Wir reisen zu diesen Völkern hin, die unsre westliche Gegenden niemals betreten; dies ist ein unleugbarer Beweis unsrer Bedürfnisse. Die Häfen der Levante sind mit unsern Kaufleuten angefüllt. Alle handelnde Nationen des Christlichen Europa haben Konsuls daselbst. Fast alle halten jezt beständige Gesandten an der Osmanischen Pforte, die dagegen keine an unsre Höfe schikt. Die Pforte sieht diese be-

ständige Gesandschaften für eine Huldigung an, welche die Bedürfnisse der Christen ihrer Macht darbringen. Sie hat diesen Ministern oft Beleidigungen zugefügt, derentwegen die Europäischen Fürsten sich einander den Krieg ankündigen würden, die sie aber von dem Osmanischen Reiche immer verschmerzt haben. Der König Wilhelm von England sagte in unsern neuern Zeiten: Gegen die Türken giebt es kein Point d'honneur. Das ist die Sprache eines Kaufmanns, der seine Waaren zu verkaufen sucht, aber nicht eines Königs, der auf seinen Ruhm eifersüchtig ist.

Die Regierungsverwaltung des Türkischen Reichs ist der unsrigen eben so unähnlich, als ihre Sitten, und ihre Religion von den unsrigen verschieden sind. Ein Theil der Einkünfte des Grossultans besteht nicht in gemünztem Gelde, wie bei den Christlichen Regierungen, sondern in den Erzeugnissen aller ihm unterworfnen Länder. Der Kanal von Konstantinopel ist das ganze Jahr hindurch mit Schiffen bedekt, welche aus Aegypten, Griechenland, Anatolien, und von den Küsten des schwarzen Meers, alle Bedürfnisse für das Serrail, für die Jen-

gitscherl, und für die Flotte, herbeibringen. Man sieht aus dem Kanon, Nameh, das heisst aus den Registern des Reichs, daß die Einkünfte des Schazes an Gelde, bis zum Jahre 1683, sich nicht höher beliefen, als auf beinahe zweiunddreissigtausend Beutel, welches ungefähr sechsundvierzig Millionen Livres unsers Geldes ausmacht.

Diese Einname würde zur Unterhaltung so grosser Armeen, und so vieler Offiziere, nicht hinreichen. Es sind daher den Bassen einer jeden Provinz, auf die Provinzen selbst gewisse Einnamen angewiesen, zum Unterhalt der Soldaten, welche aus den Lehnsgütern gestellt werden müssen; aber diese Einnamen sind nicht beträchtlich. Der Beitrag von Kleinasien, oder Anatolien, belief sich höchstens auf zwölfmalhunderttausend Livres; der von Diarbekr auf hunderttausend; der von Aleppo war eben so gering; das fruchtbare Land Damasko gab seinem Bassa nicht mehr, als zweimalhunderttausend Franken; Ezerum trug ungefähr zweimalhunderttausend. Das ganze Griechenland, welches dort Rumelien genannt wird, zalte seinem Bassa zwölfmalhunderttausend Livres. Mit Einem Worte, alle diese Einnamen, wovon

die Bassen und Beglerbeys die gewöhnlichen Truppen, bis zum Jahre 1683 unterhielten, machten noch nicht zehn von unsern Millionen. Die Moldau und Wallachei gaben ihrem Fürsten noch nicht zweimalhunderttausend Livres zum Unterhalt von achttausend Soldaten zum Dienste der Pforte. Der Kapudan Pascha zog aus den Lehnen, welche Zaims und Timars heissen, nicht mehr als achtmalhunderttausend Livres für die Flotte.

Es erhellet aus dem Kanon-Nameh, daß die ganze Türkische Regierungsverfassung auf weniger, als sechzig von unsern Millionen in baarem Gelde eingerichtet war; und diese Ausgabe ist seit 1683 nicht sehr vermehrt worden. Dies ist nicht der dritte Theil von dem, was man in Frankreich und England für die Staatsschulden ausgiebt; dagegen ist aber auch in diesen beiden Königreichen mehr Geld in Umlauf, und der Handel lebhafter.

Das Abscheulichste dabei ist, daß man, bei dem Privatschaz des Sultans auf Konfiskazionen grosse Rechnung macht. Es ist eine von den ältesten eingeführten Tyranneien, daß das Vermögen einer Familie dem Sultan zugehört, wenn das Haupt der Familie verur-

theilt wird. Man bringt einem Sultan den Kopf seines Wessirs, und dieser Kopf trägt ihm zuweilen einige Millionen ein. Nichts ist abscheulicher, als ein Recht, das einen so grossen Preis auf die Grausamkeit sezt, und zur Ungerechtigkeit reizt.

Was die beweglichen Güter der Staatsbedienten bei der Pforte betrift, so haben wir schon angemerkt, daß sie, vermöge einer alten Usurpation, die nur zu lange auch bei den Christen im Gebrauch war, dem Sultan zugehören. In der ganzen Welt ist die Staatsverwaltung oft eine gesezmässige Räuberei gewesen, ausgenommen in einigen Freistaaten, wo man die Rechte der Freiheit und des Eigenthums heiliger gehalten hat, und wo man die Finanzen des Staats, weil sie nur mittelmässig waren, besser verwaltete, weil das Auge kleine Gegenstände völlig überschaut, in den grossen aber sich verliert.

Main kann also annemen, daß die Türken sehr grosse Dinge, mit geringen Unkosten, ausgerichtet haben. Die mit den grössten Bedienungen verbundne Besoldungen sind höchst mittelmässig. Die Stelle des Mufti ist ein Beweis davon. Er hat nur täglich zweitau-

send Aspern, welches jährlich ungefähr hundertundfunfzigtausend Livres ausmacht. Dies ist kaum der zehnte Theil von den Einkünften einiger Christlichen Kirchen. Eben so ist es mit der Stelle des Grosweffirs, welche, ohne die Konfiskazionen und Geschenke, mehr Ehre, als Reichthum, bringen würde, ausgenommen in Kriegszeiten.

Die Türken haben nicht, wie es heut zu Tage die Europäischen Fürsten machen, durch Geld und Unterhandlungen Krieg geführt. Körperliche Stärke und der stürmische Mut der Jengitscheri, haben, ohne Kriegszucht, dieses Reich gegründet, welches sich durch die Niederträchtigkeit der überwundnen Völker, und durch die Eifersucht seiner Nachbaren, erhält.

Die Sultane haben nie hundertundvierzigtausend Mann, auf einmal in's Feld gestellt, wenn man die Tatarn abrechnet, und den ungeheuren Tros, der die Armee begleitet. Aber auch diese Anzal war immer grösser, als diejenige, welche die Christen ihr entgegensezen konnten.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Schlacht bei Lepanto.

Nach der Einbusse der Insel Cypern, sprachen die Venediger, die noch immer mit den Türken handelten, und noch immer ihre Feinde waren, alle Christliche Fürsten, die durch gemeinschaftliches Interesse verbunden sein sollten, um Beistand an. Dies war wieder eine Gelegenheit zu einem Kreuzzuge; aber wir haben schon gesehn, daß man sich durch unnüze Kreuzzüge so erschöpft hatte, daß man den notwendigen nicht machen konnte. Der Pabst Pius der V. that etwas Klügeres, als einen Kreuzzug predigen. Er hatte Mut genug, mit dem Osmanischen Reiche Krieg zu führen, und sich zu dem Ende mit den Venedigern und dem Könige Philipp dem II. von Spanien zu verbinden. Dies war das erstemal, daß man die Fahne der zwei Schlüssel gegen die Fahne des halben Mondes wehen sah, und daß Römische Galeeren gegen Osmanische fochten.

Diese einzige That des Pabstes, womit er sein Leben beschlos, mus sein Andenken hei-

lig machen. Um diesen Pabst kennen zu lernen, mus man keiner von den Schildrungen trauen, welche Schmeichelei geschminkt, oder Bosheit geschwärzt, oder Wiz entworfen hat. Wir müssen die Menschen immer nur aus ihren Handlungen beurtheilen. Pius der V., welcher eigentlich Ghislieri hies, war einer von den Menschen, welche Verdienst und Glük aus der Dunkelheit zogen, um sie auf die höchste Stufe des Christenthums zu stellen. Sein Eifer, die Strenge der Inquisition zu verdoppeln, und die Todesstrafen, womit er verschiedne Bürger belegte, beweisen, daß er grausam und blutdürstig war. Seine Ränke, um Ireland gegen die Königin Elisabet aufzuhezen, die Hize, womit er die Unruhen in Frankreich unterhielt, die berüchtigte Bulle *In Coena Domini*, deren jährliche öffentliche Bekanntmachung er verordnete, beweisen, daß sein Eifer für die Grösse des heiligen Stuhls nicht von Mässigung geleitet ward. Er war Dominikaner gewesen. Die Strenge seines Karakters hatte sich durch die Hartherzigkeit, die man im Kloster annimmt, vermehrt. Aber dieser unter Mönchen erzogne Mann hatte, wie sein Nachfolger Sixt der V.,

Königliche Tugenden, die nicht der Thron, sondern der Karakter, giebt. Pius der V. war des berühmten Sixt des V. Muster, und gab ihm das Beispiel in wenig Jahren durch Ersparung Schäze zu sammeln, um dem heiligen Stuhl einen Plaz unter den Mächten Europens zu verschaffen. Diese Ersparungen sezten ihn in den Stand, Galeeren in See zu schikken. Sein Eifer suchte alle Christliche Fürsten aufzuwiegeln; aber er fand nichts, als Laulichkeit, oder Ohnmacht. Vergeblich wandte er sich an den König Karl'n den IX. von Frankreich, an den Kaiser Maximilian, an den König Dom Sebastian von Portugal, und an den König Sigismund den II. von Polen.

Karl der IX. war ein Bundsgenosse der Türken, und hatte auch keine Schiffe herzugeben. Der Kaiser Maximilian der II. fürchtete die Türken, hatte kein Geld, und durfte den mit ihnen geschlossnen Waffenstillstand nicht brechen. Der König Dom Sebastian war noch zu jung, um den Mut zu üben, der ihn in der Folge in Afrika das Leben kostete. Pohlen war, durch den Krieg mit den Russen, erschöpft, und sein König

Sigismund vom hohen Alter entkräftet, Philipp der II. war also der Einzige, der zu den Absichten des Pabstes stimmte. Er allein von allen Katholischen Königen war reich genug, die grössten Unkosten auf die nötige Zurüstung zu verwenden. Er allein konnte, bei der Ordnung in seiner Staatsverwaltung, zu der raschen Ausführung dieses Entwurfs gelangen. Hauptsächlich interessirte ihn hierbei die Notwendigkeit, die Osmanischen Flotten von seinen Italienischen Staaten, und von seinen Afrikanischen festen Plätzen, abzuhalten. Er verband sich mit den Venedigern, deren heimlicher Feind er in Italien immer war, gegen die Türken, die er mehr, als jene, fürchtete.

Nie ward eine grosse Zurüstung mit grösserer Schnelligkeit bewerkstelligt. Zweihundert Galeeren, sechs grosse Venedische Galeeren, fünfundzwanzig Kriegsschiffe, nebst funfzig Proviant- und Munitionsschiffen waren in den Sicilischen Häfen im Monat September, also fünf Monate nach der Einname von Cypern, segelfertig. Philipp der II. hatte die Hälfte der Zurüstung hergegeben; zwei Drittheile der andern Hälfte fielen auf die Vene-

diger, und das Uebrige gab der Pabst her. Don Juan von Oestreich, dieser berühmte Bastard Karl's des V., war Oberadmiral der Flotte. Unter ihm kommandirte Marco Antonio Colonna, im Namen des Pabstes. Das Haus Colonna, das so lange gegen die Päbste feindselig gesinnt gewesen, war die Stüze ihrer Grösse geworden. Sebastiano Veniero war der General der Venediger. Drei aus seiner Familie waren Dogen gewesen, aber keiner derselben erwarb so viel Ruhm, als er. Barbarigo, dessen Haus zu Venedig nicht minder berühmt war, ward zum Proveditor der Flotte ernannt. Maltha schikte drei von seinen Galeeren; mehr konnt' es nicht geben. Genua kann man gar nicht mitrechnen; denn das fürchtete Philipp den II. mehr als den Selim, und schikte nur eine Galeere.

Diese Flotte führte, nach Aussage der Geschichtschreiber, funfzigtausend Soldaten. Man findet fast lauter Uebertreibungen in den Berichten von Schlachten. Zweihundertundsechs Galeeren, und fünfundzwanzig Schiffe, konnten höchstens nur mit zwanzigtausend Soldaten besezt sein. Die einzige Osmanische Flotte

war

war stärker, als die drei Christlichen Eskadern; sie hatte an zweihundertundfunfzig Galeeren.

Beide Flotten stiessen in dem Meerbusen von Lepanto auf einander, welches das alte Naupaktus, nicht weit von Korinth, ist. Seit der Schlacht bei Aktium hatten die Griechischen Gewässer nie eine so zalreiche Flotte, nie eine so merkwürdige Schlacht, gesehn. Auf den Osmanischen Galeeren arbeiteten Christensklaven, und auf den Christlichen Türkensklaven, welche alle, wider ihren Willen, gegen ihr Vaterland dienten.

Beide Flotten fielen einander mit allen Waffen der alten und neuern Zeiten an, mit Pfeilen, langen Wurfspiessen, Feuer-Lanzen, Schifshaken, Kanonen, Musketen, Pistolen und Säbeln. Auf den mehresten zusammengeklammerten Galeeren stritt man Mann gegen Mann, wie auf einem Schlachtfelde. Die Christen erfochten einen um so herrlichern Sieg, als er der erste in dieser Art war. Den 5ten Okt. 1571.

Don Juan von Oesterreich, und der Venedische Admiral Veniero, griffen das Osmanische Hauptschif an, welches den Türkischen Admiral, Namens Ali, am Bord hatte.

Er ward mit seiner Galeere gefangen genommen, und man lies ihn dem Kopf abschlagen, den man auf seiner eignen Flagge zur Schau ausstekte. Das hies, das Recht des Krieges misbrauchen; aber diejenigen, die den Bragadino in Famagusta geschunden hatten, verdienten keine andre Behandlung. Die Türken verloren an diesem Tage über hundertundfunfzig Schiffe. Es ist schwer, die Anzal der Todten genau zu wissen; man gab sie auf mehr als funfzehntausend an. Ungefähr fünftausend Christensklaven wurden in Freiheit gesezt.

Venedig stellte, diesem Siege zu Ehren, Feste an, die es allein zu geben im Stande war. Konstantinopel war in grosser Bestürzung. Der Pabst Pius der V., als er Nachricht von diesem grossen Siege bekam, den man vornemlich dem Generallissimus Don Juan zuschrieb, an welchem aber die Venediger den grössten Antheil gehabt hatten, rief aus: Es ward ein Mann von Gott gesandt, der hies Johann, welche Worte man in der Folge auf den König Johann Sobieski von Polen anwendete, als er Wien entsezte.

Don Juan von Oesterreich erwarb sich auf einmal den grössten Ruhm, den jemals ein Feldherr gehabt hat. Jede neuere Nation zält nur ihre eigne Helden, und vernachläßigt die Helden andrer Völker. Don Juan, als Rächer der Christenheit, war der Held aller Nationen. Man verglich ihn mit seinem Vater Karl'n dem V., mit dem er auch übrigens mehr Gleichheit hatte, als Philipp. Vorzüglich verdiente er diese Anbetung der Völker, als er, zwei Jahre nachher, Tunis einnam, wie Karl der V., und, wie er, einen Afrikanischen König den Spaniern zinsbar machte. Aber was war die Frucht des Sieges bei Lepanto, und der Eroberung von Tunis? Die Venediger gewonnen nicht eine Handbreit Landes von den Türken, und Selim's des II. Admiral nam das Königreich 1574.
Tunis ohne Mühe wieder, wo alle Christen niedergemacht wurden. Es schien, als wenn die Türken die Schlacht bei Lepanto gewonnen hätten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Von den Afrikanischen Küsten.

Die Afrikanischen Küsten, von Aegypten an, bis zu den Königreichen Fes und Marokko, vergrösserten noch das Gebiet der Sultane, standen aber mehr unter dem Schuz als unter der Herrschaft derselben. Das Land Barka hing, mit seinen, durch den Tempel des Jupiter Hammon, ehmals so berühmten Wüsten, von dem Bassa von Aegypten ab. Cirene hatte seinen besondern Gouverneur. Tripoli, worauf man stösst, wenn man weiter gegen Westen geht, war im Jahr 1510, unter der Regierung Ferdinand's des Katholischen, von Pedro de Navarra weggenommen, und von Karl'n dem V. den Maltheserrittern gegeben worden. Aber Soliman's Admirale namen es ein, und mit der Zeit regierte es sich selbst, wie eine Republik, der ein General vorsteht, welcher der Dey heisst, und von der Miliz gewählt wird.

Weiter hin findet man das Königreich Tunis, diesen alten Siz der Karthager. Wir haben gesehn, daß Karl der V. diesem Staat

einen König gab, den er den Spaniern zinsbar machte; daß Don Juan denselben, mit eben dem Ruhm, wie sein Vater Karl der V., den Mauren wieder abnam; endlich aber Selim's des II. Admiral Tunis wieder unter Muhammedanische Botmäßigkeit brachte, und daselbst alle Christen ausrottete, drei Jahr nach der berühmten Schlacht bei Lepanto, welche dem Don Juan und den Venedigern so viel Ehre, und so wenig Nuzen, brachte. Diese Provinz regierte sich hernach, wie Tripoli.

Algier, die lezte Grenze des Türkischen Gebiets in Afrika, ist das alte Numidien, oder das Cäsarische Mauritanien, welches durch die Könige Juba, Syphax, und Massinissa, so berühmt ist. Kaum sind noch Ruinen von ihrer Hauptstadt Cirta übrig, so wenig, als von Karthago, Memphis, und selbst von Alexandrien, welches nicht mehr auf dem Flek steht, auf welchem Alexander es erbaut hatte. Das Königreich des Juba war so unbedeutend geworden, daß Scheredin Barbaroßa lieber Admiral des Grosultans, als König von Algier, sein wollte. Er trat dem Solimian diese Provinz ab, und, anstatt der Königswürde, begnügte er sich, Bassa in der-

selben zu sein. Von dieser Zeit an, bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, ward Algier durch Bassen regiert, welche die Pforte dorthin schikte. Endlich schlich sich aber die nemliche Staatsverwaltung, welche in Tripolt und Tunis eingeführt war, auch in Algier ein, welches sich nun in ein Seeräuberneſt verwandlet hatte. Auch sagte einer der lezten Deys zu dem Konsul der Englischen Nation, der sich über die Aufbringung einiger Prisen beschwerte: Hört auf, Euch bei dem Haupte der Räuber zu beschweren, wenn Ihr seid bestolen worden.

In diesem ganzen Theile von Afrika findet man noch Denkmale der alten Römer, aber keine Spur von Christlichen Denkmalen; ob es gleich daselbst mehr Bisthümer gab, als in Spanien und Frankreich zusammengenommen. Hiervon lassen sich zwei Ursachen angeben; erstens, weil die ältesten Gebäude von hartem Stein, Marmor und Cement unter einem troknen Himmelsstriche dem Untergange besser widerstehn, als die neuern; zweitens, weil Grabmäler mit der Inschrift *Diis Manibus*, welche die Barbaren nicht verstehn, sie nicht

aufbringen, der Anblik der Symbolen des Christenthums aber sie in Wut sezen.

In dem goldnen Zeitalter der Araber blühten Wissenschaften und Künste bei diesen Nu-midiern; heut zu Tage wissen sie nicht einmal ihr Jahr einzutheilen; und ob sie gleich beständig das Seeräuberhandwerk treiben, so haben sie doch keinen einzigen Piloten, der die Höhe messen kann, und keinen einzigen tüchtigen Schifbauer. Sie kaufen von den Christen, und vorzüglich von den Holländern, das Takelwerk, die Kanonen, und das Pulver, dessen sie sich bedienen, um sich unsrer Kaufahrteischiffe zu bemächtigen; und die Christlichen Mächte, anstatt diese gemeinschaftliche Feinde auszurotten, beschäftigen sich damit, einander wechselseitig zu Grunde zu richten.

Konstantinopel ward immer für die Hauptstadt aller dieser Länder angesehn. Ihre Lage scheint dazu gemacht, sie zu beherrschen. Sie hat Asien vor sich, und Europa im Rükken. Ihr eben so sichrer als geräumiger Hafen öfnet und verschliesst dem Orient den Eingang in das schwarze, und dem Occident den Eingang in das Mittelländische Meer. Rom, das weit weniger vortheilhaft in einem undankba-

ren Boden, und in einem Winkel von Italien liegt, wo die Natur keinen einzigen bequemen Hafen gebildet hat, schien weit weniger geschikt, über die Nationen zu herrschen. Indessen ward es doch die Hauptstadt eines zweimal grössern Reichs, als das Türkische; weil die alten Römer kein einziges Volk vorfanden, welches sich, wie sie, auf die Kriegszucht verstand, die Osmanen hingegen, nachdem sie Konstantinopel erobert hatten, fast das ganze übrige Europa eben so kriegerisch und besser in der Kriegszucht geübt fanden, als sie selbst es waren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Fes und Marokko.

Der Schuz des Türkischen Kaisers erstrekt sich nicht bis über das Marokkanische Reich, welches weitläufige Reich einen Theil des Tingitanischen Mauritanien's in sich fasst. Tanger war die Hauptstadt der Römischen Kolonie. Von da gingen in der Folge die Mauren aus, welche Spanien unterjochten. Tanger selbst ward, gegen das Ende des funfzehnten Jahr-

Hunderts, von den Portugiesen erobert, und in unsern neuern Zeiten Karl'n dem II. von England, zum Heuratsgut seiner Gemalin, eine Infantin von Portugal, gegeben; Karl aber hat es endlich den Königen von Marokko abgetreten. Wenig Städte haben mehr Hauptveränderungen erfahren.

Dieses Reich erstrekt sich, unter dem schönsten Himmelsstrich, bis an die Grenzen von Guinea. Es giebt keinen fruchtbarern, abwechselndern, und reichern Boden. Verschiedne Abtheilungen des Gebirges Atlas sind voll Bergwerke, und die Felder tragen die reichsten Aernten und die herrlichsten Früchte von der Welt. Dieses Land ward ehmals, seinem Wehrte gemäs, angebaut. Dieses gilt vornemlich von den Zeiten der ersten Kalifen, weil damals die Wissenschäften in Ehren gehalten wurden, und dieses immer das lezte zu sein pflegt, wofür man sorgt.

Die Araber und Mauren dieser Gegenden brachten ihre Waffen und ihre Künste nach Spanien; aber seitdem ist alles ausgeartet und in die dikste Barbarei versunken. Die Muhammedanischen Araber hatten das Land polizirt; haben sich aber in die Wüsten gezogen,

fallen sind, so haben doch Spanien und Portugal sich, wegen der alten Sklaverei, nie an ihnen rächen, und sie gegenseitig unterjochen können. Oran, die Grenzfestung ihres Reichs, welche vom Kardinal Ximenes eingenommen, hernach wieder verloren wurde, und zulezt, unter Philipp dem V., im Jahre 1732 von dem Herzog von Montemar wieder erobert wurde, hat den Weg zu andern Eroberungen nicht öfnen können. Tanger, welches einen Schlüssel zu diesem Reich abgeben konnte, blieb immer unnüz. Ceuta, welches die Portugiesen im Jahre 1409 wegnamen, und die Spanier unter Philipp dem II. bekamen, und beständig beibehalten haben, war blos eine Veranlassung zu Geldausgaben.

Die Mauren hatten ganz Spanien unter die Füsse getreten, und die Spanier haben noch nichts weiter thun können, als die Mauren nekken. Sie sind über das Atlantische Meer gegangen, und haben eine neue Welt erobert, ohne fünf Meilen von ihrer Heimat Rache üben zu können. Die so schlecht bewafneten Mauren, die keine Kriegszucht kennen, und unter einer abscheulichen Regierung Sklaven sind, haben von den Christen nicht können

unter das Joch gebracht werden. Die wahre Ursach davon ist, daß die Christen sich immer unter einander selbst wechselseitig zerrissen haben. Wie konnten die Spanier mit grossen Armeen nach Afrika gehen, und die Musulmanen dämpfen, wenn sie sich mit den Franzosen schlagen mussten? oder, wenn sie auch mit Frankreich wieder vereinigt waren, die Engländer aber ihnen Gibraltar und Minorka wegnamen?

Das Sonderbarste ist die Menge Spanischer, Französischer und Englischer Renegaten, die man in den Marokkanischen Staaten gefunden hat. Man hat einen Spanier, Namens Perez, angetroffen, der unter dem Kaiser Mulei Ismael Admiral, einen Franzosen, Namens Pilet, der Gouverneur von Salee, und eine Irrländerin, welche Beischläferin des Tyrannen Ismael war; auch einige Englische Kaufleute, die sich zu Tetuan niedergelassen hatten. Die Hofnung, bei unwissenden Nationen Glük zu machen, treibt immer die Europäer nach Afrika, Asien und vorzüglich nach Amerika. Die entgegengesezte Ursach hält die Völker jener Gegenden immer weit von uns zurük.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Könige Philipp dem II. von Spanien.

Nach Karl's des V. Regierung hielten vier grosse Mächte die Macht des Christlichen Europa im Gleichgewicht: Spanien, durch seine Reichthümer aus der neuen Welt; Frankreich, durch sich selbst, und durch seine Lage, welche Philipp's des II. weitläufigen Staaten an einer innigen Verbindung hinderlich war; Teutschland, durch die Menge seiner Fürsten, welche, troz ihrer Uneinigkeit unter einander, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes vereinigten; England, nach Marlens Tode, lediglich durch das kluge Betragen der Königin Elisabet, denn ihr Land selbst war nicht von Bedeutung; Schottland, anstatt sich mit England zu einem Staatskörper zu vereinigen, war vielmehr eine Feindin desselben, und Ireland war ihm zur Last.

Die Nordischen Königreiche namen in dem politischen System von Europa noch keine Stelle ein, und Italien konnte keine überlegne Macht sein. Philipp der II. schien dasselbe in Händen zu haben. Der Herzog Philibert von Savoyen hing, als Gouverneur der Nieder-

lande, gänzlich von ihm ab. Karl Emanuel, dieses Philibert's Sohn und Philipp's des II. Eidam, war nicht minder abhängig von ihm. Das Mailändische und beide Sicilien, die er besas, vorzüglich aber seine Schäze, machten, daß die übrigen Italienischen Staaten für ihre Freiheit zitterten. Kurz, Philipp der II. spielte auf dem Schauplaz Europens die die erste Rolle, aber nicht die ehrenvollste. Minder mächtige Fürsten, die seine Zeitgenossen waren, Elisabet zum Beispiel, und vornemlich Heinrich der IV., haben einen grössern Namen hinterlassen. Seine Feldherren, und seine Feinde, standen in grössrer Achtung, als er. Die Namen des Don Juan von Oesterreich, des Alessandro Farnese, und der Prinzen von Oranien, stehn weit über dem seinigen. Die Nachwelt macht einen grossen Unterschied unter Macht und Ruhm.

Um Philipp's des II. Zeiten genau kennen zu lernen, mus man zuerst seinen Karakter kennen, welcher zum Theil die Ursach aller grossen Begebenheiten seines Zeitalters war. Seinen Karakter kann man aber nicht anders beurtheilen, als aus seinen Handlungen. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß man dem Pin-

sel der Zeitgenossen nicht trauen mus, weil er fast immer von Schmeichelei, oder Has gelenkt wird. Die so künstlich ausgemalten Schilderungen aber, welche so viel neure Geschichtschreiber von alten Personen ausstellen, gehören in Romane.

Diejenigen, welche seit Kurzem Philipp den II. mit dem Tiber verglichen, haben sicherlich keinen von beiden recht beauget. Ueberdies befand sich Tiber, wenn er die Legionen kommandirte und schlagen hies, an der Spize derselben; Philipp aber stekte in einer Kapelle, zwischen zwei Franziskanern, als der Prinz von Savoyen, und eben der Graf Egmont, den er nachher auf dem Schavot hinrichten lies, ihm die Schlacht bei Saint Quentin gewannen. Tiber war weder abergläubisch, noch ein Heuchler; Philipp aber nam oft ein Kruzifix in die Hand, wenn er Befele zu Mord und Todtschlag gab. Die Ausschweifungen des Römers und die Wollüste des Spaniers haben keine Aehnlichkeit mit einander. Die Verstellung selbst, wodurch beide sich auszeichnen, scheint ungleichartig zu seyn. Tiber's Verstellung scheint betrügrischer, Philipp's Ver,.ellung stökkischer zu sein.

Man

Man mus einen Unterschied machen, zwischen sprechen, um zu betrügen, und schweigen, um unerforschlich zu sein. Beide scheinen einer ruhigen und überlegten Grausamkeit schuldig zu sein; aber wie viel Fürsten und Staatsmänner haben nicht eben den Vorwurf verdient!

Um sich von Philipp dem II. einen richtigen Begrif zu machen, darf man sich nur fragen, was ein Souverän ist, der sich mit seiner Frömmigkeit brüstet, und dem der Prinz Wilhelm von Oranien in seinem Manifest zu eben der Zeit eine heimliche Verheuratung mit Dona Isabella Osorio öffentlich vorwirft, da er sich mit seiner ersten Gemalin Marie von Portugal vermält. Eben dieser Wilhelm klagt ihn vor dem Angesicht von Europa an, daß er seinen Sohn umgebracht, und seine dritte Gemalin Isabelle von Frankreich vergiftet habe. Noch wird er beschuldigt, daß er den Fürsten Ascoli gezwungen habe, ein Frauenzimmer zu heuraten, das von ihm, dem Könige, schwanger war.

Ich weis wohl, daß man auf das Zeugnis eines Feindes nicht bauen soll; aber die-

ser Feind war ein Fürst, den ganz Europa hochschäzte. Er schikte sein Manifest und seine Beschuldigungen an alle Höfe. War es Stolz, oder war es Macht der Wahrheit, was Philipp den II. abhielt, darauf zu antworten? Konnt' er dieses schrekliche Manifest des Prinzen von Oranien verachten, wie man unbekannte Pasquille namenloser Landstreicher verachtet, worauf selbst Privatpersonen eben so wenig zu antworten pflegen, als Ludwig der XIV. darauf antwortete?

Zu diesen unwiderleglichen Beschuldigungen rechne man nun noch hinzu: Philipp's Buhlschaft mit der Gattin seines Lieblings Rui Gomez, den Meuchelmord des Escovedo, die Verfolgung des Antonio Perez, der den Escovedo auf seinen Befel gemeuchelmordet hatte; und erinnre sich dabei, daß dies alles eben der Mensch ist, der seinen Eifer für die Religion beständig im Munde führte, und alles diesem Eifer aufopferte.

Unter dieser niederträchtigen Larve der Religion zettelte er im Jahre 1564 zu Bearn eine Beschwörung an, um Heinrich's des IV. Mutter Johanne von Neapel zu entführen, sie, als eine Kezerin der Inquisi-

tion zu übergeben, und verbrennen zu lassen, Bearn aber, kraft der Konfiskation, worauf dieses Kollegium von Meuchelmördern erkennen sollte, an sich zu reissen. Man ersieht einen Theil dieses Entwurfs aus dem sechsunddreissigsten Buche des Präsidenten de Thou, und diese wichtige Anekdote ist von den nachfolgenden Geschichtschreibern zu sehr vernachlässigt worden. *)

*) Man findet diese Anekdote in Villeroi's Memoiren ausführlich erzälet. Es scheint, daß Philipp's des II. unglükliche Gemalin zur Entdekkung dieses Plans beförderlich war. Diese Handlung der Gerechtigkeit und Grosmut war vielleicht eine von den Ursachen ihres gähligen Todes. Der Herzog von Alba und die Prinzen aus dem Hause Guise waren die Häupter dieser Unternemung. Als Karl IX. diese Verschwörung, wovon er war so eben unterrichtet worden, dem alten Konnetable Montmorenci erzälte und ihm sagte: er habe dem Staatssekretär Aubespine davon Nachricht ertheilt, antwortete der Konnetable: Auf die Art wird der Verräter nicht fest genommen werden. Diese Worte und der Ausgang beweisen, daß Philipp im Französischen Konseil Leute hatte, die von ihm Pension zogen.

Anmerk. der Kehlschen Herausgeber.

Diesem Betragen stelle man nun gegenüber: die Sorgfalt, in Spanien strenge Justiz handhaben zu lassen, eine Sorgfalt, die weiter nichts kostet, als die Mühe, es zu wollen, und die der höchsten Gewalt zur Befestigung dient; die grösste Thätigkeit im Kabinet; eine ununterbrochne Arbeit in Geschäften, die auf das Allgemeine gehn; beständige, immer mistrauische, Wachsamkeit über seine Minister; die Aufmerksamkeit, alles mit eignen Augen zu sehn, so weit als es einem Könige möglich ist; ununterbrochne Anstrengung, bei seinen Nachbaren Unruhe, und in Spanien Frieden, zu erhalten; unablässig geöfnete Augen über einen grossen Theil der Erdkugel, von Mexiko an, bis in das Innerste von Sicilien; eine immer in gleichen Falten liegende streng aussehende Stirn, mitten unter den Verdrieslichkeiten der Politik, und den Stürmen der Leidenschaften: Und alsdann wird man sich ein Konterfei von Philipp dem II zeichnen können.

Doch wir müssen sehn, was für ein Uebergewicht er in Europa hatte. Er war Herr von Spanien, von Mailand, von beiden Sicilien, und den sämtlichen Niederlanden. Sei-

ne Häfen waren mit Schiffen angefüllt. Sein Vater hatte ihm die geübtesten und kühnsten Truppen von Europa hinterlassen, die von den Mitgenossen seiner Siege kommandirt wurden. Seine zweite Gemalin Marie, Königin von England, die blos nach seinen Eingebungen handelte, lies die Protestanten verbrennen, und kündigte, auf ein Schreiben ihres Gemals, Frankreich den Krieg an. Er konnte England mit unter seine Königreiche zälen. Die Gold- und Silber-Aernten, die ihm aus der neuen Welt zugeführt wurden, machten ihn mächtiger, als Karl'n den V., der nur die Erstlinge davon genossen hatte.

Italien zitterte vor der Knechtschaft. Dies bewog den Pabst Paul den IV. Caraffa, einen gebornen Spanischen Unterthan, auf Frankreich's Seite zu treten, wie Klemens der VII. gethan hatte. Er wollte, so wie alle seine Vorgänger, ein Gleichgewicht einführen, das ihre zu schwache Hände niemals zu halten vermochten. Dieser Pabst bot Heinrich dem II. an, Neapel und Sicilien einem Französischen Prinzen zu geben.

Der Ehrgeiz der Fürsten aus dem Hause Valois ging immer dahin, Mailand und

beide Sicilien an sich zu bringen. Der Pabst glaubt eine Armee zu haben, und spricht den König Heinrich den II. um den berühmten Franz von Guise an, damit er dieselbe kommandiren möchte; aber die meisten Kardinäle zogen Jahrgelder von Philipp dem II. Des Pabstes Befele wurden schlecht befolgt. Er brachte wenig Truppen zusammen, die blos dazu dienten, Rom der Gefahr auszusezen, von dem Herzog von Alba, unter Philipp dem II. eben so eingenommen und geplündert zu werden, als unter Karl'n dem V.

Der Herzog von Guise kommt über Piemont, wo die Franzosen noch Turin besassen, und marschirt, mit einiger Reiteret, nach Rom. Kaum ist er angekommen, so erfährt er das Unglük von der Schlacht bei Saint-Quentin in der Pikardie, welche die Franzosen verloren hatten.

Marie von England hatte ihrem Gemal Philipp achttausend Engländer gegen Frankreich gegeben. Philipp kam selbst nach London, nicht, um diese Truppen gegen den Feind anzuführen, sondern — um sie einschiffen zu lassen. Diese Armee, nebst dem Kern der Spanischen Truppen, unter Kommando

des Herzogs Philibert Emanuel von Savoyen, eines der grössten Feldherrn damaliger Zeit, schlug die Französische Armee bei Saint-Quentin so vollkommen, daß nichts von der Infanterie übrig blieb. Alles ward erschlagen oder gefangen genommen. Die Sieger verloren nur achtzig Mann. Der Konnetable von Montmorenci, und beinahe alle Generale, wurden gefangen; ein Herzog von Enghien tödtlich verwundet; die Blüte des Französischen Adels aufgerieben; und Frankreich in Trauer und Schrekken gesezt. Die Niederlagen bei Crecy, Poitiers, und Azincourt waren nicht verderblicher gewesen, als diese; und doch richtete sich Frankreich, das so oft auf dem Punkt stand zu erliegen, immer wieder auf. Karl der V. und sein Sohn Philipp der II. schienen nahe daran zu sein, es gänzlich aufzureiben. Den 10. August 1557.

Dieser Unfall macht alle Entwürfe Heinrich's des II. auf Italien zu Wasser, und der Herzog von Guise wird zurükgerufen. Unterdessen nimmt der Sieger Philibert Emanuel von Savoyen Saint Quentin weg. Er konnte vor Paris rükken, welches Heinrich der II. in grösster Eil befestigen

und ihr altes Hirtenleben wieder angefangen. Die Regierung ist den Mauren überlassen worden, einer Art Menschen, die nicht so begünstigt von der Natur sind, als von ihrem Himmelsstriche, auch nicht die Betriebsamkeit der Araber haben, und grausam und sklavisch zugleich sind.

Hier zeigt sich der Despotismus in seiner ganzen Abscheulichkeit. Die von Alters her eingeführte Gewohnheit, daß die Miramoline, oder Kaiser von Marokko, die ersten Scharfrichter des Landes sind, hat nicht wenig dazu beigetragen, aus den Bewohnern dieses grossen Reiches Wilde zu machen, die weit unter den Mexikanern stehn. Die Bewohner von Tetuan sind ein wenig civilisirter; die übrigen entehren die menschliche Natur.

Viele von Ferdinand und Isabellen aus Spanien vertriebne Juden haben ihre Zuflucht nach Tetuan, Mequinez, und Marokko genommen, wo sie ein elendes Leben führen. Die Einwohner der nördlichen Provinzen haben sich mit den Schwarzen vermischt, die nach dem Niger hin wohnen. Man sieht durch das ganze Reich, in den Häusern und in den Armeen, ein Gemische von Schwar-

zen, Weissen und Mestizen. Diese Völker handelten zu allen Zeiten nach Guinea. Sie gingen durch Wüsteneien nach den Küsten, wohin die Portugiesen über den Ocean kamen. Sie kannten das Meer blos als das Element der Seeräuber. Kurz diese ganze grosse Küste von Afrika, von Damiata an bis an den Berg Atlas, war zur Barbarei herabgesunken, unterdessen daß viele unsrer nördlichen Völker, die ehmals weit barbarischer waren, die Verfeinerung der Griechen und Römer erreichten.

Es gab in diesem Lande, so gut als anderswo, Religionsstreitigkeiten. Eine Musulmanische Sekte, die nach ihrer Behauptung rechtgläubiger war, als die andern, vergab den Thron. Dies war zu Konstantinopel niemals geschehen. Auch gab es daselbst, so gut als anderswo, bürgerliche Kriege, und nur erst im siebzehnten Jahrhunderte wurden alle Staaten, Fes, Marokko und Tafilet, mit einander vereinigt, und haben, nach dem berühmten Siege, den die Mauren über den unglüklichen König Sebastian von Portugal erfochten, nur ein einziges Reich ausgemacht.

So niedrig auch die Staffel der Dummheit ist, zu welcher diese Völker herunterge-

lies, und das folglich schlecht befestigt ward. Aber Philipp begnügte sich damit, sein siegreiches Lager in Augenschein zu nemen, und gab einen Beweis, daß grosse Begebenheiten oft vom Karakter der Menschen abhängen. Der seinige bestand darin, daß er wenig auf den Mut, und alles auf die Staatsklugheit rechnete. Er lies seinen Feind wieder zu Athem kommen, in der Absicht, durch einen Frieden, dessen Bedingungen er vorzuschreiben gedachte, mehr zu gewinnen, als durch Siege, die nicht sein Werk sein konnten. Er lässt dem Herzog von Guise Zeit, zurükzukommen, wieder eine Armee zusammenzubringen, und dem Königreiche Sicherheit und Zutrauen wiederzugeben.

Die Könige schienen damals nicht zu glauben, daß sie dazu gemacht wären, sich selbst zu helfen. Heinrich der II. ernennt den Herzog von Guise zum Vicekönig von Frankreich, unter dem Titel eines Generallieutenants von Frankreich. Er hatte in dieser Würde den Rang vor dem Konnetable.

Calais und dessen ganzes Stadtgebiet mitten im Winter, und mitten in der Bestürzung, wegnemen, worein die Schlacht bei

Saint-Quentin Frankreich versezte; und die Engländer, welche Calais zweihundertunddreizehn Jahre besessen hatten, auf immer verjagen, — war eine That, die ganz Europa in Erstaunen, und den Herzog von Guise über alle Feldherrn seiner Zeit hinweg sezte. Diese Eroberung war mehr glänzend und vortheilhaft, als schwer. Die Königin Marie hatte nur eine sehr schwache Besazung in Calais gelassen, und ihre Flotte kam blos daselbst an, um die Französische Fahnen über dem Hafen wehen zu sehn. Dieser Verlust, der aus dem Versehen ihrer Minister entsprang, machte sie den Engländern vollends verhasst.

Aber unterdessen, daß der Herzog von Guise dem Königreiche, durch die Einname von Calais, und bald nachher auch von Thionville, wieder Mut machte, gewann Philipp's des II. Armee noch eine ziemlich grosse Schlacht gegen den Marschall von Termes bei Grevelingen, unter Kommando eben des Grafen von Egmont, dem Philipp nachher den Kopf abschlagen lies, weil er die Rechte und die Freiheit seines Vaterlandes vertheidigt hatte. Den 13. Juli 1558.

So viele von den Franzosen verlorne Schlachten, und so viele von ihnen mit stürmender Hand eingenommne Städte, geben Anlas zu glauben, daß sie noch damals, eben so, wie zu Julius Cäsar's Zeiten, mehr für die Heftigkeit des Stürmens gemacht waren, als für die Regelmässigkeit, und für das Abgemessne und Gedrungne in den Wendungen, welches auf dem Schlachtfelde den Sieg entscheidet.

Philipp benuzte den Sieg bei Grevelingen eben so wenig soldatisch, als den bei Saint-Quentin; aber er schlos dagegen den
1559. rühmlichen Frieden zu Chateau-Cambresis, durch welchen er, anstatt Saint-Quentin, welches er, nebst den beiden Flekken Ham und Catellet, herausgab, die festen Pläze Thionville, Marienbourg, Montmidi, Hedin, und die Grafschaft Charolois mit der völligen Landeshoheit, erhielt. Er lies Terouane und Ivoi schleifen, und Bouillon dem Bischof von Lüttich, Montferrat dem Herzoge von Mantua, Korsika den Genuesern, Savoyen, Piemont und la Bresse aber dem Herzoge von Savoyen wiedergeben; wobei er sich vorbehielt, in Vercelli und Asti Truppen zu halten, bis Frankreichs angebliche

Rechte auf Piemont ausgemacht, und Turin, Pignerol, Quiers und Chivas von Heinrich dem II. geräumt wären.

Um Calais und das dazu gehörige Gebiet bekümmerte sich Philipp nicht sonderlich. Seine Gemalin Marie von England war gestorben, und Elisabet hatte die Regierung angetreten. Indessen machte sich der König von Frankreich anheischig, Calais in acht Jahren herauszugeben, und nach Verlauf dieser acht Jahre achtmalhunderttausend Goldthaler zu bezalen, wenn Calais alsdann nicht wiedergegeben wäre; wobei überdies ausdrüklich festgesezt war, daß Heinrich und seine Nachfolger, die achtmalhunderttausend Goldthaler möchten bezalt sein oder nicht, immer gehalten wären, Calais und das dazu gehörige Gebiet herauszugeben. *) Man hat diesen Frieden immer als den höchsten Triumph Philipp's des II. angesehn.

Vergebens sucht der Pater Daniel in diesem Frieden Vortheile für Frankreich zu

*) Diesen Traktat hat weder Mezerai, noch Daniel, richtig angeführt.

A. des Verf.

entdekken; vergebens rechnet er Mez, Toul und Verdün her, welche durch diesen Frieden wären beibehalten worden. Diese wurden in dem Traktat von Chateau-Cambresis nicht einmal erwähnt. Philipp bekümmerte sich im Geringsten nicht um Teutschland's Interesse, und nur sehr wenig um das Interesse seines Oheims Ferdinand, dem er die Weigerung, ihm die Kaiserkrone abzutreten, niemals vergeben konnte. Wenn dieser Traktat irgend einigen Nuzen für Frankreich hatte, so war es dieser, daß Frankreich dadurch auf immer die Lust verlor, Mailand und Neapel zu erobern. Calais aber, dieser Schlüssel von Frankreich, ward den alten Feinden des Königreichs niemals wiedergegeben, und die achtmalhunderttausend Goldthaler wurden niemals bezalt.

Auch dieser Krieg endigte sich, wie so viele andre, — durch eine Heurat. Philipp nam zur dritten Gemalin Heinrich's des II. Tochter Isabelle, welche dem Don Carlos war versprochen worden. Diese unglükliche Heurat soll an dem frühzeitigen Tode des Don Carlos und der Fürstin Schuld gewesen sein.

Nach einem so glorreichen Anfange kehrte Philipp triumphirend nach Spanien zurük, ohne den Degen gezogen zu haben. Alles begünstigte seine Grösse. Der Pabst Paul der IV. war gezwungen worden, ihn um Frieden zu bitten, und er hatte ihn bewilligt. Heinrich der II., sein Schwiegervater, und sein natürlicher Feind, war eben in einem Turnier um's Leben gekommen, und hinterlies Frankreich voll Faktionen, und unter einem unmündigen Könige von Fremden regiert. Philipp war, ohne aus seinem Kabinet zu gehn, der einzige mächtige und furchtbare König in Europa. Er hatte nur Eine Besorgnis; die, daß die Protestantische Religion sich in einen oder den andern von seinen Staaten einschleichen würde; besonders in den Niederlanden, die an Teutschland grenzten, und wo er nicht als König regierte, sondern als Herzog, oder Graf, oder Marquis, oder als blosser Edelmann, und wo die Gewalt des Landesherrn mehr, als anderswo, von den Reichsgrundgesezen eingeschränkt wurde.

Sein grosser Grundsaz war, den heiligen Stuhl zu beherrschen, indem er äusserlich die grösste Ehrfurcht für denselben bewies, und

aller Orten die Protestanten auszurotten. Es war eine kleine Anzal davon in Spanien vorhanden. Er gelobte feierlich vor einem Krucifix, sie alle zu vertilgen, und er hielt sein Gelübde. Die Inquisition stand ihm treulich bei. In Valladolid verbrannte man alle diejenigen bei langsamem Feuer, die nur einigermaassen verdächtig waren; und Philipp sah aus den Fenstern seines Pallastes ihrer Hinrichtung zu, und hörte ihr Schreien. Der Erzbischof von Toledo, und der Pater Constantin Ponz, Karl's des V. Prediger und Beichtvater, wurden in die Inquisitionsgefängnisse geworfen, und Ponz, wie wir schon angemerkt haben, nach seinem Tode, im Bildnisse verbrannt.

Philipp erfuhr, daß in einem Thale von Piemont, nahe am Mailändischen, einige Ketzer lebten; und befal dem Gouverneur von Mailand, Truppen dahin zu schikken, mit Hinzusezzung der wenigen Worte: Alle an den Galgen! Bald nachher erfährt er, daß sich die neuen Religionsmeinungen in einige Kantone von Kalabrien einschleichen, und befielt, alle Neurer über die Klinge springen zu lassen, sechszig aber aufzubehalten, wovon

dreissig durch den Strik, und dreissig durch die Flammen hingerichtet werden sollten. Dieser Befel ward auf das pünktlichste vollzogen.

Dieser Geist der Grausamkeit, und der Misbrauch seiner Gewalt, schwächten endlich diese ungeheure Macht. Hätte er die Gemüter der Flanderer mit Schonung behandelt, so hätt' er nicht mit ansehn dürfen, wie sich die Republik der sieben Provinzen durch seine Verfolgungen bildete. Diese Staatsveränderung hätte ihm nicht seine Schäze gekostet; und als in der Folge Portugal, und die Besizungen der Portugiesen in Afrika und Indien, seine weitläufige Staaten noch vergrösserten; als das zerrissne Frankreich auf dem Punkt stand, von ihm Befele anzunemen, und von seiner Tochter beherrscht zu werden: so hätt' er alle diese grosse Absichten erreichen können, wenn seine Strenge ihm nicht den verderblichen Krieg in den Niederlanden zugezogen hätte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Gründung der Republik der vereinigten Niederlande.

Wenn man alle Denkmäler der Gründung dieses vorher fast unbekannten, und bald hernach so mächtig gewordnen, Freistaats zu Rate zieht, so wird man finden, daß er ohne Absicht, und gegen alle Wahrscheinlichkeit, entstanden ist. Die Staatsverändrung ward durch die schönen und grossen Provinzen des festen Landes, Braband, Flandern, und Hennegau angefangen, und die blieben indessen unterwürfig; und ein kleiner, fast ganz vom Wasser überschwemmter, Erdwinkel, der sich blos von der Heringsfischerei nährte, ward eine furchtbare Macht, bot Philipp dem II. Troz, nam seinen Nachfolgern fast alles ab, was sie in Ostindien besassen, und ward am Ende gar ihr Beschüzer.

Man kann nicht läugnen, daß Philipp der II. selbst diese Völker gezwungen habe, eine so grosse Rolle zu spielen, an welche sie sicherlich nicht gedacht hatten. Sein blutdürstiger Despotismus war die Ursach ihrer Grösse.

Es ist von Wichtigkeit, zu bedenken, daß nicht alle Völker nach einerlei Muster regiert werden können; daß die Niederlande aus vielen Herrschaften bestanden, welche Philipp dem II., unter verschiednen Titeln, zugehörten; daß eine jede ihre Geseze und Gewohnheiten hatte; daß in Friesland und Gröningen ein Tribut von sechstausend Thalern alles war, was der Landesherr zu fordern hatte; daß man in keiner einzigen Stadt Auflagen machen, Bedienungen an andre, als Einländer, vergeben, fremde Truppen unterhalten, oder die geringste Neuerung machen konnte, wenn nicht die drei Stände des Staats ihre Einwilligung dazu gegeben hatten. So steht in den alten Brabandischen Gesezen: Wenn der Landesherr den Privilegien mit Gewalt, oder durch List, Abbruch thun will, so sollen die Stände ihres Eides der Treue entledigt sein, und sich zur Ergreifung der Partei entschliessen können, die ihnen gut däucht.

Diese Regierungsform hatte lange Zeit in einem sehr grossen Theile von Europa das Uebergewicht behalten. Ohne die Zustimmung der versammelten Stände war kein Gesez gegeben,

keine Geldsteuer erhoben worden. Ein Gouverneur der Provinz hatte, bei diesen Versammlungen der Stände, im Namen des Fürsten, den Vorsiz; und dieser Gouverneur hies, durch ganz Niederteutschland, Stadthouder, Statthalter, ein Regierungsverweser.

Philipp der II. gab, im Jahre 1559 das Gouvernement von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht, dem Prinzen von Oranien Wilhelm von Nassau. Man kann hier bemerken, daß der Titel Prinz nicht den Reichsfürstenstand vorausezte. Die Herrschaft der Stadt Orange, die von dem Hause Chalons durch Schenkung an das seinige gekommen, war ein altes, nun unabhängig gewordnes, Lehn des Königreichs Arelat, oder Arles, und gab dem Prinzen Wilhelm nicht so viel Ansehn, als seine Verwandtschaft mit dem Kaiserlichen Hause. Aber obgleich sein Haus so alt war, als das Haus Oestreich, und dem Teutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte, so stand es doch nicht in dem Range der Reichsfürsten.

Den Titel Fürst, der nur erst um die Zeit Friedrich's des II. gebräuchlich zu werden anfing, namen nur die Besizer der grösten Länder-

reien an. Das Kaiserliche Geblüt gab weder Rechte, noch Ehrenbezeigungen. Wenn der Sohn eines Kaisers kein Land besas, so war er nur Kaiser, wenn er dazu gewählt ward, und ein blosser Edelmann, wenn er seinem Vater nicht succedirte. Wilhelm von Nassau war Graf des Teutschen Reichs, so wie der König Philipp der II. Graf von Holland, und Herr von Malines, war; aber Philipp's Unterthan, in so fern er sein Stadthouder, und Güterbesizer in den Niederlanden war.

Philipp wollte unumschränkter Souverain in den Niederlanden sein, wie er es in Spanien war. Man brauchte nur ein Mensch zu sein, um diese Absicht zu haben; so sehr sucht die oberste Gewalt immer die Schranken niederzureissen, die sie einschränken. Aber Philipp fand noch einen andern Vortheil dabi, in einem weitläufigen und reichen Lande in der Nachbarschaft von Frankreich despotisch zu regieren. In diesem Falle konnt' er Frankreich wenigstens auf immer zerstükkeln, da er, der nun sieben Provinzen verloren, und in den andern oft gar nicht freie Hand hatte, doch auf dem Punkt stand, dieses Königreich zu unterjochen, ohne jemals an der Spize einer Armee erschienen zu sein.

1565. Er wollte also alle Gesetze abschaffen, willkührliche Taxen auflegen, neue Bischöfe ernennen, und die Inquisition einführen, die er weder in Neapel, noch in Mailand, hatte einführen können. Die Flanderer sind von Natur gute Unterthanen, aber schlimme Sklaven. Die blosse Furcht vor der Inquisition machte mehr Protestanten, als alle Bücher Kalvin's, bei einem Volke, dessen Karakter zuverlässig weder nach Neuigkeiten, noch nach Empörungen lüstern ist.

Anfänglich versammeln sich die vornemsten Herren zu Brüssel, um der Gouvernantin der Niederlande, Margarethe'n von Parma, einer natürlichen Tochter Karl's des V., wegen ihrer Rechte, Vorstellungen zu machen. Ihre Versammlungen, die in den Niederlanden die rechtmässigste Handlung waren, wurden in Madrid mit dem Namen einer Zusammenverschwörung belegt. Es ist ausgemacht, daß die Versammelten keine Rebellen waren, sondern den Grafen von Berg, und den Herrn von Montmorenci-Montigny, nach Spanien abfertigten, um ihre Beschwerden vor den Thron zu bringen. Sie verlangten die Entfernung des Premierministers, Kardinals von Granvel-

le, vor dessen Arglist sie sich fürchteten. Der Hof schikte ihnen den Herzog von Alba, mit Spanischen und Italienischen Truppen, und mit dem Befel, sich eben sowohl der Henker, als der Soldaten, zu bedienen.

Was anderswo einen Bürgerkrieg ohne Schwierigkeiten erstikken kann, war grade das, was denselben in Flandern anfachte. Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, mit dem Beinamen der Verschwiegne, war beinahe der einzige, dem es einfiel, zu den Waffen zu greifen, unterdessen alle andre schon darauf dachten, sich zu unterwerfen.

Es giebt stolze und unergründliche Gemüter, von ruhiger und hartnäkkiger Unerschrokkenheit, die durch Schwierigkeiten nur noch hiziger werden. So war Wilhelm der Verschwiegne, und in der Folge sein Urenkel, der Prinz von Oranien, der König von England ward, beschaffen. Wilhelm der Verschwiegne hatte weder Truppen, noch Geld, um einem Monarchen, wie Philipp der II., zu widerstehn. Die Verfolgungen verhalfen ihm dazu. Der zu Brüssel errichtete neue Gerichtshof sezte die Völker in Verzweiflung. Die Grafen von

Egmont und von Hoorn werden, nebst noch achtzehn Edelleuten, enthauptet, und ihr Blut war der erste Kitt zur Vereinigung des Freistaats der sieben verbundenen Provinzen.

Der nach Teutschland geflüchtete, und zur Enthauptung verurtheilte, Prinz von Oranien, konnte nur die Protestanten zu seinem Vortheil in die Waffen bringen, und musste es selbst sein, um sie dazu zu bewegen. Der Kalvinismus herrschte in den am Meere liegenden Niederländischen Provinzen. Wilhelm war Lutherisch geboren. Karl der V., der ihn liebte, hatte ihn zum Katholiken gemacht; die Not machte ihn zum Kalviniſten. — Selten hatten die Fürsten selbst Religion, welche Religionen entweder einführten, oder beschüzten, oder veränderten. Wilhelm fand viel Schwierigkeiten, eine Armee zusammenzubringen. Seine Güter in Teutschland bedeuteten nicht viel; die Grafschaft Nassau gehörte einem seiner Brüder. Aber seine Brüder, seine Freunde, und seine Versprechungen schaften ihm Soldaten.

Diese schikt er gleich, unter Kommando seines Bruders, des Grafen Ludwig, nach Friesland. Seine Armee wird aufgerieben. Er lässt den Mut nicht sinken, sondern bringt eine neue

von Teutschen und Franzosen zusammen, welche der Enthusiasmus für die Religion, und die Hofnung zum Plündern, in seine Dienste zogen. Das Glük ist nur selten auf seiner Seite. Er sieht sich dahin gebracht, in Frankreich unter der Armee der Hugenotten zu dienen, weil er nicht in die Niederlande eindringen kann. Die Spanischen Grausamkeiten eröfnen ihm neue Hülfsquellen, Die Auflage des Zehnten vom Verkauf beweglicher Güter, des Zwanzigsten von den unbeweglichen, und des Hundersten von den Kapitalien, brachte die Flanderer vollends in den Harnisch. Was nötigte den Herrn von Mexiko und Peru zu solchen Erpressungen? Und warum war Philipp nicht persönlich in's Land gekommen, wie sein Vater, um alle diese Unruhen zu dämpfen?

Der Prinz von Oranien rükte endlich mit 1572
einer kleinen Armee in Braband ein. Er zieht sich nach Seeland und Holland. Das jezt so berühmte Amsterdam war damals sehr unbedeutend, und wagte es nicht einmal, sich für den Prinzen von Oranien zu erklären. Diese Stadt war damals mit einem neuen, und verächtlich scheinenden Handel beschäftigt, der aber den Grund zu ihrer Grösse legte. Die Herings-

fischerei und die Art, ihn einzusalzen, scheinen eben kein wichtiger Gegenstand in der Weltgeschichte zu sein; und doch haben eben diese Dinge aus einem verachteten und unfruchtbaren Lande eine beträchtliche Macht geschaffen. Venedig hatte auch keinen glänzendern Anfang. Alle grosse Reiche entstanden aus ursprünglich kleinen Dörfern, und alle Seemächte aus Fischerbarken.

Der einzige Hülfsquell des Prinzen von Oranien bestand in Seeräubern. Einer derselben überfiel Brtel; ein Pfarrer nötigt Vlissingen, sich zu erklären; endlich verbünden sich die Stände von Holland und Seeland, auf einer Versammlung zu Dordrecht, ja die Stadt Amsterdam selbst, mit ihm, und erkennen ihn für ihren Stadthouder; und nun hatte er von dem Volke selbst die Würde, die er bisher nur von dem Könige gehabt hatte. Man schafte die Römischkatholische Religion ab, um mit dem Spanischen Gouvernement nichts mehr gemein zu haben.

Seit langer Zeit hatte man dieses Volk nicht mehr für kriegrisch gehalten; aber es ward es auf einmal. Nie wurde von beiden Theilen mit mehr Mut, und mit solcher Erbitterung, gefochten. Als die Spanier, bei

der Belagerung von Harlem, den Kopf eines 1573.
gefangnen Holländers in die Stadt geworfen
hatten, warfen ihnen die Einwohner die Köpfe von elf Spaniern heraus, mit der Inschrift: Zehn Köpfe zur Bezalung des zwölften Pfennigs, und der elfte statt der Zinsen. Als sich Harlem auf Diskretion ergeben hatte, lassen die Sieger alle Obrigkeitliche Personen, alle Prediger, und mehr als funfzehnhundert Bürger aufhängen, das hies, die Niederlande behandeln, wie man die neue Welt behandelt hatte. Die Feder fällt einem aus der Hand, wenn man sieht, wie Menschen mit Menschen verfahren.

Der Herzog von Alba, dessen Unmenschlichkeiten zu nichts weiter gedient hatten, als seinen Herrn um zwei Provinzen zu bringen, wird endlich zurükgerufen. Er soll sich bei seiner Abreise gerühmt haben, daß er achtzehntausend Personen von Henkers Händen habe hinrichten lassen. Das Elend des Krieges dauerte nicht minder fort unter dem neuen Gouverneur der Niederlande, dem Groskommandeur Don Zuniga y Requesens. Die Armee des Prinzen von Oranien wird wie- 1574.

der geschlagen, seine Brüder kommen um's Le-
ben, und seine Partei verstärkt sich durch die
Erbitterung eines von Natur sanftmütigen
Volks, welches, nachdem es einmal die Gren-
zen überschritten hatte, nicht mehr zurükzu-
halten war.

Die Belagerung und die Vertheidigung von
Leyden sind einer der grössten Beweise, was
Standhaftigkeit und Freiheit auszurichten ver-
mögen. Die Holländer thaten grade eben das,
was man sie, im Jahr 1672 wagen sah,
als Ludwig der XIV. vor den Thoren von
1575. Amsterdam war; sie stachen die Deiche durch.
Die Gewässer der Issel, der Maas, und des
Oceans überschwemmten die Felder, und eine
Flotte von zweihundert Schiffen brachte der
Stadt, über den Spanischen Werken, Be-
dürfnisse und Hülfe. Zu diesem Wunder kam
noch ein anders; dies, daß die Belagrer das
Herz hatten, die Belagerung fortzusezen, und
eine Ableitung des Wassers zu versuchen. Die
Geschichte hatte kein Beispiel, weder von ei-
nem solchen Hülfsmittel bei den Belagerten,
noch von einer solchen Hartnäkkigkeit bei den
Belagerern, aufzuweisen. Aber diese Hart-
näkkigkeit war vergeblich, und Leyden feiert

noch heut zu Tage jährlich den Tag seiner Befreiung. Man mus nicht vergessen, daß sich die Einwohner, bei dieser Belagerung, der Tauben bedienten, um dem Prinzen von Oranien Nachrichten zu geben; welches in Asien ein gemeiner Gebrauch ist.

Wie stand es denn um die weise und so sehr gerühmte Regierung Philipp des II., wenn man sieht, wie grade zu derselben Zeit 1576.
seine Truppen, aus Mangel der Besoldung, sich empören, und die Stadt Antwerpen plündern? Wie alle Niederländische Provinzen, ohne ihn, und seinen Gouverneur zu fragen, mit den Aufrührern einen Friedenstraktat schliessen, eine Amnestie bekannt machen, die Gefangnen zurükliefern, Festungen schleifen, und den Befel geben, die berüchtigte Bildsäule des Herzogs von Alba niederzureissen, dieses Siegszeichen, das sein Stolz seiner Grausamkeit hatte errichten lassen, und das noch in der Citadelle von Antwerpen stand, die in des Königs Händen war?

Nach dem Tode des Groskommandeurs Requesens schikte Philipp, welcher wohl den Versuch hätte machen können, die Ruhe in den Niederlanden durch seine Gegenwart wieder her-

zustellen, seinen Bruder Don Juan von Oesterreich dahin, einen Prinzen, der sich durch den berühmten Sieg über die Türken bei Lepanto, und durch seinen ehrgeizigen Versuch, König von Tunis zu werden, in Europa einen grossen Namen gemacht hatte. Philipp liebte seinen Bruder Don Juan nicht; er fürchtete seinen Ruhm und mistraute seinen Anschlägen.

Indessen giebt er demselben wider Willen das Gouvernement der Niederlande, in der Hofnung, daß das Volk, welches Karl's des V. Blut und Tapferkeit liebte, zu seiner Pflicht zurükkehren würde. Er betrog sich. Der Prinz
1577. von Oranien ward in Brüssel als Gouverneur von Brabant anerkannt, sobald Don Juan die Stadt verlies, nachdem er als Gouverneur daselbst war eingeführt worden. Diese Ehre, die man Wilhelm dem Verschwiegnen erwies, war indessen Schuld daran, daß Braband und Flandern nicht frei wurden, wie die Holländer.

Es waren zu viel vorneme Herren in diesen beiden Provinzen. Sie wurden eifersüchtig auf den Prinzen von Oranien, und dieser Eifersucht hatte Spanien die Beibehaltung von zehn Provinzen zu danken. Sie berufen

den Erzherzog Matthias zum Gegengouverneur gegen Don Juan. Man hat Mühe, zu begreifen, daß ein Herzog von Oestreich, ein naher Verwandter Philipp's des II. und ein Katholik, sich, gegen das Haupt seiner Familie, an die Spize einer fast ganz protestantischen Partei stellte. Aber der Ehrgeiz verkennt diese Bande, und Philipp ward, weder vom Kaiser, noch vom Reiche, geliebt.

Nun trennt sich alles, und gerät in Verwirrung. Der von den Ständen zum Generallieutenant des Erzherzogs Matthias ernannte **Prinz von Oranien** wird notwendig der heimliche Nebenbuhler dieses Fürsten. Beide werden dem **Don Juan** entgegengesezt. Die Stände schaffen sich alle Drei vom Halse, und eine andre Partei, welche über die Stände sowohl, als über die drei Prinzen, misvergnügt ist, zerreisst das Vaterland. Die Stände machen völlige Gewissensfreiheit bekannt; aber 1578.
für die unheilbare Raserei der Faktionen war kein Mittel mehr. **Don Juan**, nachdem er einen unnüzen Sieg bei Gemblours erfochten, stirbt, mitten unter diesen Unruhen, in der 1578
Blüte seiner Jahre.

Diesem Sohne Karl's des V. folgt ein nicht minder berühmter Enkel, Alexander Farnese, Herzog von Parma, von mütterlicher Seite Karl's, und von väterlicher Seite des Pabstes Paul's des III. Abkömmling, und eben derselbe, der hernach nach Frankreich kam, um Paris zu befreien, und gegen Heinrich den Grossen zu fechten. Die Geschichte kennt keinen grössern Krieger, als ihn; aber er konnte weder die Gründung der sieben vereinigten Provinzen, noch die Fortschritte dieses, vor seinen Augen aufkeimenden, Freistaats, verhindern.

Den 29sten Januar 1579.

Diese sieben Provinzen, welche wir heut zu Tage mit dem allgemeinen Namen Holland belegen, schliessen, durch die Bemühungen des Prinzen von Oranien, die Union, die so zerbrechlich scheint, und so dauerhaft geblieben ist, von sieben Provinzen, deren eine immer von der andern unabhängig ist, die immer ein verschiednes Interesse haben, und immer, durch das grosse Interesse der gemeinschaftlichen Freiheit, so genau und fest verbunden sind, als das Bündel Pfeile, welches ihr Wapen und ihr Sinnbild ist.

Diese Union von Utrecht ist die Grundlage der Republik sowohl, als der Statthalterschaft. Wilhelm wird, unter dem Titel eines Generalkapitäns, Generaladmirals und Statthalters, zum Haupt der sieben Provinzen ernannt. Die zehn andern Provinzen, welche, mit Holland, hätten die mächtigste Republik auf Erden ausmachen können, treten den sieben kleinen vereinigten Provinzen nicht bei. Diese beschüzen sich selbst; Braband aber, Flandern, und die übrigen, verlangen einen auswärtigen Prinzen zu ihrem Beschüzer.

Der Erzherzog Matthias war ihnen unnüz geworden. Die Stände schikten diesen Sohn und Bruder von Kaisern, und der in der Folge selbst Kaiser ward, mit einem mässigen Jahrgehalte, zurük. Sie lassen den Herzog Franz von Anjou, des Königs Heinrich's des III. von Frankreich Bruder, kommen, mit welchem sie schon seit langer Zeit in Unterhandlung standen. Alle diese Provinzen waren in vier Parteien getheilt, nemlich in die des Erzherzogs Matthias, der so schwach war, daß man ihn gehn lies; in die des Herzogs von Anjou, die sehr verderblich aus-

schlug; in die des Herzogs von Parma, der nichts auf seiner Seite hatte, als einige vorneme Herren, und seine Armee, und endlich doch dem Könige von Spanien zehn Provinzen rettete; und in die des Prinzen von Oranien, Wilhelm's von Nassau, der ihm sieben Provinzen auf immer entris.

Zu eben der Zeit erklärte Philipp, der
1580. immer ruhig zu Madrid sas, den Prinzen von Oranien für vogelfrei, und sezte einen Preis von fünfundzwanzigtausend Thalern auf seinen Kopf. Diese, seit dem Triumvirat, unerhörte Methode, Meuchelmord zu gebieten, war in Frankreich gegen den Admiral von Coligni, Wilhelm's Schwiegervater, angewendet worden, für dessen Blut man funfzigtausend Thaler geboten hatte. Philipp, der besser bezalen konnte, taxirte das Blut des Prinzen, seines Eidams, nur halb so hoch.

Wie gros war nicht das Vorurtheil, das damals noch herrschte! In seinem Proskriptionsedikt gesteht der König von Spanien, daß er seinen den Niederländern gethanen Eid gebrochen, und sagt, der Pabst hätte ihn dieses Eides entbunden. Glaubte er

viel-

vielleicht, daß dieser Grund einen tiefen Eindruk auf die Gemüter der Katholiken machen würde? Aber wie sehr musste er nicht die Protestanten aufbringen, und in ihrem Abfall bestärken?

Wilhelm's Antwort ist eins der schönsten Denkmäler in der Geschichte. Aus Philipp's Unterthan, der er gewesen war, wird er seines Gleichen, sobald ein Preis auf sein Leben gesezt ist. Man sieht in seiner Vertheidigungsschrift einen Prinzen aus einem nicht minder alten, nicht minder berühmt gewesnen Kaiserlichen Hause, als das Haus Oestreich, einen Statthalter, der sich, vor dem Richterstuhl aller Höfe und aller Menschen, zum Ankläger des mächtigsten Königs von Europa aufwirft. Noch ist er dem Könige Philipp auch darin überlegen, daß er, da er denselben ebenfalls für vogelfrei erklären konnte, diese Rache verabscheut, und seine Sicherheit blos von seinem Degen erwartet.

Philipp war grade zu dieser Zeit furchtbarer, als jemals; denn er bemächtigte sich des Königreichs Portugal, ohne aus seinem Kabinette zu kommen, und glaubte, die vereinigten Provinzen eben so zu unterwerfen. Wilhelm

hatte von einer Seite die Meuchelmörder, und von der andern einen neuen Herrn in der Person des Herzogs von Anjou, Bruders des Königs Heinrich's des III., zu fürchten, der in den Niederlanden angekommen, und von dem Volke, als Herzog von Braband, und Graf von Flandern, anerkannt worden war. Er ward auch bald von dem Herzog von Anjou, wie von dem Erzherzog Matthias, geschlagen. Dieser Herzog wollte unumschränkter Herr eines Landes sein, das ihn zu seinem Beschüzer gewählt hatte.

Es hat von jeher Verschwörungen gegen die
1580. Fürsten gegeben; dieser Fürst machte eine gegen das Volk. Er wollte Antwerpen, Brügge, und andre Städte, zu deren Beschüzung er gekommen war, zu gleicher Zeit überfallen. Funfzehnhundert Franzosen blieben bei dem fruchtlosen Ueberfall von Antwerpen, und auch bei den übrigen festen Pläzen schlugen seine Maasregeln fehl. Von der einen Seite drängte ihn Alexander Farnese, von der andern hasste ihn das Volk; er zog sich also nach Frankreich zurük, und lies den Herzog von Parma, und den Prinzen von Oranien, sich um die Niederlande streiten, welche der berühmteste Kriegs-

schauplaz in Europa wurden, und eine Militär-schule, in welcher die angehenden Helden aller Länder ihre Lehrjahre überstanden.

Meuchelmörder rächten endlich den König von Spanien an dem Prinzen von Oranien. Ein Franzose, Namens Salcede, fädelte seinen Tod ein. Jaurigui, ein Spanier, verwundete ihn in Antwerpen mit einem Pisto- 1583
lenschus. Endlich ermordete ihn Balthasar 1584
Gerard, aus der Franche Comté, in Delft vor den Augen seiner Gemalin, die also ihren zweiten Gemal umkommen sah, nachdem sie den ersten, so wie ihren Vater, den Admiral, bei der Pariser Bluthochzeit, verloren hatte. Nicht die Begierde, die von Philipp verheissnen fünfundzwanzigtausend Thaler zu verdienen, sondern blosser Religionsenthusiasmus, bewirkte den Meuchelmord an dem Prinzen von Oranien. Der Jesuit Strada berichtet, daß Gerard noch auf der Folter beständig behauptete: er wäre von einem göttlichen Antriebe zu dieser That hingerissen worden. Er sezt noch ausdrüklich hinzu: Jaurigni hätte zuvor den Mord des Prinzen von Oranien nicht eher unternommen, als bis er, zu den Füssen eines

Dominikaners, seine Seele durch die Beichte gereinigt, und durch Empfangung des göttlichen Brods gestärkt hätte.

Dies Verbrechen fällt den damaligen Zeiten zur Last. Die Wiedertäufer hatten den Anfang gemacht. Ein Weib in Teutschland hatte bei der Belagerung von Münster die Judit nachahmen wollen. Sie ging aus der Stadt, in der Absicht, bei dem Bischofe, der die Stadt belagerte, zu schlafen, und ihn in seinem Bette zu ermorden. Poltrot de Meré hatte den Herzog Franz von Guise, aus den nemlichen Grundsäzen, gemeuchelmordet. Das Gemezel in der Bartholomäusnacht hatte diesen Abscheulichkeiten die Krone aufgesezt. Der nemliche Geist machte in der Folge das Blut Heinrich's des III. und Heinrich's des IV. fliessen, und wirkte die Pulververschwörung in England.

Die aus der heiligen Schrift gezognen Beispiele, welche anfänglich von den Reformirten, oder Neuerern, und hernach nur gar zu oft von den Katholiken, gepredigt wurden, wirkten heftig auf schwache und dabei wilde Gemüter, welche Gottes Stimme zu hören glaubten, die

ihnen den Todtschlag anbefal. Ihre blinde Wut lies sie nicht einsehn, daß, wenn Gott im alten Testament Blut forderte, man diesem Befel nicht anders gehorchen konnte, als wenn Gott selbst vom Himmel herabkam, um mit eignem Munde, klar und deutlich, seine Urtheilssprüche über das Leben der Menschen, worüber er Herr ist, bekannt zu machen. Und wer weis noch, ob Gott nicht mehr Wohlgefallen gehabt hätte an denen, die seiner Barmherzigkeit Gegenvorstellungen gethan, als an denen, die seiner Gerechtigkeit gehorcht hätten.

Philipp der II. war sehr vergnügt über den Meuchelmord. Er belohnte Gerard's Familie, und bewilligte derselben eben solchen Adelsbrief, als Karl der VII. der Familie des Mädchens von Orleans ertheilte, vermöge dessen der Adel sich von mütterlicher Seite fortpflanzte. Alle Nachkommen der Schwester des Meuchelmörders Gerard genossen dieses seltsame Privilegium bis zu der Zeit, da Ludwig der XIV. sich der Franche-Comté bemächtigte. Nun ward ihnen eine Ehre streitig gemacht, welche die vornemsten Häuser in Frankreich nicht haben, und deren man sogar die Brüder der Jeanne d'Arc beraubt hatte. Die Familie

Gerard ward mit Steuern belegt. Sie war so dreist, ihren Adelsbrief dem Intendanten der Provinz, Herrn von Vanolles, vorzuzeigen. Er trat ihn mit Füssen, das Verbrechen hörte auf, geehrt zu sein, und die Familie blieb bürgerlich.

Als Wilhelm der Verschwiegne ermordet ward, stand er auf dem Punkt, zum Grafen von Holland erklärt zu werden. Die Bedingungen dieser neuen Würde waren schon von allen Städten, Amsterdam und Gouda ausgenommen, festgesezt worden. Man sieht daraus, daß er für sich eben so sehr gearbeitet hatte, als für die Republik.

Sein Sohn Moriz konnte auf diese Fürstliche Würde keinen Anspruch machen; aber die sieben Provinzen ernannten ihn zum Statthalter, und er befestigte das von seinem Vater gegründete Gebäude der Freiheit. Er war es wehrt, sich mit einem Alexander Farneſe zu messen. Diese beiden grossen Männer verewigten sich auf diesem eingeschränkten Kriegsschauplaz, wo jeder kriegrische Auftritt die Blikke aller Nationen auf sich zog. Wenn der Herzog Farneſe von Parma auch sonst durch
1584. nichts berühmt wäre, als durch die Belagerung

von Antwerpen, so würde er doch unter die grössten Feldherren gezält werden. Die Antwerper vertheidigten sich, wie ehmals die Tyrier, und er nam diesen Plaz ein, wie Alexander, dessen Namen er führte, ehmals die Stadt Tyrus eingenommen hatte. Er lies nemlich durch den tiefen und reissenden Scheldestrom einen Damm schütten, und erneuerte dadurch ein Beispiel, dem auch der Kardinal Richelieu, bei der Belagrung von Rochelle, folgte.

Die neue Republik sahe sich genötigt, die Königin Elisabet von England um Beistand anzusprechen. Diese schikte ihr viertausend Soldaten unter dem Grafen von Leicester. Das war damals genug. In dem Grafen von Leicester hatte Moriz eine Zeitlang einen Obern, wie sein Vater im Herzoge von Anjou, und im Erzherzoge Matthias, gehabt hatte. Leicester nam den Titel und Rang eines Generalgouverneurs an, welchem aber seine Königin bald widersprach. In seine Statthalterschaft der sieben vereinigten Provinzen gestattete Moriz keinen Eingrif; glüklich, wenn es ihm nie eingefallen wäre, weiter zu gehn!

Dieser ganze so langwierige und so abwechselnde Krieg konnte dem Könige Philipp dem II. am Ende weder die sieben Provinzen wieder verschaffen, noch ihm die übrigen nemen. Die Republik ward mit jedem Tage furchtbarer auf dem Meere, so daß sie zur Zerstörung der so genannten unüberwindlichen Flotte Philipp's des II. nicht wenig beitrug. Dieses Volk glich, in einem Zeitraume von mehr als vierzig Jahren, den Lacedämoniern, welche immer den grossen König zurüktrieben. Sitten, Einfalt und Gleichheit der Stände waren in Amsterdam die nemlichen, wie in Sparta, und die Mässigkeit noch grösser. Diese Provinzen hatten noch etwas Aehnliches mit dem ersten Weltalter.

Jeder Friesländer, der nur einige Kenntnis hat, weis, daß man damals in Friesland von Schlüsseln und Schlössern nichts wusste. Man besas nichts, als das blos Notdürftige; und dieses zu verschliessen, war der Mühe nicht wehrt. Seine Landsleute fürchtete man nicht, und Heerden und Getraide vertheidigte man gegen den Feind. Die Häuser in allen diesen am Meer gelegnen Provinzen waren blosse Hütten, wo Reinlichkeit der ganze Zierrat war. Die

gab es ein Volk, welches weniger Sinn für Feinheit und Nettigkeit in Werken der Kunst oder für Luxus gehabt hätte. Als Louise von Coligni nach dem Haag kam, um sich mit dem Prinzen Wilhelm zu vermälen, schikte man ihr einen unbedekten Postwagen entgegen, in welchem sie auf einem hölzernen Brett sas. Aber noch vor Morizen's Tode, und zu Friedrich Heinrich's Zeiten, ward der Haag, durch die zalreiche Gegenwart von Prinzen, Kaufleuten, und Offizieren, ein angenemer Aufenthalt. Durch den Handel allein ward Amsterdam eine der blühendsten Städte auf Erden, und die umliegenden guten Weiden machten die Landleute reich.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Verfolg der Regierung Philipp's des II. Unglük des Königs Dom Sebastian von Portugal.

Es schien damals, als würde der König von Spanien das Haus Nassau, und die aufkeimende Republik, unter dem Gewichte seiner Macht zerschmettern. Er hatte zwar in Afrika die Souveränität über Tunis verloren,

nebst dem Hafen Goletta, wo ehmals Karthago stand; aber ein König von Fez und Marokko, der sich mit seinem Oheim um das Königreich stritt, hatte schon im Jahre 1577 Philippen Tribut zu geben sich erboten. Philipp schlug es aus, und diese Weigerung erwarb ihm die Krone von Portugal. Der Afrikanische Monarch ging selbst hin, und bat den König Dom Sebastian von Portugal fusfällig um Beistand.

Dieser junge Fürst, des grossen Emanuel's Urenkel, brannte vor Begierde, sich in diesem Welttheile hervorzuthun, wo seine Vorältern so viele Erobrungen gemacht hatten. Das Sonderbarste ist, daß, da er von seinem mütterlichen Oheim Philipp, dessen Eidam er werden sollte, keinen Beistand erhielt, ihm der Prinz von Oranien, der damals selbst Mühe hatte, sich in Flandern zu halten, zwölfhundert Mann zu Hülfe schikte. Dieser für die allgemeine Geschichte geringfügige Umstand zeigt die Seelengrösse des Prinzen von Oranien, aber auch zugleich das entschlossenste Bestreben, Philippen überall Feinde zu machen.

Dom Sebastian landet mit beinahe achthundert Fahrzeugen, in dem Königreiche Fes, und zwar in der von seinen Vorältern erobersten Stadt Arzilla. Seine Armee bestand aus funfzehntausend Mann Infanterie; aber er hatte nicht tausend Pferde. Wahrscheinlicherweise ist diese kleine Anzal Kavallerie, die mit der furchtbaren Kavallerie der Mauren in so ungleichem Verhältnisse stand, Schuld daran, daß alle Geschichtschreiber ihn als einen Wagehals verschrieen haben; aber was für Lobsprüche würden ihm ertönen, wär' er glüklich gewesen! Er ward von Molukko, dem alten Souverän von Marokko, geschlagen. Drei Könige verloren in dieser Schlacht das Leben; die beiden Mauriſchen Könige, Oheim und Neffe, und Dom Sebastian. Den 4ten August 1578.

Das Lebensende des alten Königs Molukko ist eins der schönsten, dessen die Geschichte Erwähnung thut. Er litt schon lange an einer schweren Krankheit; mitten in der Schlacht fühlte er, daß seine Kräfte ihn verliessen; gab ruhig seine lezten Befele, und starb, indem er den Finger auf seinen Mund legte, um seinen Hauptleuten zu verstehn zu geben, daß seine Soldaten seinen Tod noch

nicht wissen müssten. Es ist nicht möglich, eine so grosse Handlung mit mehr Simplicität zu verrichten. Von der geschlagnen Armee kam kein Mann zurük. Diese ausserordentliche Schlacht hatte eine Folge, die nicht minder ausserordentlich war. Man sah zum erstenmal einen Kardinal, Priester und König. Dies war der siebzigjährige Dom Heinrich, des grossen Emanuel's Sohn, und Sebastian's Grosoheim. Er bekam Portugal mit völligem Rechte.

Philipp sezte sich gleich in Bereitschaft, ihm zu succedtren, und damit bei dieser Begebenheit alles sonderbar sein möchte, trat der Pabst Gregor der XIII. in die Reihe der Mitwerber, und behauptete, daß Portugal, bei Ermanglung der Erben in grader Linie, dem heiligen Stuhl zugehörte, und zwar aus der Ursach, wie er sagte, weil Alexander der III. ehmals den Grafen Alphons zum Könige gemacht, und dieser sich für einen Lehnsmann von Rom anerkannt hätte. Das war eine seltsame Ursach!

Dieser Pabst Gregor der XIII., Buoncompagno, hatte die Absicht, oder vielmehr den flüchtigen Einfall, seinem Bastard Buon-

compagno ein Königreich zu geben, zu deſſen Gunſten er die Länder des Kirchenſtaats nicht zerſtükkeln wollte, wie viele ſeiner Vorgänger gethan hatten. Er hatte anfänglich gehoft, ſein Sohn würde das Königreich Irland bekommen, weil Philipp der II. in dieſer Inſel Unruhen nährte, ſo wie Eliſabet das in den Niederlanden ausgebrochne Feuer anfachte. Da Ireland auch von den Päbſten war vergeben worden, ſo ſollt' es auch an ſie, oder ihre Kinder zurükfallen, weil die Souveränin von Ireland exkommunizirt war. Dieſes Vorhaben ſcheiterte. Der Pabſt erhielt zwar von Philippen einige Schiffe, und einige Spanier, welche mit Italieniſchen Truppen, unter Päbſtlicher Flagge, in Ireland landeten; ſie wurden aber alle niedergemacht, und die Irelander ihrer Partei wurden aufgehängt. Gregor der XIII. warf alſo ſeine Augen auf Portugal. Er hatte aber mit Philipp dem II. zu thun, der beſſre Rechte hatte, wie er, und beſſre Mittel, ſie durchzuſezen.

Der alte Kardinalkönig regierte blos, um vor ſeinen Augen den Proces ausführen zu ſehn, wer ſein Erbe ſein ſollte. Er ſtarb in 1580.

Kurzem. Ein Maltheserritter Antonio, Prior von Crato, wollte dem priesterlichen Könige succediren, dessen väterlicher Oheim er war, anstatt daß Philipp der II. nur sein Oheim von mütterlicher Seite war. Der Prior ward für einen Bastard gehalten, und gab sich für ein rechtmässiges Kind aus. Weder der der Prior, noch der Pabst gelangten zur Erbschaft.

Das Haus Braganza, welches gerechte Ansprüche zu haben schien, war damals so klug, oder auch so furchtsam, sie nicht gelten zu machen. Philipp bewies sein Recht mit zwanzigtausend Mann; gröſſrer Armeen bedurfte es damals nur selten. Der Prior, der sich mit einer Macht nicht widersezen konnte, wandte sich vergeblich um Beistand an den Grossultan. Um das Maas des Sonderbaren bei dieser Geschichte recht voll zu machen, fehlt' es nur noch daran, daß der Pabst den Türken um Hülfe gebeten hätte, um König von Portugal zu werden.

Philipp führte den Krieg niemals durch sich selbst; er eroberte Portugal aus seinem Kabinette. Der alte Herzog von Alba, der, nach seinen langen Diensten, seit zwei Jahren in

der Verbannung lebte, und zurükgerufen ward, wie man einen alten Kettenhund noch einmal zur Heze losläſſt, ſchlug, am Ende ſeiner blutigen Laufbahn, zweimal die kleine Armee des Priors, welcher, von aller Welt verlaſſen, lange in ſeinem Vaterlande umher irrte.

Nun kam Philipp nach Liſſabon, und verhies demjenigen achtzigtauſend Dukaten, der den Dom Antonio ausliefern würde; denn Proſkriptionen waren ſeine gewöhnliche Waffen.

Der Prior von Crato flüchtete endlich 1581.
nach England mit einigen Gefährten ſeines Unglüks, welche, zerlumpt, wie er, und von allen Notwendigkeiten entblöſſt, ihn knieend bedienten. Dieſe von den Teutſchen Kaiſern, die auf Karl's des Groſſen Familie folgten, eingeführte Gewohnheit ward in Spanien angenommen, als der König Alphons der X. von Kaſtilien, im dreizehnten Jahrhunderte, war zum Kaiſer erwählt worden. Die Könige von England ſind dieſem Beiſpiel gefolgt, welches der trozigen Freiheit der Nation zu widerſprechen ſcheint. Die Könige von Frankreich haben ſich darüber weggeſezt, und ſich mit der wirklichen Gewalt begnügt. In Polen wurden

die Könige an Ceremonieltagen eben so bedient, und sind darum nicht souveräner.

Elisabet war nicht im Stande, für den Prior von Crato Krieg zu führen. Als Philipp's unversöhnliche, aber nicht erklärte, Feindin lies sie sich äusserst angelegen sein, ihm entgegenzuarbeiten, und ihm heimlich Feinde zu machen: und da sie sich in England nicht anders halten konnte, als durch die Gunst des Volks, diese aber nicht anders beizubehalten vermochte, als wenn sie keine neue Auflagen forderte, so war sie nicht im Stande, Krieg gegen Spanien anzufangen.

Dom Antonio wendet sich also an den König von Frankreich. Das Konseil Heinrich's des III. stand mit Philipp dem II. auf eben dem Fusse der Eifersucht und der Furcht, wie das Konseil von England. Es war kein erklärter Krieg vorhanden, aber eine alte Feindschaft, ein beständiger Hang, sich wechselseitig zu schaden, und Heinrich der III. war immer gewissermaassen im Gedränge zwischen den Hugenotten, welche einen Staat im Staate ausmachten, und Philipp dem II., der ein Gleiches thun wollte, indem er den Katholiken seinen gefärlichen Schuz ohn' Unterlas anbot.

Katha-

Katharine de Medicis hatte fast eben so schimärische Ansprüche auf Portugal, als der Pabst. Dom Antonio schmeichelte diesen Ansprüchen dadurch, daß er einen Theil des Königreichs verhies, das er nicht wieder zu erwerben vermochte, wenigstens die Azorischen Inseln, wo er einen starken Anhang hatte, und erhielt, durch Katharinen's Einflus, eine beträchtliche Hülfe. Man gab ihm sechszig kleine Schiffe, und ungefähr sechstausend Mann, grösstentheils Hugenotten, die man mit Vergnügen auswärts beschäftigt sah, und die sich noch mehr freuten, daß sie gegen die Spanier fechten sollten. Die Franzosen, und besonders die Kalvinisten, suchten überall Krieg. Sie folgten damals haufenweise dem Herzog von Anjou, um ihm in Flandern festen Fus zu verschaffen, und schifften sich mit Freuden ein, für Dom Antonio in Portugal ein Gleiches zu unternemen. Man fing mit der Eroberung einer Insel an; bald aber erschien die Spanische Flotte, 1583. welche, wegen Grösse der Schiffe, und Anzal der Bemannung, der Französischen in allen Stükken überlegen war.

Funfzig Gallionen waren von zwölf Ruder-galeeren begleitet. Dies ist das erstemal, daß

man Galeeren auf dem Weltmeere sah, und es war zu bewundern, daß man dieselben, sechshundert Meilen weit, in diese fremde Gewässer hineingebracht hatte. Als Ludwig der XIV., lange nachher, einige Galeeren in den Ocean schikte, ward diese Unternemung für die erste in ihrer Art gehalten, und war es gleichwohl nicht; aber sie war gefahrvoller, als Philipp's Unternemung, weil das Brittische Meer stürmischer ist, als das Atlantische.

Diese Seeschlacht war die erste in diesem Theile der Welt. Die Spanier siegten, und misbrauchten ihren Sieg. Der Marquis de Santa Cruz, der Philipp's Flotte kommandirte, lies fast alle Gefangne von Henkers Händen hinrichten, unter dem Vorwande, daß zwischen Frankreich und Spanien kein Krieg erklärt wäre, und er sie also als Seeräuber behandeln müsste. Dom Antonio, der sich glüklicherweise mit der Flucht rettete, ging nach Frankreich, um sich daselbst knieend bedienen zu lassen, und in der äussersten Armut zu sterben.

Philipp sahe sich nun nicht allein im Besiz von Portugal, sondern auch von allen grossen Kolonieen, welche diese Nation in beiden Indien angelegt hatte. Er erstrekte seine Herr-

schaft bis an das Ende von Amerika und Asien; aber Holland konnt' er nicht überwältigen.

Eine Gesandschaft von vier Königen aus Ja- 1584.
pan schien damals dieser überwiegenden Grösse das lezte Siegel aufzudrükken, die ihn als den ersten Monarchen von Europa darstellte. Die Christliche Religion machte grosse Fortschritte in Japan, und die Spanier konnten sich schmeicheln, ihre Macht daselbst eben so auszubreiten, und zu befestigen, als ihre Religion.

Philipp's Geschäft in der Christenheit war, es mit dem Pabst, als Oberlehnsherrn seines Königreichs Neapel, nicht zu verderben; die Uneinigkeit in Frankreich zu nähren, welches ihm durch die Ligue, und durch seine Schäze, gelang, Holland zu unterwerfen, und hauptsächlich England zu zerrütten. Er spannte alle diese Triebfedern zugleich an, und die Ausrüstung seiner sogenannten unüberwindlichen Flotte zeigte bald, daß seine Absicht mehr dahin ging, England zu erobern, als es zu beunruhigen.

Die Königin Elisabet gab ihm Bewegungsgründe dazu genug an die Hand. Sie unterstüzte öffentlich die Konföderirten in den Niederlanden. Franz Drake, damals ein bloßer

Kaper, hatte verschiedne Spanische Besizungen in Amerika geplündert, war durch die Magellanische Meerenge gegangen, und, im Jahre 1580, mit Beute beladen, nach London zurükgekommen, nachdem er die ganze Welt umsegelt hatte.

Ein weit wichtigerer Vorwand war die Gefangenschaft der Königin Marie Stuart von Schottland, welche, wider das Völkerrecht, seit achtzehn Jahren, gefangen gehalten ward. Sie hatte alle Katholiken der Insel auf ihrer Seite. Ihr Recht auf England schien sehr gegründet zu sein, denn sie leitete es von Heinrich dem VII. her, und zwar durch eine Geburt, deren Rechtmässigkeit nicht streitig gemacht werden konnte, wie es bei der Geburt der Elisabet der Fall war. Philipp konnte den leeren Titel eines Königs von England, den er geführt hatte, für sich selbst gelten machen, und endlich musste die Unternemung, die Königin Marie zu befreien, notwendig den Pabst, und alle Katholiken von Europa, auf seine Seite bringen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Angrif auf England, womit Philipp der II. umging. Von der unüberwindlichen Flotte. Von der Gewalt Philipp's des II. in Frankreich. Untersuchung des Todes des Don Carlos, u. s. w.

In dieser Absicht rüstet Philipp die ungeheure Flotte aus, welche von einer andern Kriegsrüstung in Flandern, und durch die Empörung der Katholiken in England unterstüzt werden sollte. Dies stürzte die Königin Marie Stuart, und brachte ihr, statt der Befreiung, das Schavott zuwege. Es blieb nun Philipp dem II. nichts weiter übrig, als sie dadurch zu rächen, daß er England für sich selbst nam, wornach er Holland schon im Geiste unterworfen und gestraft sahe. 1587.

Alles Gold von Peru war zu allen diesen Anstalten nötig gewesen. Die unüberwindliche Flotte läuft, hundertundfunfzig grosse Schiffe stark, mit zwanzigtausend Mann, beinahe dreitausend Kanonen, und siebentausend Mann Schifsvolk, welches bei Gelegenheit auch fechten konnte, aus dem Hafen von Lissabon aus. Eine von dem Herzoge von Parma in Den 7ten Junii 1588.

Flandern zusammengebrachte Armee von dreissig-tausend Mann, erwartet nur einen Wink, um auf den schon fertig liegenden Transportschiffen nach England überzugehn, und sich mit Philipp's Seesoldaten zu vereinigen. Die Englischen Schiffe, die weit kleiner waren, als die Spanischen, sollten dem Stosse dieser schwimmenden Festungen nicht widerstehn, deren einige unterm Wasser drei Fus dikke Wände hatten, wo keine Kanonenkugel durchgehn konnte.

Indessen schlugen alle diese so klüglich berechnete Maasregeln fehl. Hundert Englische Schiffe, so klein sie auch waren, halten bald diese furchtbare Flotte auf, nemen etliche Spanische Schiffe weg, und zerstreuen den Ueberrest mit acht Brandern. Sturm und Ungewitter kommen hernach den Engländern zu Hülfe. Die Unüberwindliche steht in Begrif, an den Küsten von Seeland zu scheitern. Die Armee des Herzogs von Parma, die nicht anders, als unter Begünstigung der Spanischen Flotte unter Segel gehen konnte, bleibt unthätig. Philipp's Schiffe, von den Engländern und von den Sturmwinden überwunden, flüchten in die Nordischen Gewässer. Einige waren an den Seeländischen Küsten gestrandet, andere scheitern

an den Felsen der Orkadischen Inseln, und an den Küsten von Schottland, noch andre leiden Schifbruch bei Ireland. Die der Wut des Meeres entgangnen Soldaten und Matrosen werden daselbst von den Bauern todtgeschlagen, und der Vicekönig von Ireland dachte barbarisch genug, den Ueberrest derselben aufhängen zu lassen. Kurz, es kamen nicht mehr, als funfzig, Schiffe nach Spanien zurük, und von ungefähr dreissigtausend Menschen, welche am Bord der Flotte gewesen waren, liessen die Schifbrüche, nebst den Kanonen und dem Schwerte der Engländer, und Verwundungen und Krankheiten, nicht sechstausend in ihr Vaterland zurükkehren.

Es herrscht noch jezt in England ein sonderbares Vorurtheil in Ansehung dieser unüberwindlichen Flotte. Es giebt dort wenig Kaufleute, die nicht ihren Lehrlingen oft vorsagen, daß ein Kaufmann, Namens Gresham, das Vaterland dadurch rettete, daß er die Ausrüstung der Spanischen Flotte zurükhielt, und die der Englischen Flotte beschleunigte. Das soll er folgendergestalt in's Werk gesezt haben. Das Spanische Ministerium schikte Wechselbriefe nach Genua, um die Ausrüstungen in den Spanischen Häfen zu bezalen. Gresham, der wichtigste

Kaufmann in England, zog zu gleicher Zeit auf Genua, und bedrohte seine Korrespondenten, nie wieder mit ihnen Geschäfte zu machen, wenn sie die Spanischen Papiere den seinigen vorzögen. Die Genueser waren zwischen einem wichtigen Englischen Kaufmann, und einem blossen Könige von Spanien, keinen Augenblik unschlüssig. Der Kaufmann zog alles Geld aus Genua, so daß für Philipp den II. nichts übrig blieb, und seine Ausrüstung sechs Monate lang verzögert ward.

Dieses lächerliche Märchen wird in zwanzig Büchern wiederholt; es ist sogar öffentlich auf den Schaubühnen von London angeführt worden; aber vernünftige Geschichtschreiber haben sich nie zu dieser abgeschmakten Fabel herabgelassen. Jedes Volk hat seine eigne, von der Eigenliebe erfundne, Fabeln; und es wäre ein Glük für das menschliche Geschlecht, wenn dasselbe nie mit abgeschmaktern und gefärlichern Märchen wäre eingewiegt worden.

Die rüstige Armee von dreissigtausend Mann, welche der Herzog von Parma beisammen hatte, diente eben so wenig dazu, Holland zu unterwerfen, als die unüberwindliche Flotte dazu gedient hatte, England zu er-

bern. Holland, welches sich, durch seine Kanäle, durch seine Deiche, durch seine schmale Dämme, und noch mehr durch ein Volk, das seine Freiheit abgöttisch verehrte, und unter den Prinzen von Oranien ein kriegrisches Volk geworden war, so leicht vertheidigen konnte, hätte sich, gegen eine weit furchtbarere Armee, halten können.

Philipp der II. allein konnte, nach einer so grossen Widerwärtigkeit, noch furchtbar bleiben. Amerika und Asien lieferten ihm alles im Ueberflus, womit er seine Nachbarn zittern machen konnte; und nachdem ihm England entschlüpft war, stand er im Begrif, aus Frankreich eine seiner Provinzen zu machen.

In der nemlichen Zeit, da er Portugal eroberte, den Krieg in Flandern fortsezte, und England angrif, munterte er in Frankreich die sogenannte heilige Ligue auf, welche den Thron umstürzte, und den Staat zerris; und dadurch, daß er selbst in dieser von ihm beschüzten Ligue Uneinigkeit stiftete, war er dreimal nahe dran, unter dem Titel Protektor, und mit der Gewalt, alle Bedienungen zu vergeben, als Souverän von Frankreich anerkannt zu werden. Seine Tochter, die Infantin Eugenie, sollte,

unter seinen Befelen, Königin sein, und ihrem künftigen Gemal die Französische Krone zum Heuratsgut mitbringen. Diesen Vorschlag that die Faktion der Sechszehn, gleich im Jahre 1589 nach der Ermordung Heinrich's des III.

Der Herzog von Mayenne, als Oberhaupt der Ligue, konnte diesen Vorschlag nicht anders ablehnen, als daß er sagte, da die Ligue ein Werk der Religiou wäre, so könnte der Titel eines Protektors von Frankreich Niemanden zukommen, als dem Pabst. Philipp's Gesandter in Frankreich trieb diese Unterhandlung sehr weit, ehe sich die Stände zu Paris, im Jahre 1593, versammelten. Man ratschlagte lange über die Mittel, das Salische Gesez abzuschaffen, und endlich ward die Infantin den Ständen zu Paris zur Königin vorgeschlagen.

Philipp gewöhnte die Franzosen nach und nach daran, von ihm abzuhängen; denn von der einen Seite schikte er der Ligue Beihülfe genug, um sie vor dem Untergang zu sichern, aber nicht genug, um sie unabhängig zu machen; von der andern Seite brachte er seinen Eidam Karl Emanuel von Savoyen gegen Frankreich

in die Waffen. Er besoldete ihm Truppen, und half ihm, sich von dem Parlamente der Provence zum Protektor anerkennen zu lassen, damit Frankreich, durch dieses Beispiel zahm gemacht, Philipp den II. zum Protektor des ganzen Königreichs anerkennen möchte.

Es war wahrscheinlich, daß Frankreich dazu würde genötigt werden. Sein Gesandter regierte wirklich in Paris, weil er Jahrgelder mit vollen Händen austheilen konnte. Die Sorbonne, und alle geistliche Orden, waren auf seiner Seite. Seine Absicht war nicht, Frankreich zu erobern, wie Portugal; sondern es zu zwingen, daß es ihn bäte, es zu beherrschen.

In dieser Absicht schikt er den Alexander 1590.
Farnese aus den Niederlanden der Stadt Paris zu Hülfe, welche Heinrich der IV. mit seinen siegreichen Waffen bedrängte; und in eben der Absicht ruft er ihn wieder zurük, nachdem er, durch seine kluge Märsche, die Hauptstadt des Königreichs, ohne Schwertstreich, befreit hatte. Hernach, als Heinrich der IV. Rouen belagert, schikt er eben diesen Herzog von Parma wieder hin, und lässt die Stadt entsezen.

Wunderbar genug war es, daß zu eben die- 1591.
ser Zeit, da Philipp der II. mächtig genug war,

auf diese Weise das Schikſal des Krieges in Frankreich zu entſcheiden, der Prinz Moriz von Oranien, und die Holländer, auch mächtig genug waren, ſich dagegen zu ſezen, und Heinrich dem IV. Hülfe zu ſchikken; ſie, die zehn Jahr vorher nur als unbedeutende Europäer betrachtet wurden, welche der Todesſtrafe nicht entgehn könnten. Sie ſchikten dem Könige von Frankreich dreitauſend Mann; aber der Herzog von Parma entſezte nichts deſtoweniger Rouen, wie er Paris entſezt hatte.

Nun rief ihn Philipp abermals ab; und indem er der Ligue auf dieſe Weiſe bald ſeine Hülfe gab, bald wieder entzog, immer aber ſich notwendig machte, ſtellt er von allen Seiten, auf den Grenzen ſowohl als im Innern des Königreichs, ſeine Neze aus, damit dieſes zerrüttete Land der unvermeidlichen Schlinge ſeiner Beherrſchung nicht entgehn ſollte. Er hatte ſich ſchon durch die Waffen eines groſſen Theils von Bretagne bemeiſtert. Sein Eidam, der **Herzog von Savoyen**, ſas in der Provence, und in einem Theile des Delphinats, feſt. Der Weg von Arras nach Paris, und von Fuenterabia bis an die Loire, war für die Spaniſchen Armeen immer offen. Philipp war ſo feſt über-

zeugt, daß Frankreich ihm nicht entgehn könnte, daß er, in seinen Gesprächen mit dem von dem Herzog von Mayenne an ihn abgeschikten Präsidenten Jeannin, sich immer der Ausdrükke bediente: Meine Stadt Paris, meine Stadt Orleans, meine Stadt Rouen.

Der Römische Hof, der ihn fürchtete, war doch genöthigt, ihm beizustehn, und die Waffen der Religion kämpften ohn' Unterlas für ihn. Dies kostete ihm nichts, als die Verstellung, sich mit einem grossen Religionseifer zu brüsten. Unter dem Mantel dieses Eifers arbeitete er auch, zu eben dieser Zeit, an dem Untergange der Stadt Genf. Er lies schon im Jahre 1589 eine Armee unter dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen, seinem Eidam, marschiren, welche Genf, und das umliegende Land, zum Gehorsam bringen sollte. Aber arme, durch Freiheitsliebe über sich selbst erhabne, Völker waren immer die Klippe, woran dieser reiche und mächtige Monarch scheiterte.

Die Genfer, mit Hülfe der einzigen Kantone Zürich und Bern, und mit dreihundert Mann von Heinrich dem IV., hielten sich gegen die Schäze des Schwiegervaters, und gegen die Waffen des Eidgms. Eben diese Genfer be-

freiten, im Jahre 1602, ihre Stadt aus den Händen eben dieses Herzogs von Savoyen, der sie, mitten im Frieden überfallen und erstiegen hatte, und sie schon plündern lies. Sie hatten sogar die Dreistigkeit, diese Unternemung eines Souveräns, wie eine Räuberei, zu bestrafen, und dreizehn vorneme Offiziere aufhängen zu lassen, welche, weil sie nicht für Eroberer gelten konnten, wie nächtliche Räuber behandelt wurden.

Philipp führte also unablässig, ohne aus seinem Kabinet zu kommen, zu gleicher Zeit, den Krieg in den Niederlanden gegen den Prinzen Moriz, fast in allen Provinzen Frankreichs gegen Heinrich den IV. gegen Genf und die Schweiz, und zur See gegen die Engländer und Holländer. Was war die Frucht aller dieser weitaussehenden Unternemungen, welche das Reich so lange beunruhigten? Dadurch, daß
1593. Heinrich der IV. in die Messe ging, büsste Philipp der II. in Einer Viertelstunde Frankreich ein. Die Engländer, die durch ihn selbst zum Seekrieg gewöhnt, und eben so gute Seeleute geworden waren, als die Spanier, verheerten seine Besizungen in Amerika. Der Graf Essex verbrannte seine Gallionen, und seine Stadt

Kadiz. Zulezt, nachdem er Frankreich noch hart bedrängt hatte, nachdem Amiens durch Ueberrumpelung eingenommen, und durch Heinrich's des IV. Tapferkeit wieder erobert worden war, wurde Philipp genötigt, den Frieden von Vervins zu schliessen, und den, den er nie 1596,
anders genannt hatte, als den Fürsten von Bearn, für den König von Frankreich anzuerkennen.

Man mus vor allen Dingen bemerken, daß er, in diesem Frieden, Calais wieder herausgab, welches der Erzherzog Albrecht, als Gouverneur seiner Niederlande, während der Unruhen in Frankreich, eingenommen hatte, und daß man in dem Traktat der angeblichen Rechte der Königin Elisabet gar keine Erwähnung that. Sie bekam weder diese Stadt, noch die achtmalhunderttausend Thaler, die man ihr, aus dem Traktat von Chateau-Cambresis schuldig war.

Philipp's Macht glich damals einem grossen Strom, der wieder in sein Bett zurükgetreten ist, nachdem er weit und breit die Fluren überschwemmt hat. Philipp blieb der erste Potentat von Europa. Elisabet, und besonders Heinrich der IV. hatten mehr persönlichen Ruhm; aber Philipp behielt, bis zum lezten Augen-

blik, jenes grosse Uebergewicht, welches ihm die ungeheure Grösse seiner Länder und seiner Schäze gab. Dreitausend Millionen jeziger Livres, welche ihn seine despotische Grausamkeit in den Niederlanden, und sein Ehrgeiz in Frankreich, kostete, machten ihn nicht arm. Amerika und Ostindien waren immer unerschöpflich für ihn. Nur bereicherte sich Europa, wider seine Absicht, durch seine Schäze. Weil das, was er, durch seine Intriken, in England, Frankreich und Italien, verschwendete, und was ihm seine Kriegsrüstungen in den Niederlanden kosteten, die Reichthümer der Völker vermehrt hatte, die er unterjochen wollte, so stieg der Preis der Waaren überall doppelt so hoch, als vorher, und Europa bereicherte sich durch den Schaden, den er diesem Welttheil zuzufügen gedachte.

Er hatte ungefähr dreissig Millionen goldner Dukaten Einkünfte, ohne genöthigt zu sein, seinen Unterthanen neue Lasten aufzulegen. Dies war mehr, als alle Christliche Monarchen zusammengenommen hatten. Er konnte damit mehr als Ein Königreich kaufen, aber deshalb noch nicht erobern. Elisabet's Seelengrösse, und die Tapferkeit Heinrich's des IV. und der Prinzen von Oranien, triumphirten über seine

Schä-

Schäze, und über seine Ränke. Spanien aber, wenn man die Verheerung von Kadix ausnimmt, war zu seiner Zeit immer ruhig, und immer glüklich.

Die Spanier hatten eine entschiedne Ueberlegenheit über die andern Völker. Ihre Sprache ward zu Paris, Wien, Mailand und Turin, geredet; ihre Moden, und ihre Denk- und Schreibart, herrschten über die Gemüter der Italiener, und seit Karl'n dem V. bis zum Anfang der Regierung Philipp's des III. stand Spanien in einer Achtung, deren sich die andern Völker nicht rühmen konnten.

In der Zeit, daß er den Frieden mit Frankreich schlos, gab er seiner Tochter Klare Eugenie, die er nicht hatte zur Königin machen können, die Niederlande und die Franche-Comté zum Heuratsgut, unter dem Beding, daß sie, in Ermanglung der Erben, als ein Lehn an die Krone Spanien zurükfallen sollten.

Philipp starb bald nachher, einundsiebzig Jahr alt, in dem grossen Pallast Escurial, den er zu bauen angelobt hatte, wenn seine Generale die Schlacht bei Saint-Quentin gewännen; als wenn Gott was daran gelegen wäre, ob der Konnetable von Montmorenci, Den 17ten Sept. 1598.

oder Philibert von Savoyen, die Schlacht gewinnt, oder als wenn sich die Gunst des Himmels durch Gebäude erkaufen liesse.

Die Nachwelt hat diesen Fürsten unter die mächtigsten Könige gezält, aber nicht unter die grössten. Man nannte ihn den Dämon vom Mittage, weil er, von Spanien aus, welches Europa gegen Mittag liegt, alle andre Staaten beunruhigte.

Wenn man ihn, nachdem er auf dem Schauplaze der Regierung ist betrachtet worden, in seinem Privatleben betrachtet, so findet man in ihm einen harten und mistraulschen Herrn, einen grausamen Liebhaber und Ehegatten, und einen unbarmherzigen Vater.

Eine grosse Begebenheit in seinem häuslichen Leben, die noch heut zu Tage die Neugier der Welt beschäftigt, ist der Tod seines Sohnes Don Carlos. Niemand weis, wie dieser Prinz gestorben ist. Sein Körper, der in den Begräbnisgewölben des Eskurials ruht, ist von dem Haupte getrennt. Man behauptet, daß man den Kopf hat abschneiden müssen, weil der bleierne Kasten, der den Körper einschliesst, wirklich zu kurz ist. Der Grund ist aber sehr schwach. Es war leicht, einen längern Sarg machen zu

lassen. Wahrscheinlicher ist es, daß Philipp seinen Sohn enthaupten lies.

In der Lebensbeschreibung des Zars Peter des I. steht gedrukt, daß derselbe, als er seinen Sohn zum Tode verurtheilen wollte, die Prozesakten des Don Carlos aus Spanien kommen lies; aber es sind weder solche Akten, noch die Verurtheilung dieses Prinzen, vorhanden. Man kennt sein Verbrechen eben so wenig, als seine Todesart. Es ist weder bewiesen, noch wahrscheinlich, daß sein Vater ihn habe durch die Inquisition verurtheilen lassen. Alles, was man weis, besteht darin, daß sein Vater ihn selbst, in seinem eignen Zimmer, in Verhaft nam, und an die Kaiserin seine Schwester schrieb: er hätte an dem Prinzen, seinem Sohn, niemals irgend ein Hauptlaster, oder entehrendes Verbrechen entdekt, und er hätte ihn blos zu seinem, und des Reiches, Besten einsperren lassen.

An den Pabst Pius den V. schrieb er zu gleicher Zeit grade das Gegentheil. In seinem Briefe vom 20. Januar 1568 sagt er demselben: Bei Don Carlos hat die Macht der natürlichen Anlage zum Laster, von seiner zartesten Jugend an, alle vä-

terliche Belehrungen erstikt. Ausser diesen Briefen, worin Philipp von der Verhaftung seines Sohnes Rechenschaft giebt, finden sich keine, worin er sich, wegen seines Todes, rechtfertigte; und dieser Umstand, verbunden mit den Gerüchten, die in Europa herumgingen, kann allein schon glauben machen, daß Philipp wirklich diese Blutschuld auf sich geladen habe.

Sein Stillschweigen bei allen öffentlichen Gerüchten rechtfertigte auch diejenigen, welche behaupteten, des Don Carlos Liebe zu seiner Stiefmutter, Elisabet von Frankreich, und die Neigung dieser Königin für den jungen Prinzen, wären die Ursach dieser abscheulichen Begebenheit. Dies war höchstwahrscheinlich. Elisabet war an einem galanten und wollüstigen Hofe erzogen. Philipp der II. war in lauter Liebeshändeln mit seinen Buhlerinnen verstrikt; Galanterie war das Wesen eines Spaniers. Von allen Seiten waren Beispiele der Untreue. Es war natürlich, daß Don Carlos und Elisabet, die ungefähr von gleichem Alter waren, Liebe für einander empfanden. Der plözliche Tod der Königin, der gleich nach dem Ableben

des Prinzen folgte, bestätigte diesen Verdacht noch mehr.

Ganz Europa glaubte, Philipp hätte seine Gemalin und seinen Sohn seiner Eifersucht aufgeopfert, und man glaubte es um so mehr, weil einige Zeit nachher eben dieser Geist der Eifersucht ihn dahin brachte, daß er den berümten Antonio Perez, seinen Nebenbuhler bei der Fürstin von Eboli, von Henkers Händen wollte hinrichten lassen. Dies sind die Verbrechen, deren ihn, wie wir gesehn haben, der Prinz von Oranien, vor dem Richterstuhl des Publikums, anklagte. Es ist sehr befremdend, daß Philipp nicht wenigstens durch die feile Federn seines Königreichs darauf antworten lies, und daß keine Seele in Europa den Prinzen von Oranien widerlegte. Dies sind freilich keine vollständige Beweise, aber doch die stärksten Vermutungen, und die Geschichte mus nie ermangeln, sie, als solche, anzuführen; da der Richterspruch der Nachwelt das einzige Bollwerk ist, dessen man sich gegen glükliche Tyrannei zu erfreuen hat.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von den Engländern unter Eduard dem VI., Marie'n, und Elisabet.

Die Engländer hatten weder das glänzende Glük der Spanier, noch den Einflus auf die andern Höfe, noch auch jene ausgedehnte Macht, welche Spanien so gefährlich machte; aber das Meer und der Handel gaben ihnen eine neue Grösse. Sie lernten ihr wahres Element kennen, und dies allein machte sie glüklicher, als alle auswärtige Besizungen, und die Siege ihrer alten Könige. Hätten diese Könige in Frankreich regiert, so wäre England nichts gewesen, als eine unterjochte Provinz.

Dieses Volk, das so schwer zu bilden war, und sich von Dänischen- und Sächsischen Seeräubern, und einem Herzog der Normandie, so leicht erobern lies, war, unter einem Eduard dem III. und einem Heinrich dem V., nichts gewesen, als das rohe Werkzeug der vorüberrauschenden Grösse dieser Monarchen; unter Elisabet war es ein mächtiges, polizirtes, betriebsames, fleissiges, und unternemendes Volk. Die Schiffahrten der Spanier hatten die Engländer zur Nacheiferung gereizt. Sie suchten,

in drei auf einander folgenden Reisen, eine Durchfahrt nach Japan und Schina in Norden. Drake und Candisch umschifren die Erdkugel, und griffen aller Orten eben die Spanier an, welche sich bis an beide Enden der Welt ausbreiteten. Gesellschaften, welche keine andre Unterstüzung hatten, als sich selbst, handelten, mit grossem Vortheil, nach den Küsten von Guinea. Der berühmte Ritter Raleigh, ohne die geringste Unterstüzung von Seiten der Regierung, gründete und befestigte, im Jahr 1585, die Englischen Kolonieen in Nordamerika.

Diese Unternemungen bildeten bald die beste Marine von Europa. Dies zeigte sich schon, als sie gegen Philipp's des II. unüberwindliche Flotte hundert Schiffe in See schikten, bald nachher die Spanischen Küsten selbst angriffen, die Spanischen Schiffe zu Grunde richteten, und Kadix verbrannten; auch, als sie endlich noch furchtbarer geworden waren, im Jahre 1602, die erste Flotte schlugen, die Philipp der III. auslaufen lies, und von dieser Zeit an, eine Ueberlegenheit zur See bekamen, die sie fast niemals wieder verloren.

Von den ersten Regierungsjahren der Königin Elisabet an, legten sie sich auf Manufakturen. Die von Philipp dem II. verfolgten Niederländer bevölkerten London, und verbreiteten in dieser Stadt Kunstfleis und Reichthum. Das unter Elisabet ruhige London machte sogar Fortschritte in den schönen Künsten, welche der Beweis und die Früchte des Ueberflusses sind. Die Namen Spencer und Shakespeare, die damals blühten, sind bei andern Nationen berühmt geworden. London ward grösser, polizirter, schöner; kurz, die Hälfte der Insel Grosbrittannien hielt der Spanischen Grösse das Gleichgewicht. So waren die Engländer, durch ihren Kunstfleis, das zweite Volk, und da sie frei waren, das erste. Es gab, unter dieser Regierung, schon feststehende Handelskompagnieen nach der Levante, und nach Norden.

Man fing in England an, den Feldbau als das höchste Gut zu betrachten, unterdessen daß man in Spanien anfing, dieses wahre Gut für eingebildete Schäze zu vernachlässigen. Der Handel mit den Schäzen der neuen Welt bereicherte den König von Spanien; aber in England schafte der Handel mit Waaren den Bür-

gern Vortheil. Ein blosser Kaufmann von London, Namens Gresham, hatte damals Vermögen und Grosmut genug, die Börse von London, und ein Kollegium, das seinen Namen führt auf seine Kosten zu bauen. Verschiedne andre Bürger stifteten Hospitäler und Schulen. Dies war die schönste Wirkung der Freiheit. Blosse Privatpersonen thaten, was jezt Könige thun, wenn ihre Regierung glüklich ist.

Die Einkünfte der Königin Elisabet stiegen nicht viel über sechsmalhunderttausend Pfund Sterling, und die Zal ihrer Unterthanen nicht viel über vier Millionen. Spanien allein hatte damals noch einmal so viel. Inzwischen vertheidigte sich Elisabet immer mit Glük, und hatte den Ruhm, daß sie Heinrich dem IV. sein Königreich erobern, und den Holländern ihre Republik stiften half.

Wir müssen hier, ganz in der Kürze, in die Zeiten Eduard's des IV. und Marien's zurükgehn, um das Leben und die Regierung der Königin Elisabet kennen zu lernen.

Diese Königin, die im Jahre 1533 gebo-
ren war, ward, in der Wiege, für die recht-
mässige Erbin des Königreichs England, bald

darauf aber für ein unechtes Kind erklärt, als ihre Mutter Anne von Bolei den Thron mit dem Schafott vertauschen musste. Ihr Vater, der im Jahre 1547 aus der Welt ging, starb, wie er gelebt hatte, als Tyrann. Auf seinem Todbette gab er noch Befele zu Todesstrafen; immer aber mussten die Geseze das Werkzeug dazu sein.

So lies er den Herzog von Norfolk, und seinen Sohn, zum Tode verurtheilen, unter dem einzigen Vorwande, weil ihr Silberzeug mit dem Englischen Wappen gezeichnet war. Der Vater erhielt zwar Begnadigung; aber der Sohn ward hingerichtet. Wenn es wahr ist, was man den Engländern nachsagt, daß sie ihr Leben wenig achten, so mus man gestehn, daß ihre Regierung sie nach ihrem Geschmak behandelt hat. Die Regierung des jungen Eduard's des VI., eines Sohns Heinrich's des VIII. und der Johanne von Seymour, war von diesen blutigen Trauerspielen nicht frei. Sein Oheim, der Englische Admiral Thomas Seymour, ward enthauptet, weil er sich mit seinem Bruder Eduard Seymour, welcher Herzog von Sommerset, und Protektor des Königreichs war, veruneh-

nigt hatte; und bald nachher musste der Herzog von Sommerset die nemliche Todesstrafe leiden.

Diese nur fünf Jahre dauernde Regierung Eduard's des VI. war eine Zeit des Aufruhrs und der Unruhen, während welcher das Volk Protestantisch war, oder zu sein schien. Er hinterlies die Krone keiner von seinen Schwestern, weder Marie'n, noch Elisabete'n, sondern der von Heinrich dem VII. abstammenden Johanne Gray, einer Enkelin der Wittwe Ludwig's des XII. und eines gemeinen Edelmanns, Namens Brandon, der zum Grafen von Suffolk ernannt war. Diese Johanne Gray war an einen Lord Guilford verheuratet, und Guilford war ein Sohn des unter Eduard dem VI. allmächtigen Herzogs von Northumberland.

Eduard's des VI. Testament, welches der Johanne Gray den Thron gab, diente blos dazu, ihr ein Schafott zu bauen. Sie ward 1553. in London zur Königin ausgerufen, aber die Partei und das Recht Mariens, einer Tochter Heinrich's des VIII. und der Katharine von Arragonien, behielten das Uebergewicht. Das Erste, was diese Königin vornam, nach 1554

dem sie ihren Heuratskontrakt mit Philippen unterzeichnet hatte, war, daß sie ihre Nebenbuhlerin, eine reizende und unschuldige Prinzessin von siebzehn Jahren, zum Tode verurtheilen lies, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie in Eduard's des VI. Testament, als Erbin der Krone benannt war. Vergebens legte sie diese unglükbringende Würde nieder, die sie nur neun Tage behielt; sie ward zum Richtplaz geführt, sie, und ihr Gemal, und ihr Vater, und ihr Schwiegervater.

Dies war, in einem Zeitraum von noch nicht zwanzig Jahren, die dritte Königin von England, die auf dem Schafott starb. Die Protestantische Religion, worin sie geboren war, ward die hauptsächlichste Ursach ihres Todes. Die Henker hatten, bei diesen Staatsveränderungen, weit mehr zu thun, als die Soldaten. Alle diese Grausamkeiten wurden auf Parliamentsakten vollzogen.

Alle Völker haben ihre Perioden des Blutvergiessens gehabt, aber bei dem Englischen Volk sind mehr erlauchte Häupter unter dem Beile des Henkers gefallen, als in den übrigen Europäischen Ländern zusammengenommen. Es war das Unterscheidungszeichen dieser Na-

tion, Todtschläge in rechtlicher Form zu begehen. Die Thore von London wurden, so wie die Tempel in Mexiko, von Menschenschädeln verpestet, die man an den Mauern anheftete.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von der Königin Elisabet.

Elisabet ward gleich von ihrer Schwester Maria in's Gefängnis geworfen. Sie wandte eine Klugheit an, die ihr Alter übertraf, und eine Schmeichelei, die gar nicht in ihrem Karakter war, um ihr Leben zu erhalten. Diese Prinzessin, welche in der Folge, als sie Königin war, Philipp den II. ausschlug, wollte damals den Grafen von Devonshire Courtenai heuraten, und es erhellt aus den von ihr noch übrig gebliebnen Briefen, daß sie viel Neigung für denselben hatte.

Eine solche Heurat wäre nichts Ausserordentliches gewesen. Man sieht, daß die zum Thron bestimmte Johanne Gray den Lord Guilford geheuratet hatte. Die verwittwete Königin Marie von Frankreich war aus Lud-

wig's des XII. Bette in die Arme des Rit-
ters Brandon übergegangen. Das ganze
Königliche Haus von England stammte von ei-
nem gemeinen Edelmann, Namens Tudor,
her, welcher Heinrich's des V. Wittwe, des
Königs Karl's des VI. von Frankreich Tochter,
geheuratet hatte. Auch in Frankreich, als die
Könige noch nicht zu dem Grade der Macht ge-
stiegen waren, zu welchem sie in der Folge ge-
langten, äusserte Ludwig's des Dikken
Wittwe nicht die geringste Schwierigkeit, den
Matthias von Montmorenci zu heu-
raten.

Elisabet benuzte ihr Unglük in ihrem Ge-
fängnis, und in dem Stande der Verfolgung,
worin sie immer unter Marie'n lebte. Sie
bildete ihren Verstand aus, und legte sich auf
Sprachen und Wissenschaften; aber von allen
Künsten, worin sie sich zur Meisterin machte,
war die Kunst, ihre Schwester, und die Katho-
liken, und die Protestanten, bei Gutem zu er-
halten, sich zu verstellen, und regieren zu ler-
nen, die allervorzüglichste.

1559. Kaum war sie zur Königin ausgerufen wor-
den, als ihr Schwager Philipp der II sie zur
Gemalin verlangte. Hätte sie ihn geheuratet,

so war Holland und Frankreich in Gefahr erdrükt zu werden. Aber sie hasste Philipp's Religion, liebte seine Person nicht, und wollte zu gleicher Zeit der Eitelkeit, geliebt zu werden, und des Glüks, unabhängig zu sein, geniessen. Weil sie unter der Regierung ihrer Katholischen Schwester in's Gefängnis gekommen war, so dachte sie, sobald sie den Thron bestieg, darauf, das Königreich Protestantisch zu machen. Jedoch lies sie sich von einem Katholischen Bischofe krö- 1559.
nen, um nicht gleich Anfangs die Gemüter zu erbittern. Ich will noch anmerken, daß sie, mit einem Gefolge von hundert Kutschen von Westmünster nach dem Towr in London fuhr; nicht, als wären Kutschen damals gewöhnlich gewesen; sondern dies war nur eine vorübergehende Feierlichkeit.

Unmittelbar darauf berief sie ein Parliament zusammen, welches die Anglikanische Religion festsezte, wie sie noch jezt ist, so daß dem Landesherrn die oberste Kirchengewalt, die Zehnten und die Annaten, zustehn.

Elisabet bekam also den Titel des Oberhaupts der Anglikanischen Religion. Viele Schriftsteller, und besonders die Italienischen, haben diese Würde an einem Frauenzimmer lächerlich

gefunden; aber sie hätten bedenken sollen, daß diese Frau regierte; daß sie Rechte hatte, die von den Landesgesezen an den Thron verknüpft waren, daß ehmals die Landesherren aller bekannten Nationen die Oberaufsicht über Religionssachen hatten, daß die Römischen Kaiser zugleich die obersten Priester waren; daß, wenn heut zu Tage in einigen Ländern die Kirche den Staat regiert, es viel andre Länder giebt, wo der Staat über die Kirche herrscht. Wir haben gesehn, daß in Rusland vier Kaiserinnen nach einander den Vorsiz in der Synode gehabt haben, welche die Stelle des obersten und uneingeschränkten Patriarchats vertritt. Eine Königin von England, welche einen Erzbischof von Kanterbury ernennt, und ihm Geseze vorschreibt, ist nicht lächerlicher, als eine Aebtissin von Fontevrault, welche Prioren und Pfarrer ernennt, und ihnen ihren Segen giebt. Mit Einem Worte, ein jedes Land hat seine Gewohnheiten.

Der berühmte Brief der Königin Elisabet an den Bischof Heaton von Ely verdient, daß alle Fürsten sich desselben erinnern, und besonders die Bischöfe ihn nie aus ihrem Gedächtnis kommen lassen.

Vermessner, dünkelvoller Prälat,

Ich höre, daß Ihr zögert, die Sache zu berichtigen, worüber Ihr Abrede genommen habt. Wisst Ihr denn nicht, daß ich, die ich Euch erhob, Euch eben so gut wieder in Euer Nichts zurükstürzen kann? Kommt augenblicklich Euren Verbindlichkeiten nach, oder ich werde Euch nötigen, von Eurem Stuhl herunterzusteigen.

Ich bin, so lange Ihr es verdienen werdet, daß ich's bleibe,

Eure Freundin
Elisabet.

Hätten die Fürsten und die Obrigkeiten immer eine Regierung einführen können, die Bestand und Haltung genug gehabt hätte, um sich des Rechts zu bedienen, ungestraft dergleichen Briefe zu schreiben, so würde, bei den Streitigkeiten der Krone und des Priesterkragens, nie Blut geflossen sein. *)

*) Die Religionsunruhen, die Europa so lange Zeit hindurch zerrissen haben, hatten ihren Ursprung aus dem

Die Anglikanische Religion behielt das Majestätische der Katholischen, und das Strenge der Lutherischen, Religion bei. Ich bemerke hierbei,

Fehler, den die ersten Christlichen Kaiser begingen, sich in kirchliche Angelegenheiten auf dringendes Ansuchen der Priester zu mischen, die, da sie unter den Heidnischen Kaisern ihre Gegner nur in üblen Ruf hatten bringen oder lästern können, unter diesen neuen Fürsten das Vergnügen zu haben hoften, sie zu bestrafen. Sei's nun falsche Politik, sei's Eitelkeit oder Aberglaube, genug, man sah den wilden, noch nicht getauften, **Konstantin** an der Spize eines Konziliums erscheinen. Seine Nachfolger richteten sich nach seinem Beispiele; und die Religionsunruhen, die seitdem Europa erschüttert haben, waren die notwendige Folge dieses Benemens. In der That, sobald man als Grundsaz annimmt, daß die Fürsten, ihrem Gewissen gemäs, verbunden sind, gegen diejenigen grausam zu verfahren, welche die Religion angreifen, gegen das ofne oder heimliche Bekenntnis, die öffentliche oder heimliche Uebung einer andren, als der landesüblichen, Religion Strafen zu verordnen, was für welche es auch sein mögen, so wird die Maxime zum notwendigen Folgesaz, daß die Völker berechtigt, ja sogar verbunden sind, sich gegen einen Fürsten zu bewafnen, der kezerisch gesinnt oder ein Feind der Religion ist. Können die Gerechtsame der Fürsten denen der Gottheit selbst die Wage halten? Verdient der zeitliche Friede auf Kosten des Glaubens erkauft zu werden? Hier ist nicht die Rede davon, Privatpersonen das gefärliche Recht, sich zu empören, zuzuge-

daß von neuntausendvierhundert Pfründnern, die in England lebten, nur vierzehn Bischöfe,

stehn; es ist ein gehöriges Tribunal vorhanden, welches den Ausspruch thut, ob der Fürst es verdient hat, oder nicht, seine Gerechtsame zu verlieren; sonach können die Einwürfe, welche man gegen das von vielen Publicisten behauptete Recht des Widerstands vorbringt, die Einschränkungen, die dieses Recht in der Ausübung so zu sagen null und nichtig machen, nicht auf das Recht angewandt werden, sich gegen einen kezerischen Fürsten zu empören.

Ich weis, daß die Anhänger der religiösen Intoleranz, ihrem Interesse gemäs, bald die aufruhrbefördernde Maximen, bald die gegenseitigen behauptet haben. Mus man aber bei zwei entgegensezten Meinungen, die von einerlei Klasse von Leuten, den Umständen gemäs, behauptet werden, nicht die für ihre wahre Lehre ansehn, die mit ihren unbezweifelten Grundsäzen übereinstimmt? Der Saz: Jeder Fürst mus seine Macht dazu anwenden, die Kezerei auszurotten; und der: Jede Nation hat das Recht, sich gegen einen kezerischen Fürsten aufzulehnen, folgen aus einem und eben demselben Prinzip. Wenn man richtig räsonniren will, mus man entweder beide annemen, oder beide verwerfen. Alles, was man gesagt hat, um zu beweisen, daß intolerante Priester gute Bürger des Staats sein können, läuft auf Wortschwall hinaus. Wenn man einem Fürsten den Eid abnimmt, die Kezer auszurotten, so läßt man ihn zugleich schwören, daß es

funfzig Kanonici, und achtzig Pfarrer, die Religionsreform nicht annamen, sondern Katholiken blieben, und ihre Pfründen verloren.

darein willigt, seines Throns beraubt zu werden, wenn er selbst Kezer wird.

Das Interesse der Fürsten hätte also darin bestanden, daß sie gesucht hätten, nicht Vorschriften in Betref der Religion zu geben, sondern die Religion vom Staate abzusondern, die Priester über die Sakramente, über die kirchlichen Strafen und Verrichtungen frei und ungehindert schalten zu lassen; aber keiner ihrer Entscheidungen gesezmässige Kraft zu geben, ihnen keinen Einflus auf Heuraten und auf die Urkunden zu verstatten, welche den Tod oder die Geburt bestätigen; nicht zu dulden, daß sie in Civil- oder politische Verhandlungen sich mengen, und die Prozesse, die zwischen ihnen und den Bürgern des Staats wegen der weltlichen Gerechtsame, die auf ihre Verrichtungen Bezug haben, entstünden, so zu entscheiden, wie man über ähnliche Prozesse sprechen würde, die sich zwischen den Mitgliedern der freien Association oder zwischen dieser Association und zwischen Privatpersonen erhöben. Wenn **Konstantin** diese Politik befolgt hätte, wie viel Blut würd' er erspart haben! In allen den Ländern, wo der Fürst sich in Religion gemischt hat, wofern sie nicht, wie im alten Rom, auf blosse Ceremonien eingeschränkt war, ist der Staat in Unruhen geraten, der Fürst allen Frevelthaten des Fanatismus ausgesezt gewesen; und allein Gleichgültigkeit gegen die Religion hat einen dauerhaften Frieden bewirken können.

A. der Kehlschen Herausgeber.

Wenn man bedenkt, daß die Englische Nation, seit Heinrich dem VIII., viermal die Religion veränderte, so erstaunt man, daß ein so freies Volk so folgsam, oder ein so standhaftes Volk so veränderlich war. Die Engländer glichen in diesem Stük den Schweizerkantonen, die von ihren Obrigkeiten die Entscheidung erwarteten, was sie glauben sollten. Eine Parliamentsakte gilt den Engländern über alles. Sie lieben das Gesez, und man kann sie nicht besser lenken, als durch die Gesezе eines Parliaments, welches durch sich selbst spricht, oder zu sprechen scheint. *)

*) Eben die Engländer, die unter dem Hause Tudor so folgsam waren, führten aus Religionseifer einen hartnäkkigen Krieg gegen Karl I, verjagten dessen Sohn Jakob II auf den blossen Verdacht, daß er auf die Wiederherstellung der Römischkatholischen Religion bedacht sei. Heinrich VIII fand wenig Widerstand, weil er nur die geistliche Hierarchie angrif, deren Misbräuche alle Völker empört hatten. Unter Eduard ward die Protestantische Religion gar leicht die herrschende; sie hatte unter der Regierung Heinrich's VIII, ungeachtet der ihr widerfahrnen Verfolgungen schnelle Fortschritte gemacht, und da Rom nur diejenigen für echte Katholiken erkannte, die seine Machtgewalt anerkannten, so befanden sich alle diejenigen, die Heinrich's

Niemand ward deswegen verfolgt, weil er ein Katholik war; diejenigen aber, die aus Gewissenszwang im Staate Unruhen stiften wollten, wurden auf das strengste bestraft. Die Herzoge von Guise, welche damals die Religion

VIII Revolution gebilligt hatten, Protestanten, ohn' es zu wollen. Marien's Regierung war kurz; sie sezte die Nation durch Todesstrafen in Erstaunen, änderte deren Sinn aber nicht; und es ward Elisabeten leicht, den Protestantismus wiederherzustellen. Endlich, nachdem man nach vielen Streitigkeiten den Unterschied der mancherlei Glaubensmeinungen gehörig festgestellt hatte, nachdem durch Verfolgungen die Dissentirenden gezwungen hatte, sich in sehr von einander verschiednen Sekten zu vereinigen, ist jede Religionsveränderung in England schwieriger als anderwärts geworden. Die Religion erlangte nicht eher Frieden, als bis die Duldung aller Christlichen Kirchengemeinden gehörig festgesezt war; und so lange die Strafgeseze gegen die Römisch-Katholischen dauern werden, so lange der Eintritt in's Parliament den Nonkonformisten verschlossen bleibt, wird sich selbst dieser Friede nur auf Gleichgültigkeit gegen die Religion gründen; eine Gleichgültigkeit, die in England minder gros ist, als in jedem andren Lande. Im Jahre 1780 haben die Landsleute des Loke und Newton dem erstaunten Europa das Schauspiel einer aus religiösem Eifer angelegten Feuersbrunst gegeben.

Anm. der Kehlschen Herausgeber.

zum Vorwande brauchten, um ihre Macht in Frankreich festzusezen, ermangelten nicht, sich eben derselben Waffen zu bedienen, um ihre Nichte, die Königin Marie Stuart von Schottland, auf den Englischen Thron zu sezen.

Marie Stuart, Gemalin des Königs Franz des II. von Frankreich, nam, als ein Abkömmling Heinrich's des VII., öffentlich den Titel einer Königin von England an. Alle Katholiken in England, Schottland und Irland, waren auf ihrer Seite. Elisabet's Thron war noch nicht befestigt; die Religionshändel konnten ihn über den Haufen werfen. Elisabet zerstreut dieses erste Gewitter, schikt den Protestanten in Schottland eine Armee zu Hülfe, und zwingt die Mutter der Marie Stuart, als damalige Regentin von Schottland, sich in einem Traktat Geseze vorschreiben zu lassen, und die Französischen Truppen, binnen acht Tagen, 1560.
zurükzuschikken.

Franz der II. stirbt, und Elisabet zwingt seine Wittwe Marie Stuart, dem Titel einer Königin von England zu entsagen, und muntert, durch ihre geheime Kunstgriffe, die Stände von Edinburgh auf, die Glaubensreform in Schottland einzuführen. Dadurch

bringt sie ein Land auf ihre Seite, von welchem sie alles zu fürchten hatte.

Kaum ist sie von dieser Unruhe befreit, so erregt Philipp der II. ihr noch weit grössre Besorgnisse. Philipp wäre, ohn' alles Bedenken, auf ihrer Seite gewesen, wenn Marie Stuart hätte hoffen können, als Elisabet's Erbin, die Kronen von Frankreich, England und Schottland, auf ihrem Haupte zu vereinigen. Da aber Franz der II. todt, und seine Wittwe, ohne Stüze, nach Schottland zurükgegangen war, so ward Philipp, der nun nichts mehr zu fürchten hatte, als die Protestanten, Elisabet's unversöhnlichster Feind.

Er zettelt in Ireland unter der Hand Empörungen gegen sie an; aber immer weis sie die Ireländer im Zaum zu halten. Er schikt die unüberwindliche Flotte, um sie vom Thron zu stossen; sie zerstreut sie. Er unterstüzt in Frankreich die Römisch-Katholische, dem Königlichen Hause so verderbliche, Ligue; sie schüzt die Gegenpartei. Die Republik Holland wird von den Spanischen Waffen gedrängt; sie verhindert ihren Fall. Ehmals entvölkerten die Könige von England ihre Länder, um sich in den Besiz des Französischen Throns zu sezen; aber Zeit

und Interesse hat sich dermassen verändert, daß Elisabet Heinrich dem IV. wiederholentlich Hülfe schikt, um ihm zur Eroberung seines väterlichen Erbtheils zu verhelfen. Mit dieser Hülfe schritt Heinrich endlich zur Belagerung von Paris, und wäre nicht der Herzog von Parma, oder auch seine eigne überaus grosse Nachgiebigkeit gegen die Belagerten, im Wege gewesen, so hätte er die Protestantische Religion auf den Thron gesezt. Dies lag der Königin Elisabet ungemein am Herzen.

Wir sehn es mit Vergnügen, wenn unsre Bemühungen gelingen und unsre Unkosten nicht fruchtlos sind. Der Has gegen die Katholische Religion hatte in ihrem Herzen noch zugenommen, seitdem Pius der V. und Sixtus der V. sie exkommunizirt hatten. Diese beiden Päbste hatten sie für unfähig und unwehrt, die Regierung zu führen, erklärt; und jemehr Philipp der II. sich zum Beschüzer dieser Religion aufwarf, destomehr ward Elisabet die hizigste Feindin derselben. Kein Protestantischer Prediger konnte betrübter sein, als sie es war, wie sie Heinrich's des IV. Abfall erfuhr.

Ihr Brief an diesen Monarchen ist sehr merkwürdig:

Vous m'offrez vôtre amitié comme à vôtre soeur; je sais que je l'ai méritée & certes à un grand prix; je ne m'en repentirais pas si vous n'aviés pas changé de père. Je ne puis plus être vôtre soeur de père; car j'aimerai toujours plus ebérement celui qui m'est propre que celui qui vous a adopté. *)

Dieser Brief zeigt zu gleicher Zeit ihr Herz, ihren Geist, und die Energie, womit sie sich in einer fremden Sprache auszudrükken wusste.

Ungeachtet dieses Hasses gegen die Römisch-Katholische Religion, ist es ausgemacht, daß sie mit den Katholiken ihres Reichs nicht blutdürstig verfuhr, wie Marie mit den Protestan-

*) Z. T. Ihr bietet mir Eure Freundschaft an, wie einer Schwester. Ich bin mir bewusst, daß ich sie verdient habe, und das hat mir gewis nicht wenig gekostet; es würde mich auch gar nicht gereuen, wenn Ihr Euch nicht einen andern Vater gewählt hättet. Von väterlicher Seite kann ich Eure Schwester nicht mehr sein; denn ich werde den Vater, dem ich angehöre, immer herzlicher lieben, als den, der Euch zum Sohn angenommen hat.

ten verfahren war. Es wurden zwar grade zu der Zeit, als der Herzog von Anjou, Heinrich's des III. Bruder in London alle Anstalten zu seiner Verheuratung mit der Königin machte, die aber hernach zurükging, die Jesuiten Creton, Campian, und andre, gehangen; allein diese Jesuiten waren, wegen der ihnen angeschuldigten Verschwörungen und Empörungen, einstimmig verurtheilt, und der Urtheilsspruch, auf die Aussage der Zeugen, gefällt worden. Es ist möglich, daß diese Schlachtopfer unschuldig waren, aber auch die Königin war unschuldig an ihrem Tode, weil die Geseze einzig und allein entschieden hatten. Allein wir haben gar keinen Beweis von ihrer Unschuld, da hingegen die gerichtlichen Beweise ihrer Verbrechen in den Archiven von England aufbewahrt werden.

Verschiedne Personen in Frankreich stehn noch in dem Wahn, daß Elisabet den Grafen von Essex, blos aus weiblicher Eifersucht, hinrichten lies. Sie glauben das auf die Versicherung eines Trauerspiels und eines Romans. Wer aber nur einige Belesenheit hat, weis, daß die Königin damals achtundsechszig Jahr alt, und Essex einer offenbaren Empörung schuldig war, die sich eben auf das hohe Alter der Kö-

nigin, und auf die Hofnung gründete, aus der Verringerung ihrer Macht Vortheil zu ziehn, und daß er, nebst seinen Mitgenossen endlich von Pairs, und also von seines Gleichen, verurtheilt ward.

Die Gerechtigkeit, welche, unter Elisabet's Regierung pünktlicher gehandhabt ward, als unter irgend einem von ihren Vorgängern, war eine von den festesten Stüzen ihrer Regierungsverwaltung. Die Finanzen wurden lediglich zur Vertheidigung des Staates angewandt.

Sie hatte Lieblinge, bereicherte aber keinen derselben auf Unkosten des Vaterlandes. Ihr Volk war ihr erster Liebling; nicht, daß sie es wirklich geliebt hätte, denn wer liebt das Volk? sondern weil sie fühlte, daß ihre Sicherheit und ihr Ruhm davon abhing, es so zu behandeln, als wenn sie es liebte.

Diesen Ruhm hätte Elisabet ohne Flekken geniessen können, wenn sie nicht eine so schöne Regierung mit dem Blute der Marie Stuart besudelt hätte, welches sie durch das Schwert der Gerechtigkeit zu vergiessen sich erdreistete.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Von der Königin Marie Stuart. *)

Es hält schwer, bei einem Zwiste unter Privatpersonen, die ganze Wahrheit zu erfahren, wie viel mehr bei einem Zwist unter gekrönten Häup-

*) Die Sympathien und Antipathien der Religion waren zu den Zeiten dieser berühmten Königin die Werkzeuge, welche die Welt regierten. Marie Stuart war eine Katholikin, und folglich waren die Reformirten in Schottland ihre Feinde. Diese beschuldigten sie, daß sie am Tode ihres Gemals mitschuldig gewesen sei, um seinen Mörder zu heuraten. Ihre eigne Religionsverwandte hingegen, sprachen die Königin von einem so schwarzen Verbrechen frei, und schoben die Beschuldigung, wodurch sie ihre Beherrscherin anzuschwärzen suchten, auf jene selbst zurük. An verdächtigen Umständen fehlt es auf beiden Seiten nicht, welche den entgegengesezten Vorurtheilen in Ansehung des Verhaltens der Maria Schein und Gewicht geben konnten. Da aber die Reformirte Partei in Grosbrittannien die Oberhand hatte, und die Katholiken aller politischen Macht beraubt, sich nach und nach verminderten, so ward die Stimme derer, welche die Königin verdammten, natürlich lauter, als derer, welche ihre Ehre retteten, und die Meinung von ihrer Strafbarkeit ward also fast allgemein. Die beliebtesten Schottischen Geschichtschreiber Buchanan und Robertson, Beide der Reformirten Religion zugethan, stimm-

tern, wenn so viel geheime Triebfedern in Bewegung gesezt werden, und beide Theile um die Wette Wahrheit und Lügen zugleich für sich arbeiten lassen. Die gleichzeitigen Schriftsteller sind, in solchem Falle, verdächtig, und meistentheils mehr die Sachwalter der einen Partei, als die Depositar der Geschichte. Ich mus mich also bei den Dunkelheiten dieser grossen und unglüklichen Begebenheit, blos an bewiesne Thatsachen halten.

ten in das allgemeine Geschrei gegen die entehrte **Königin** ein, und zwar, wie Viele behauptet und zu beweisen gesucht haben, mit grossem Unrecht. Von allen Vertheidigern des Karakters der **Marie** aber, ist keiner so umständlich gewesen, und so tief in die Sache eingedrungen, als Doktor **Stuart** in seiner Geschichte von Schottland. Die Freunde der **Königin** werden ihn für den überzeugendsten und ihre Feinde wenigstens für den blendendsten halten; der redliche und von Vorurtheilen uneingenommene Theil der Menschen aber — und dieser, besorgen wir, sind im gegenwärtigen Fall nur sehr Wenige — wird durch Herrn **Stuart's** Geschichte entweder von **Mariens** Unschuld überzeugt, oder wenigstens ihre Schuld als sehr zweifelhaft anzusehn bewogen werden. Ein besonders günstiges Vorurtheil mus es erwekken, daß **Stuart Robertsonen** öffentlich zu einer unparteiischen Untersuchung dieser Sache aufgefordert hat, weil es ihm blos um Wahrheit zu thun sei, und er sei-

Zwischen Marie'n und Elisabet fanden alle Arten von Eifersucht Statt, Eifersucht der Nation, der Krone, der Religion, des Verstandes und der Schönheit. Marie war lange nicht so mächtig, nicht so unumschränkte Gebieterin bei ihrem Volke, nicht so standhaft und nicht so staatsklug, als Elisabet, war aber dieser an körperlichen Reizen überlegen, welche selbst zu ihrem Unglük beitrugen. Die Königin von Schottland munterte die Katholische Faktion

nen Augenblik Bedenken tragen würde, seine Meinung aufzugeben, sobald ihm ihr Ungrund gezeigt würde; **Robertson** aber noch immer schweigt, ungeachtet alle Englische Kunstrichter die Aufforderung seines Gegners und sein Schweigen als ein Geständnis seiner schlechten Sache ansehn. Noch haben wir Teutsche keine Uebersezung von dieser **Stuartschen Geschichte von Schottland**, welche die Engländer als eins ihrer ersten historischen Werke ausserordentlich hochschäzen, und das alle ihre unparteiische Kunstrichter einstimmig der **Robertsonschen Geschichte** weit vorziehen. Auszüge von dieser Geschichte in unsrer Sprache, die Schikfale, den Tod und den Karakter der Königin **Maria** betreffend, findet man in der **Auswahl der nüzlichsten und unterhaltendsten Aufsäze aus den neuesten Britischen Magazinen. Für Deutsche. Dritt. B. Leipz. bei Weigand 1786. S. 15 – 61.**

D. Uebers.

in England auf; die Königin von England aber belebte mit mehrerem Erfolg die Protestantische Faktion in Schottland. Elisabet trieb gleich ihre überlegne Kunstgriffe so weit, daß die Königin Marie von Schottland lange verhindert ward, sich nach ihrer Wahl wieder zu vermälen.

Indessen heuratet dennoch Marie den Grafen Heinrich Stuart Darnley, der mit ihr verwandt und Katholisch war, wie sie, troz den Unterhandlungen ihrer Gegnerin, troz den aus Protestanten bestehenden Ständen von Schottland, und troz dem Grafen von Murray, ihrem natürlichen Bruder, der an der Spize derselben stand. Darauf hezt Elisabet unter der Hand die Protestantischen Vornemen in Schottland auf, zu den Waffen zu greifen; die Königin Marie verfolgt selbst diese Aufrührer, und zwingt sie, nach England zu flüchten; bis dahin ging ihr alles nach Wunsch, und ihre Gegnerin musste sich schämen.

Mariens Herzensschwäche war der Anfang aller ihrer Widerwärtigkeiten. Ein Italienischer Tonkünstler, Namens David Rizzio, schmeichelte sich zu tief in ihre Gunst ein. Er spielte verschiedne Instrumente sehr gut, und

sang

sang einen angenemen Bas. Dies ist übrigens ein Beweis, daß die Italiener schon Meister in der Musik, und im Besiz waren, an den Europäischen Höfen ihre Kunst auszuüben. Die ganze Kapelle der Königin Marie von Schottland bestand aus Italienern. Ein noch stärkerer Beweis, daß fremde Höfe sich dessen bedienen, der in Gunst steht, ist dieser, daß David Rizzio ein Jahrgehalt vom Pabste zog.

Er trug zur Verheuratung der Königin viel bei, und half nachher nicht minder, ihr einen Ekel dagegen einflössen. Darnley, der nur den Namen eines Königs hatte, von seiner Gemalin verachtet, aufgebracht und eifersüchtig war, kommt, mittelst einer verborgnen Treppe, mit einigen bewafneten Leuten in das Zimmer seiner Gemalin, wo diese mit Rizzio, und einer ihrer vertrautesten Freundinnen, zu Abend speiste. Der Tisch wird umgeworfen, und Rizzio, vor den Augen der Königin, ermordet, die sich umsonst vor ihn hinstellt. Sie war im fünften Monate ihrer Schwangerschaft. Der Anblik der blossen und blutigen Degen machte einen Eindruk auf sie, der sich der Frucht mittheilte, die sie unter ihrem Herzen trug. Ihr Sohn, der König Jakob der VI. von Schott-

land und England, welcher vier Monate nach dieser Begebenheit zur Welt kam, zitterte, so lange er lebte, bei dem Anblik eines blossen Dinges, so viel Mühe er sich auch gab, diese Empfindlichkeit seiner Nerven zu überwinden. So stark ist die Natur in ihren verborgnen Wegen. *)

Die Königin gelangte bald wieder zu ihrem Ansehn, versöhnte sich mit dem Grafen von **Murray**, verfolgte die Mörder des Tonkünstlers Rizzio, und lies sich mit einem Grafen von Bothwell in ein neues Liebesverständnis ein. Diese neue Liebeshändel brachten den

*) Die Meinung, daß die Imagination der Mutter auf den Fötus einwirke, ist lange Zeit hindurch fast allgemein angenommen gewesen; Philosophen sogar hielten sich für verpflichet, sie zu erklären. Die Unmöglichkeit dieser Einwirkung ist freilich nicht streng bewiesen worden das ist aber auch alles, was man einräumen kann; und um eine solche Meinung anzunemen, bedürfte man eine Anzal von wohlerwiesnen Ereignissen, die nicht dem blossen Ungefähr zugeschrieben werden können, und die hat man bis jezt noch gar nicht. Die Beispiele, die man anführt, dienen mehr dazu, den Einflus der Imagination auf unsre Urtheile, auf unsre Art zu sehen, als die Gewalt der Imagination der Mutter über den Fötus zu zeigen.

Anmerk. der Kehlschen Herausgeber.

Tod ihres Gemals zu wege. Man behaup-
tet, daß er zuerst Gift bekommen, seine Leibes-
beschaffenheit aber so viel Stärke gehabt habe,
dem Gift zu widerstehn. Aber es ist sicher, daß 1567.
er zu Edinburgh in einem abgelegnen Hause er-
mordet ward, aus welchem die Königin ihre
kostbarsten Gerätschaften hatte wegbringen las-
sen. Sobald der Streich vollführt war, sprengte
man das Haus mit Pulver in die Luft. Sein
Körper ward, neben dem Leichnam des Rizzio,
in dem Begräbnisgewölbe des Königlichen Hau-
ses beigesezt.

Alle Stände des Staats, und das ganze
Volk, beschuldigten den Grafen Bothwell dies-
ses Meuchelmords; aber zu eben der Zeit, da
die allgemeine Stimme der Nation um Rache
schrie, lies Marie sich von diesem Meuchelmör-
der entführen, dessen Hände noch von dem Blute
ihres Gemals gefärbt waren, und heuratete
ihn öffentlich. Das Sonderbarste bei dieser Ab-
scheulichkeit war, daß Bothwell damals eine
Frau hatte, und um sich von derselben scheiden
zu können, sie zwang, sich des Ehebruchs anzu-
klagen, worauf der Erzbischof von Saints-
Andrew, nach Landessitte, das Scheidungs-
urtheil sprach.

Bothwell zeigte allen Uebermut, der die Folge grosser Verbrechen zu sein pflegt. Er berief die vornemsten Herren zusammen, und liess sie eine Schrift unterzeichnen, worin ausdrüklich gesagt war, daß die Königin nicht umhin könnte, ihn zu heuraten, weil er sie entführt, und bei ihr geschlafen hätte. Dies sind lauter bewiesne Thatsachen. Marien's Briefen an Bothwell hat man zwar die Echtheit absprechen wollen; aber sie tragen ein Gepräge der Wahrheit, dem man schwerlich widersprechen kann. Diese Verbrechen empörten Schottland. Marie ward von ihrer Armee verlassen, und musste sich den Verbündeten ergeben. Bothwell flüchtete in die Orkadischen Inseln.

Die Königin zwang man, ihrem Sohne die Krone abzutreten, erlaubte ihr aber doch, einen Regenten zu ernennen. Sie ernannte ihren Bruder den Grafen von Murray, der sie aber demungeachtet mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufte; bis sie endlich aus dem Gefängnis entwischte. Murray's harter und strenger Karakter verschafte der Königin eine Par-

1568. tei. Sie bringt sechstausend Mann zusammen, wird aber geschlagen, und flüchtet zur Englischen Grenze. Elisabet lies sie in Carlile mit

allen Ehrenbezeigungen empfangen, ihr aber zugleich bekannt machen, daß, da sie vom allgemeinen Gerüchte als die Mörderin des Königs, ihres Gemals, angeklagt würde, sie sich darüber rechtfertigen müsste, und geschüzt werden sollte, wenn sie unschuldig wäre.

Elisabet warf sich, zwischen Marie'n, und der Schottländischen Regierung, zur Schiedsrichterin auf. Der Regent kam selbst nach Hamptoncourt, und lies sich gefallen, die Beweise, die er gegen seine Schwester hatte, 1569.
den Händen der Englischen Kommissare zu übergeben. Von der andern Seite beschuldigte diese unglükliche, in Carlile gefangen gehaltne, Prinzessin, den Grafen Murray, daß er selbst Urheber des Mordes ihres Gemals wäre, und verwarf die Englischen Kommissare, es wäre denn, daß man ihnen die Gesandten von Frankreich und Spanien zur Seite sezte. Indessen lies die Königin von England diese Art von Proces fortsezen, und genos das Vergnügen, ihre Gegnerin beschimpft zu sehn, ohne einen entscheidenden Ausspruch zu thun. Sie war nicht Richterin über die Königin von Schottland, musste ihr aber einen Zufluchtsort gewähren, und lies sie nach

Tetbury bringen, welches ein Gefängnis für dieselbe ward.

Die Unglüksfälle des Königlich Schottischen Hauses fielen auf die Nation zurük. Diese war in Faktionen, die Früchte der Anarchie, getheilt. Der Graf von Murray ward von einer Faktion ermordet, die sich unter Mariens Namen verstärkte. Die Mörder fielen mit gewafneter Hand in England ein, und richteten auf der Grenze einige Verheerungen an.

1570. Elisabet schikte gleich eine Armee ab, um diese Räuber zu züchtigen, und Schottland in Ehrfurcht zu halten. Sie lies den Grafen von Lenox, einen Bruder des ermordeten Königs, zum Regenten erwählen. Dieser Schritt zeigt nichts, als Gerechtigkeit und Grösse; aber in England verschwor man sich zu gleicher Zeit, Marie'n aus ihrem Verhafte zu befreien. Der Pabst Pius der V lies sehr unbesonnenerweise in London eine Bulle anschlagen, kraft welcher er die Königin Elisabet exkommunizirte, und ihre Unterthanen von dem Eid der Treue lossprach. Dieser gewaltsame, den Päbsten so gewöhnliche, eben so abscheuliche, als abgeschmakte, Eingrif ver-

wundete das Herz der Königin Elisabet. Man wollte Marie'n helfen, und stürzte sie.

Beide Königinnen unterhandelten mit einander, aber die eine vom Thron herab, und die andre aus der Tiefe eines Gefängnisses. Marie scheint nicht Biegsamkeit genug, bei ihrem Unglük, bewiesen zu haben. Während dieser Zeit schwamm Schottland in Blut. Die Katholiken und Protestanten führten einen bürgerlichen Krieg mit einander. Der Französische Gesandte, und der Erzbischof von Saint-Andrew, wurden zu Gefangnen gemacht, und Leztrer, auf die Aussage seines eignen Beichtvaters, gehangen, welcher 1571. beschwor, daß der Prälat sich gegen ihn für einen Mitgenossen des Königsmordes bekannt hätte.

Mariens grösstes Unglük war, daß sie bei ihren Widerwärtigkeiten noch Freunde hatte. Der Katholische Herzog von Norfolk wollte sie heuraten, weil er auf eine Staatsverändrung und auf Mariens Recht zur Erbschaft der Königin Elisabet, rechnete. In London entstanden Parteien zu ihrem Besten, die freilich nur sehr schwach waren, aber durch die Spanische Macht, und durch

die Römischen Kniffe, leicht verstärkt werden
1572. konnten. Dem Herzoge von Norfolk kostete es den Kopf. Die Pairs verurtheilten ihn zum Tode, weil er den König von Spanien, und den Pabst, um Beistand für Marie'n angesprochen hatte. Das Blut des Herzogs von Norfolk schnürte die Ketten dieser unglüklichen Prinzessin noch fester. Ein so langes Unglük benam ihren Anhängern in London den Mut nicht, welche von den Prinzen von Guise, von dem heiligen Stuhl, von den Jesuiten, und hauptsächlich von den Spaniern, aufgemuntert wurden.

Der grosse Anschlag war, Marie'n zu befreien, und mit ihr die Katholische Religion auf den Englischen Thron zu sezen. Man machte Verschwörungen gegen Elisabet. Philipp der II. veranstaltete schon Mariens Ent-
1586. weichung aus dem Gefängnis. Elisabet liess nun vierzehn Verschworne hinrichten, und über Marie'n, die ihres Gleichen war, richten, als wenn sie ihre Unterthanin gewesen wäre. Zweiundvierzig Parliamentsglieder, und fünf Richter des Königreichs verhörten sie in ihrem Gefängnis zu Forteringai; sie protestirte dagegen, antwortete aber doch. Nie sahe man

ein ungebührlichers Gericht, noch ein unregelmässigers Verfahren.

Man legte ihr blosse Abschriften ihrer Briefe, und nie die Originale, vor. Man bediente sich gegen sie der Zeugnisse ihrer Schreiber, und konfrontirte sie doch nicht mit ihr. Man wollte sie, durch die Aussage dreier Verschwornen, überführen, die man hatte hinrichten lassen, und deren Tod man hätte aufschieben können, um sie mit ihr zugleich abzuhören. Wäre man aber endlich auch mit allen Förmlichkeiten zu Werke gegangen, welche die Billigkeit für den gemeinsten Menschen erheischt, und hätte man auch bewiesen, daß Marie überall Beistand und Rächer aufsuchte, so konnte man sie doch nie für eine Kriminalverbrecherin erklären. Elisabet hatte keinen Gerichtszwang über sie, als das Recht des Mächtigen über den Schwachen und Unglüklichen.

Endlich ward Marie, nach achtzehnjährigem Gefängnisse, in einem Lande, welches sie unvorsichtigerweise zum Zufluchtsort gewählt hatte, in einem schwarz ausgeschlagnen Zimmer ihres Gefängnisses, enthauptet. Elisabet fühlte, daß sie eine sehr unverantwort- Den 28. Febr. 1587.

liche Handlung unternam, und machte dieselbe dadurch noch verhaffter, daß sie die Welt betrügen wollte, die sich aber nicht betrügen lies, indem sie sich stellte, als beklagte sie diejenige, die sie hatte hinrichten lassen, daß sie vorgab, man hätte ihre Befele überschritten, und daß sie den Staatssekretär in Verhaft nemen lies, der, wie sie sagte, den Befel zu eilig hätte vollziehen lassen, den sie doch selbst unterschrieben hatte. Europa verabscheute ihre Grausamkeit und ihre Verstellung. Man schäzte ihre Regierung hoch, und hasste ihre Denkungsart. Was der Königin Elisabet noch mehr zur Last fiel, war, daß sie zu dieser Grausamkeit durch nichts gezwungen ward; man konnte sogar behaupten, daß Mariens Erhaltung notwendig war, damit sie ihr, gegen die Unternemungen ihrer Anhänger, zur Geissel dienen konnte.

Wenn diese Handlung Elisabet's Andenken beschimpfte, so war es von der andern Seite schwärmerische Schwachheit, die Marie Stuart, als eine Märtrerin der Religion, heilig zu preisen. Sie starb, als Märtrerin ihres Ehebruchs, ihres Männermords, und ihrer Unvorsichtigkeit. Ihre Fehler und ihre

Unglüksfälle glichen denen der Johanne von Neapel vollkommen. Beide hatten Schönheit und Verstand; beide wurden, durch ihre Schwachheit, zu Verbrechen hingerissen; beide wurden von ihren Verwandten hingerichtet. Die Geschichte bringt oft die nemlichen Unglüksfälle und die nemlichen Verbrechen und Laster durch Laster bestraft, zurük.

Dreissigstes Kapitel.

Von Frankreich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, unter Franz dem II.

Unterdessen, daß Spanien, durch seine übergrosse Macht, Europa in Furcht sezte, und England, durch sein Entgegensträuben gegen diese Macht, die zweite Rolle spielte, war Frankreich zerrissen, schwach und auf dem Punkt, zerstükkelt zu werden; es durfte nicht daran denken, Kredit oder Einflus auf Europa zu haben. Die bürgerlichen Kriege machten es von allen seinen Nachbarn abhängig. Diese Zeiten der Raseret, der Erniedrigung, und des Elends, haben zu mehrern Geschichtbüchern Stof hergegeben, als die ganze Römische Geschichte.

Welches waren aber die Ursachen so vieler Unglüksfälle? Die Religion, der Ehrgeiz, der Mangel an guten Gesezen und eine schlechte Regierungsverwaltung.

Heinrich der II. machte, durch seine Strenge gegen die Sektirer, und besonders durch die Verurtheilung des Rats Anne du Bourg, welcher, nach des Königs Tode, auf Befel der Herzoge von Guise, hingerichtet ward, in Frankreich mehr Kalvinisten, als in der Schweiz, und in Genf, vorhanden waren. Wären sie zu einer Zeit zum Vorschein gekommen, wie unter Ludwig dem XII., da man mit dem Römischen Hofe in Streit lebte, so hätte man sie begünstigen können; aber sie kamen grade zu der Zeit, da Heinrich der II. des Pabsts Paul des IV. nötig hatte, um der Krone Spanien Neapel und Sicilien streitig zu machen, und diese beide Mächte sich mit dem Türken, gegen das Haus Oestreich, verbanden. Man hielt es also für Pflicht, Roms Feinde seinem Interesse aufzuopfern.

Die Kleriset, die viel Gewalt am Hofe hatte, und für ihre weltliche Güter und Macht besorgt war, verfolgte sie; Staats-

klugheit, Religionseifer und Intereſſe, traten zuſammen, um ſie auszurotten. Man hätte ſie dulden können, wie Eliſabet in England die Katholiken duldete; man hätte ſich gute Unterthanen erhalten können, wenn man ihnen Gewiſſensfreiheit gelaſſen hätte; dem Staat hätte wenig daran gelegen, ſie zur Ehre Gottes nach ihrer eignen Art ſingen zu laſſen, wenn ſie ſich nur nach den Geſezen des Staats aufführten; aber man verfolgte ſie, und machte ſie dadurch zu Rebellen.

Heinrich's des II. trauriges Lebensende war die Loſung zu einem dreiſſigjährigen Bürgerkriege. Ein König in der Kindheit, der von Fremden regiert ward, und Prinzen vom Geblüt, und hohe Kronbedienten, welche auf den Einflus der Herzoge von Guiſe eiferſüchtig waren, fingen an, in Frankreich das Unterſte zu oberſt zu kehren.

Die berüchtigte Verſchwörung des d'Amboiſe iſt die erſte, die man in dieſem Lande kennen lernte. Geſchloſſne und wieder zerriſſne Ligueu, vorübergehende Bewegungen, hiziges Verfahren und Reue, ſchienen bis dahin den Karakter der Gallier ausgemacht zu haben, welche, dadurch, daß ſie den Namen Fran-

ken, und nachmals Franzosen, annamen, ihre Sitten im geringsten nicht verändert hatten. Aber bei dieser Verschwörung herrschte eine Dreistigkeit, wie bei der Verschwörung des Catilina, eine Geschäftigkeit, eine Unergründlichkeit, und eine Verschwiegenheit, die sie der Sicilischen Vesper, und der Verschwörung der Pazzi von Florenz, gleich machten. Der Prinz Louis von Condé war die unsichtbare Seele derselben, und führte diese Unternemung mit so vieler Geschiklichkeit, daß, als ganz Frankreich wusste, er war das Haupt davon, ihn doch Niemand dessen überführen konnte.

Diese Verschwörung hatte das Besondre, daß sie einigermaassen verzeihlich scheinen konnte, weil es darauf ankam, dem Herzog Franz von Gutse, und seinem Bruder, dem Kardinal von Lothringen, die Regierung zu nemen, welche beide Ausländer den König unter Vormundschaft, die Nation in der Sklaverei, und die Prinzen vom Geblüt, nebst den hohen Kronbedienten, entfernt hielten. Darin aber war sie höchst strafbar, daß sie die Rechte eines grosjährigen Königs angrif, der nach den Gesezen die Befugnis hatte, die Inhaber seiner Gewalt selbst zu wählen.

Es ist nie bewiesen worden, daß man, bei dieser Verschwörung die Absicht gehabt hätte, die Herzoge von Gulse umzubringen; weil sie sich aber würden widersezt haben, so war ihr Tod unvermeidlich. Fünfhundert Edelleute, mit guter Begleitung, und tausend entschlossne Soldaten, unter Anführung von dreissig ausgesuchten Hauptleuten, sollten sich, am bestimmten Tage, aus dem Innern der Provinzen des Königreichs zu Amboise einfinden, wo der Hof war. Die Könige hatten noch nicht die zalreiche Leibwache, die sie heut zu Tage umgiebt. Das Garderegiment ward erst von Karl'n dem IX. gestiftet. Franz der II. ward höchstens von zweihundert Bogenschüzen begleitet. Die andern Europäischen Könige hatten auch nicht mehr. Der Konnetable von Montmorenci, der hernach nach Orleans zurükkam, wo die Herzoge von Gulse, nach Franz des II. Tode, eine neue Garde errichtet hatten, jagte diese neue Soldaten weg, und drohte, sie, wie Feinde, hängen zu lassen, welche zwischen dem Könige und seinem Volke einen Schlagbaum zögen.

In dem Pallaste der Könige herrschte noch die Einfalt der alten Sitten; aber sie waren

auch nicht so sicher gegen eine entschlossne Unternemung. Es wär leicht, sich in dem Königlichen Hause der Minister, und des Königs selbst, zu bemächtigen. Der Erfolg schien sicher. Alle Verschworne beobachteten, beinahe sechs Monate lang, die tiefste Verschwiegenheit. Die Plauderei eines Anführers, Namens du Barri de la Renaudie, der sich in Paris einem Advokaten anvertraute, verriet die Verschwörung, die aber doch ausgeführt ward. Die Verschwornen fanden sich nichts desto weniger an dem bestimmten Orte ein; ihre verzweifelte Hartnäkkigkeit entsprang hauptsächlich aus Religionsschwärmerei.

Diese Edelleute waren grösstentheils Kalvinisten, welche es sich zur Pflicht machten, ihre verfolgte Brüder zu rächen. Der Prinz Louis von Condé war öffentlich zu dieser Sekte übergegangen, weil der Herzog von Guise, und der Kardinal von Lothringen, katholisch waren. Eine Hauptveränderung in der Kirche und im Staat sollte die Frucht dieser Unternemung sein.

1560. Die Guisen hatten kaum so viel Zeit, Truppen kommen zu lassen. Es standen damals im ganzen Königreiche nicht funfzehntausend Mann

in

in Reih und Gliedern; es wurden aber doch bald so viel zusammengebracht, als nötig waren, die Verschwornen aufzureiben. Da diese in abgesonderten Haufen zogen, wurden sie leicht geschlagen. Du Barri de la Renaudie fiel mit den Waffen in der Hand, und so blieben mehrere auf dem Plaze. Die Gefangnen wurden hingerichtet, und man sah in Amboise, einen ganzen Monat lang, nichts, als blutige Schafotte, und mit Leichnamen behangne Galgen.

Die entdekte und bestrafte Verschwörung diente blos dazu, die Macht dererjenigen zu vermehren, die man hatte stürzen wollen. François von Guise bekam die Gewalt der alten *Majorum Domus*, unter dem neuen Titel eines Generallieutenants des Königreichs. Aber selbst diese Gewalt des François von Guise, und der unruhige Ehrgeiz des Kardinals in Frankreich, empörten gegen sie alle Stände des Reichs, und verursachten neue Unruhen.

Die von dem Prinzen Louis von Condé immer heimlich aufgemunterten Kalvinisten griffen, in verschiednen Provinzen, zu den Waffen. Die Guisen müssen überaus mächtig und furchtbar gewesen sein, weil weder Condé,

noch sein Bruder, der König Anton von Navarra, Heinrich's des IV. Vater, noch der berühmte Admiral de Coligni, noch sein Bruder d'Andelot, General von der Infanterie, es wagten, sich öffentlich zu erklären. Der Prinz von Condé war der erste Anführer einer Partei, welcher einen Bürgerkrieg mit Furchtsamkeit zu führen schien. Er führte die Streiche, und zog die Hand zurük; und da er noch immer mit dem Hofe gut zu stehn gedachte, den er über den Haufen werfen wollte, beging er die Unvorsichtigkeit, als ein Höfling nach Fontainebleau zu kommen, zu einer Zeit, da er als Soldat an der Spize seiner Partei hätte erscheinen sollen.

Die Guisen lassen ihn in Orleans in Verhaft nemen. Man läßt ihm durch das geheime Konseil, und durch Kommissare aus dem Parlament, den Prozes machen, obgleich die Prinzen vom Geblüt das Vorrecht haben, nicht anders, als von dem Gerichtshofe der Pairs, bei versammelten Kammern, gerichtet zu werden. Aber was will Vorrecht gegen Gewalt sagen? Was bedeutet ein Privilegium, wovon man kein Beispiel hatte, als durch den Eingrif, den man ehmals in dasselbe that, als dem Her-

zoge d'Alençon der peinliche Prozes gemacht ward?

Der Prinz von Condé wird verurtheilt, 1560.
den Kopf zu verlieren. Der berühmte Kanzler de l'Hopital, dieser grosse Gesezgeber zu einer Zeit, da es an Gesezen fehlte, dieser unerschrokne Philosoph in einer Zeit der Schwärmerei und der Raserei, weigerte sich, das Urtheil zu unterschreiben. Im geheimen Konseil folgte der Graf de Sancerre diesem mutigen Beispiele. Inzwischen war man im Begrif, das Urtheil bekannt zu machen; der Prinz von Condé stand auf dem Punkt, das Leben durch Henkers Hände zu verlieren, als plözlich der junge König Franz der II., der seit langer Zeit krank, und von Kindheit an schwächlich war, in seinem siebzehnten Jahre stirbt, und seinem zehnjährigen Bruder Karl ein erschöpftes, und von Faktionen zerrissnes, Königreich hinterläßt.

Franz des II. Tod war die Rettung des Prinzen von Condé. Man lies ihn bald aus dem Gefängnis, nachdem man zwischen ihm und den Guisen eine Versöhnung veranstaltet hatte, die weiter nichts war, auch nichts sein konnte, als das Siegel des Hasses und der

Rache. Man beruft in Orleans die Stände zusammen. Bei solchen Umständen konnte nichts ohne die Stände geschehn. Die Stände übertragen der Katharine von Medicis die Vormundschaft Karl's des IX. und die Verwaltung des Königreichs, aber nicht den Titel einer Regentin. Die Stände gaben ihr sogar nicht einmal den Titel Majestät, der selbst für die Könige neu war. Es sind noch viele Briefe des Herrn de Bourdeilles vorhanden, worin Heinrich dem III. der Titel Euer Hoheit beigelegt wird.

Einunddreissigstes Kapitel.

Von Frankreich. Karl's des IX. Minderjährigkeit.

Bei allen Minderjährigkeiten der Landesherren nemen die alten Verfassungen eines Reichs, wenigstens auf eine Zeit lang, etwas an ihrer Kraft zu, wie bei einer nach des Vaters Tode versammelten Familie. Man hielt zu Orleans, und hernach zu Pontoise, die Generalversammlung der Landstände. Diese Versammlung bleibt ewig denkwürdig durch die beständige Kluft, die sie zwischen dem Degen- und der Fe-

der befestigte. Dieser Unterschied war, bis auf Konstantin's Zeiten, im Römischen Reiche unbekannt. Die Richter verstanden zu kämpfen, und die Krieger zu richten. Auch bei allen Europäischen Nationen, bis gegen das vierzehnte Jahrhundert, waren die Waffen und die Geseze in einerlei Händen.

Nach und nach wurden diese beide Geschäfte, in Spanien und in Frankreich, von einander getrennt. In Frankreich waren sie nicht gänzlich getrennt, obgleich die Parlamenter nur noch aus Männern in langen Talaren *) bestanden. Es war noch die Gerichtsbarkeit der Oberamtshauptleute übrig, so wie in verschiednen Teutschen Provinzen, oder deren benachbarten Ländern. Die Stände von Orleans glaubten, daß diese Amtleute in Soldatenkleidern sich keinen Zwang anthun, und die Geseze studiren würden; sie namen ihnen also die Rechtspflege ab, und legten sie einzig und allein ihren Stellvertretern in langen Talaren bei, und so hörten diejenigen auf, Rich-

*) Bekanntlich die Tracht der Gerichtspersonen in Frankreich. Der Uebers.

ter zu sein, die es, ihrer Stiftung nach, von jeher gewesen waren. *)

Der berühmte Kanzler de l'Hopital hatte den meisten Antheil an dieser Veränderung,

*) Diese Geschäfte konnten nur bei Völkern mit einander verbunden werden, deren Gesetze einfach waren, und die keine regulirte stehende Truppen hatten. Damals trieb ein und eben derselbe Mann wechselsweise alle Geschäfte der Gesellschaft, so wie jeder Philosoph das ganze Gebiet der Wissenschaften umfasste, da die einzelnen Theile einer jeden noch sehr wenig Ausbreitung hatten. Zu Rom fing man lange vor dem Untergange der Republik an, die Geschäfte der Soldaten und der Magistratspersonen zu trennen, ob sie gleich nie an besondre Stände gebunden gewesen waren. Ein General war der Oberrichter der Provinzen, die er regierte, ein Rechtsgelehrter kommandirte, wenn er Prätor oder Konsul geworden war, die Truppen seiner Provinz. Aber dies Ineinandergreifen der Geschäfte fand man nur bei Personen von diesem Stande. Die Rechtsgelehrten bildeten sich auf dem Forum, und die Krieger im Felde. In Frankreich also besteht das Uebel nicht darin, daß man diese Geschäfte getrennt hat, sondern daß aus denen, welche sie treiben, zwei verschiedne Stände gebildet worden sind. Wollten die Soldaten Richter sein, so wäre dies eben so lächerlich, als wenn ein Geometer die Chymie lehren wollte, aber jeder gesezmässige Unterschied, jede Absonderung in diesem Fach ist der Gesellschaft schädlich.

Anm. der Kehlschen Herausgeber.

welche zur Zeit der grösten Schwäche des Königreichs vorgenommen ward, und er hat nachher die Macht des Souveräns dadurch verstärkt, daß er auf immer zwei Geschäfte von einander trennte, welche, vereinigt, die Gewalt des Ministeriums hätten aufwiegen können. Man hat in der Folge geglaubt, daß der Adel die Geseze nicht unter Händen behalten könnte. Man hat nicht bedacht, daß das Oberhaus in England, welches aus dem einzigen eigentlichen Adel des Königreichs besteht, ein beständig dauernder Gerichtshof ist, welcher die Geseze macht, und die Gerechtigkeit handhabt. Wenn man diese grosse Veränderungen in der Verfassung eines Staats beobachtet, und benachbarte Völker sieht, welche, unter gleichen Umständen, solche Veränderungen nicht erlitten haben, so ist es klar, daß diese Völker ein andres Genie, und andre Sitten, gehabt haben müssen.

Diese Landstände zeigten, wie sehr fehlerhaft die Regierungsverwaltung des Königreichs war. Der König hatte vierzig Millionen Livres Schulden. Es war kein Geld vorhanden, und es ward nur mit äusserster Mühe aufgetrieben. Dies ist der wahre Grund des

Umsturzes von Frankreich. Hätte Kathrine von Medicis Geld gehabt, sich Diener zu erkaufen, und eine Armee zu bezalen, so wären die verschiedenen Parteien, welche den Staat beunruhigten, durch das Königliche Ansehn in Zaum gehalten worden.

Die Königin Mutter fand sich im Gedränge zwischen den Katholiken und den Protestanten, zwischen den Condés und den Guisen. Der Konnetable von Montmorenci hatte eine abgesonderte Partei für sich. Trennung herrschte am Hofe, in Paris, und in den Provinzen. Kathrine von Medicis, anstatt zu regieren, konnte wenig mehr thun, als unterhandeln. Ihr Grundsaz, alles zu entzweien, um zu herrschen, vermehrte die Verwirrung und die Widerwärtigkeiten. Sie fing damit an, die Unterredung zu Poissi, zwischen den Katholiken und den Protestanten, zu veranstalten. Das hies, die alte Religion auf's Spiel sezen, und den Kalvinisten grossen Kredit einräumen, indem man sie gegen diejenigen streiten lies, welche sich nur dazu geboren glaubten, über sie zu richten.

Während der Zeit, daß Theodor von Beza und andre Prediger, nach Poissi ka-

men, um, in Gegenwart der Königin, und eines Hofes, an welchem man Marot's Psalmen öffentlich sang, ihre Religion feierlich zu vertheidigen, kam des Pabstes Paul des IV. Legat, der Kardinal Ferrara, in Frankreich an. Weil er aber Alexander's des VI. Enkel von mütterlicher Seite war, so hatte man mehr Verachtung für seine Geburt, als Hochachtung für seine Würde, und seine Verdienste. Die Lakaien beleidigten den, der ihm das Kreuz vortrug. Man schlug, vor seinen Augen, Kupferstiche von seinem Grosvater an, nebst der Geschichte von den Missethaten und Ausschweifungen seines Lebens.

Dieser Legat hatte den General der Jesuiten Laïnes bei sich, der kein Wort Französisch verstand, und bei der Unterredung zu Poissi Italienisch disputirte. Kathrine von Medicis hatte diese Sprache bei Hofe eingeführt, und sie hatte einen grossen Einflus auf die Französische Sprache. Bei der Unterredung hatte dieser Jesuit die Dreistigkeit zur Königin zu sagen: es käme ihr nicht zu, diese Unterredung anzustellen, und sie griffe dadurch dem Pabst in seine Rechte. Indessen disputirte er doch in dieser

von ihm für ungültig erklärten Unterredung, und sagte vom Abendmal: Gott verträte die Stelle des Brods und des Weins, wie ein König, der sich selbst zu seinem Gesandten macht. Diese Kinderei erregte ein Gelächter. Seine Dreistigkeit gegen die Königin verursachte Unwillen. Kleine Dinge thun oft grossen Schaden, und, bei der damaligen Stimmung der Gemüter, trug alles zum Vortheil der neuen Religion bei.

Im Januar 1562.

Das Resultat der Unterredung, und der darauf folgenden Intriken, war ein Edikt, kraft dessen die Protestanten ausserhalb der Städte predigen konnten, und dieses Edikt, welches Frieden stiften sollte, war abermals eine Quelle bürgerlicher Kriege. Der Herzog François von Guise, der nicht mehr Generallieutenant des Königreichs war, wollte immer dessen Herr sein. Er stand schon mit dem Könige Philipp dem II. von Spanien in Verbindung, und lies sich von dem Volke, als den Beschüzer der Katholischen Religion, betrachten.

Die vornemen Herren reisten damals nicht anders, als mit zalreicher Begleitung; nicht, wie man heut zu Tage reist, in einer Post-

schäse, wo zwei oder drei Bediente voraufreiten; sondern man hatte ein Gefolge von mehr als hundert Pferden; dies war der grösste Prunk. Man schlief, selbdritte oder vierte, in Einem Bette, und bewohnte ein Zimmer am Hofe, wo Kuffer das einzige Stubengerät ausmachten. Der Herzog von Guise traf, bei Vassi, auf den Gränzen von Champagne, Kalvinisten an, welche das Vorrecht des Edikts genossen, und in einer Scheune ruhig ihre Psalmen absangen. Seine Bedienten beleidigten diese unglüklichen Leute, machten ungefähr sechszig davon nieder, und verwundeten und zerstreuten die übrigen.

Darauf empören sich die Protestanten beinahe im ganzen Königreich. Ganz Frankreich ist zwischen dem Prinzen von Condé, und François von Guise, getheilt. Kathrine von Medicis schwankt zwischen beiden. Von allen Seiten sahe man nichts, als Blutbäder und Plünderungen. Sie war damals mit dem Könige, ihrem Sohn, in Paris. Sie sieht sich daselbst ohne Gewalt, und schreibt an den Prinzen von Condé, er möchte kommen, und sie befreien. Dieser verderbliche Brief war ein Befel, den Bürgerkrieg fortzusezen, den man

chon mit der grösten Unmenschlichkeit führte. Jede Stadt war ein Kriegsschauplaz, und die Strassen Schlachtfelder, geworden.

Von der einen Seite waren die Guisen,
1562. die sich, aus Wohlstand, mit der Faktion des Konnetable von Montmorenci verbunden hatten, weil dieser des Königs Person in Händen hatte. Auf der andern Seite war der Prinz von Condé, mit den Colignis. Der König Anton von Navarra, als erster Prinz vom Geblüt, wusste, bei seinem schwachen und unentschlossnen Karakter, selbst nicht, welche Religion er hatte, und von welcher Partei er war. Auf seinen Bruder, den Prinzen von Condé, war er eifersüchtig, und dem Herzog von Guise diente er, ob er gleich denselben verabscheute. So wird er, nebst der Kathrine von Medicis selbst, zur Belagerung von Rouen mitgeschleppt, verliert, bei dieser Belagerung das Leben, und verdient aus keiner andern Ursach in der Geschichte genannt zu werden, als weil er des grossen Heinrich's des IV. Vater war.

Bis zu dem Frieden von Vervins ward der Krieg immer so fortgeführt, wie in den anarchischen Zeiten, da das zweite Geschlecht

ausging, und das dritte anfing. Man hatte von beiden Theilen sehr wenig regulirte Truppen, einige Kompagnieen Gensd'armen ausgenommen, welche die vornemsten Häupter hielten; der Sold musste blos auf die Plünderung angewiesen werden. Was die Protestantische Faktion zusammenscharren konnte, diente dazu, Teutsche kommen zu lassen, um das Königreich vollends zu Grunde zu richten. Der König von Spanien schikte seiner Seits den Katholiken kleine Beihülfen, um das Feuer zu unterhalten, wovon er Nuzen zu ziehn hofte. So kamen der Stadt Montlüc in Saintonge dreizehn Spanische Fähnriche zu Hülfe. Diese Zeiten waren unstreitig die verderblichsten der Monarchie.

Die erste förmliche Schlacht, die geliefert ward, war die Schlacht bei Dreux. Das wa- 1562.
ren nicht blos Franzosen gegen Franzosen; die Schweizer machten die grösste Stärke der Königlichen Infanterie, so wie die Teutschen der Protestantischen Armee aus. Diese Schlacht ward dadurch die einzige in ihrer Art, daß beide Generale gefangen wurden. Montmorenci, der die Königliche Armee, als Konnetable, kommandirte, und der Prinz von Condé,

wurden beide gefangen genommen. François von Guise, des Konnetable's Lieutenant, gewann die Schlacht, und Coligni, der Lieutenant des Prinzen von Condé, rettete seine Armee.

Guise war damals auf dem Gipfel seines Ruhms; immer Sieger, wo er sich nur hatte blikken lassen; machte immer die Widerwärtigkeiten des Konnetable's wieder gut, und war der Nebenbuhler desselben von Seiten der Gewalt, aber doch nicht von Seiten des Rufs. Er war der Abgott der Katholiken, allmächtig am Hofe, leutselig, freigebig, und in allen Stükken der erste Mann im Staate.

1563. Nach seinem Siege bei Dreux belagerte er Orleans, und stand schon im Begrif, die Stadt einzunemen, als er meuchlings umgebracht ward. Der Mord dieses grossen Mannes war der erste, der aus Fanatismus begangen ward. Eben die Hugenotten, die, unter Franz dem I. und Heinrich dem II., nichts konnten, als beten, und dasjenige leiden, was sie das Märtrerthum zu nennen pflegten, waren wüteude Schwärmer geworden. Sie lasen die heilige Schrift blos, um Beispiele des Mordes in derselben aufzusuchen. Poltrot de

Méré hielt sich für den von Gott gesandten Ehud, um ein Oberhaupt der Philister zu tödten. Dies ist so wahr, daß die Partei ein Gedicht zu seinem Ruhme machte, und ich habe selbst noch einen Kupferstich von ihm gesehn, mit einer Inschrift, die sein Verbrechen bis in den Himmel erhebt.

Dies war indessen das Verbrechen eines Feigherzigen; denn er stellte sich, als wenn er ein Ueberläufer wäre, und meuchelmordete den Herzog von Guise von hinten. Er hatte die Stirn, den Admiral von Coligni und den Theodor von Beza anzugeben, daß sie wenigstens seinem Verbrechen Nachsicht gegeben hätten; blieb aber im Verhör so wenig bei seiner Aussage, daß er selbst seine Betrügerei entkräftete. Coligni erbot sich sogar, nach Paris zu kommen, und sich mit diesem Elenden konfrontiren zu lassen, und bat die Königin, die Hinrichtung desselben so lange zu verschieben, bis die Wahrheit völlig ausgemittelt wäre. Man mus gestehn, daß der Admiral, ob er gleich Oberhaupt einer Partei war, niemals die geringste That begangen hatte, die ihn einer so schwarzen Niederträchtigkeit verdächtig machen konnte.

Es war noch nicht genug, daß die Teutschen und Schweizer den Franzosen halfen, sich aufzureiben; sondern die Engländer eilten auch bald genug herbei, an diesen allgemeinen Untergang Hand anzulegen. Die Protestanten hatten dreitausend Engländer in Havre de Grace eingelassen, welches Franz der I. erbaut hatte. Der Konnetable de Montmorenci, der gegen den Prinzen von Condé ausgewechselt war, hatte viel Mühe, sie daraus zu verjagen. Ein Augenblik von Friede folgte auf diese Unruhen; aber der Admiral war immer das Haupt einer grossen Partei in den Provinzen.

Karl der IX. hatte unterdessen ein Alter
1563. von dreizehn Jahren und einem Tage erlebt, und hielt sein Lit de Justice nicht in dem Parlament zu Paris, sondern in dem Parlament zu Rouen. Merkwürdig ist es, daß seine Mutter, welche nun die Regentschaft niederlegte, vor ihrem Sohne niederkniete.

Bei dieser Volljährigkeitserklärung trug sich ein Vorfall zu, wovon man noch kein Beispiel hatte. Der Kardinal Odet de Chatillon, Bischof von Beauvais, war, wie sein Bruder, Protestant geworden, und hatte sich verheuratet.

Der

Der Pabst hatte ihn aus der Zal der Kardinäle ausgestrichen; er selbst hatte diesen Titel verachtet; um aber dem Pabst zu trozen, wohnte er dieser Ceremonie in Kardinalskleidung bei. Seine Gemalin nam, als die Gemalin eines Pairs des Königreichs, ihren Siz neben dem König und neben der Königin, und man nannte sie ohne Unterschied Frau Gräfin von Beauvais, und Frau Kardinalin. Sehr merkwürdig ist es, daß er weder der einzige Kardinal, noch der einzige Bischof war, der ingeheim eine Frau hatte. Der Kardinal du Belley hatte sich mit der Frau von Chatillon verheuratet, wie Brantome erzält, der noch hinzusezt, daß kein Mensch an dieser Wahrheit zweifelte.

Frankreich war voll von solchen widersprechenden Thorheiten. Die Unordnung der bürgerlichen Kriege hatte alle Polizei, und alle Wohlanständigkeit, verdrängt. Fast alle geistliche Pfründen waren in weltlichen Händen. Abteien und Bischofthümer wurden den Töchtern zum Heuratsgut mitgegeben. Aber der Friede, das grösste aller menschlichen Güter, brachte dergleichen Abweichungen von der Re-

gel, an die man sich schon gewöhnt hatte, in Vergessenheit.

Die geduldeten Protestanten waren auf ihrer Hut, aber ruhig. Louis von Condé nam Antheil an den Festen des Hofes. Diese Windstille dauerte nicht lange. Die Partei der Hugenotten verlangte zu viel Sicherheit, und man gab ihr zu wenig. Der Prinz von Condé wollte an der Regierungsverwaltung Theil haben. Der Kardinal von Lothringen, an der Spize seines so ausgebreiteten und so mächtigen Hauses, wollte den ersten Einflus beibehalten. Der Konnetable von Montmorenci, ein Feind der Lothringer, behielt seine Gewalt bei, und theilte den Hof. Die Colignis, und andre Parteihäupter, machten sich fertig, dem Hause Lothringen Widerstand zu leisten. Jeder suchte, einen Theil der Regierung zu verschlingen. Die Klerisei von der einen Seite, und die Kalvinischen Prediger von der andern, schrieen über Religion. Gott war ihr Vorwand, und Regierungswut ihr Gott. Das vom Fanatismus berauschte Volk war das Werkzeug und das Schlachtopfer der Ehrsucht so vieler einander entgegenarbeitenden Parteien.

Louis von Condé, welcher den jungen 1567.
Franz den II. in Amboise den Guisen aus den Händen reissen wollte, will nun auch Karl'n den IX. in seinen Händen haben, und ihn in Meaux dem Konnetable von Montmorenci wegstehlen. Dieser Prinz von Condé führte genau den nemlichen Krieg, machte die nemlichen Bewegungen, und unter dem nemlichen Vorwande, wenn wir die Religion ausnehmen, als es hernach der grosse Condé, der auch Louis hies, in den Kriegen der Fronde that.

Der Prinz und der Admiral liefern die Schlacht bei Saint Denys gegen den Konnetable, der dabei, in einem mehr als achtzigjäh- 1567.
rigen Alter, tödtlich verwundet wird. Der Konnetable war am Hofe und unter den Waffen von gleicher Unerschrokkenheit, voll grosser Tugenden und grosser Fehler, ein unglüklicher Feldherr, von strengem Karakter, schwierig, und hartnäkkig, aber ein ehrlicher Mann und gros in seiner Denkart. Er wat's, der seinem Beichtvater die Antwort gab: Denkt Ihr, daß ich achtzig Jahre gelebt, und nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde zu sterben? Man brachte sein Bildnis

von Wachs, wie das Bildnis der Könige, nach Notre-Dame, und die höchsten Landesstellen wohnten seinem Leichengepränge, auf Befel des Hofes, bei; eine Ehre, die, wie fast alles andre, von dem Willen der Könige, und von Zeit und Umständen, abhängt.

Diese Schlacht bei Saint Denys war nicht entscheidend, und das machte Frankreich nur noch unglüklicher. Der Admiral von Coligni, der unerschöpflichste Mann seiner Zeit an Hülfsmitteln, lässt beinahe zehntausend Mann Teutsche aus der Pfalz kommen, ohne im Stande zu sein, sie zu bezalen. Damals sahe man, was der Fanatismus thun kann, wenn er durch Parteigeist verstärkt wird. Des Admiral's Armee brachte unter sich das Geld auf, die Pfälzische Armee zu besolden.

Das ganze Königreich wird verheert. Es ist nicht etwa ein Krieg, da eine Macht ihre Kräfte gegen eine andre aufbietet, sondern eben so viel Kriege, als Städte sind. Ueberall wüten Bürger gegen Bürger, Verwandte gegen Verwandte. Der Katholik, der Protestant, der Indifferentist, der Priester, der Bürger, keiner von allen ist in seinem Bette sicher. Die Felder werden gar nicht, oder mit dem Degen in der Hand, be-

stellt. Es wird abermals ein gezwungner Friede 1568.
geschlossen; aber jeder Friede ist weiter nichts als
ein Krieg im Stillen, und jeder Tag wird mit
Todschlag und Meuchelmord bezeichnet.

Bald wird der Krieg wieder offenbar geführt.
Nun wird Rochelle der Mittelpunkt und Haupt-
siz der Reformirten Partei und Frankreichs Genf.
Diese an der Seeküste vortheilhaft genug gele-
ne Stadt, um eine blühende Republik zu wer-
den, war es schon in mancherlei Betracht.
Nachdem sie, seit der Heurat der Eleonore
von Guienne mit Heinrich dem II., den
Engländern gehört hatte, hatte sie sich dem Kö-
nige Karl'n dem V., unter dem Beding,
übergeben, daß sie das Recht haben sollte, in
ihrem eigenen Namen Silbermünzen zu schla-
gen, und daß ihre Ratsmeister und Schöffen
adeliche Vorrechte haben sollten. Viele andre
Privilegien, und ein ziemlich ausgebreiteter Han-
del, machten sie mächtig genug, und sie blieb
es bis zur Zeit des Kardinals Richelieu. Sie
ward von der Königin Elisabet begünstigt, und
herrschte damals über Aunis, Saintonge, und
das Gebiet von Angoulesme, wo die berühmte
Schlacht bei Jarnac geliefert ward.

Der Herzog von Anjou, nachmals Heinrich der III., an der Spize der Königlichen Armee, führte den Titel eines Generals; der Marechal de Tavannes war es wirklich; er trug den Sieg davon. Der Prinz Louis von Condé ward getödtet, oder vielmehr, nach seiner Niederlage, von Montesquiou, einem Hauptmann von der Leibwache des Herzogs von Anjou, meuchlings ermordet. Coligni, den man immer den Admiral nennt, ob er es gleich nicht mehr war, sammelte die Trümmern der geschlagnen Armee, und vereitelte den Sieg der Royalisten.

Den 13ten März 1569.

Die Königin Jeanne d'Albret von Navarra, des schwachen Anton's Wittwe, stellte ihren Sohn der Armee vor, und lies denselben als Haupt der Partei anerkennen; so daß Heinrich der IV., dieser beste unter Frankreichs Königen, eben so, wie der gute König Ludwig der XII., ein Rebell war, eh' er zur Regierung kam. *) Der Admiral Coligni war

*) Er war Haupt und Verbündeter der Rebellen gegen Frankreich, denn ein König von Navarra, unumschränkter Beherrscher eines von Frankreich unabhängigen Königreichs, wenn es gleich zur Lehn geht, war nicht mehr Rebell, indem er Karl'n bekriegte, als Philipp II. un-

das wahre Haupt der Partei und der Armee, und vertrat Vaters Stelle bei Heinrich dem IV., und bei den Prinzen des Hauses Condé. Er allein trägt die Last dieser unglüklichen Angelegenheit, leidet Mangel an Gelde, und hat doch Truppen auf den Beinen; hat die Geschiklichkeit, sich Teutschen Beistand zu verschaffen, ohne ihn erkaufen zu können; wird bei Moncontour in Poitou, von der Armee des Herzogs von Anjou, abermals geschlagen, und hilft immer seiner gefallenen Partei wieder auf. 1569.

umschränkter Beherrscher von Artois und Frankreich und in dieser Qualität Vasall der Krone. Man mus auch bemerken, daß **Ludwig** XII. nur Krieg führte, um seine Verrechte und ehrgeizige Entwürfe zu unterstüzen, statt daß **Heinrich** IV. die Geseze der Nation und die Gerechtsame der Bürger vertheidigte. Die Mittel, die er dazu anwandte, konnten unrechtmässig sein, aber er bediente sich ihrer zu Gunsten einer gerechten Sache. Weder die Katholiken noch die Protestanten waren freilich nicht dazu berechtigt, einen bürgerlichen Krieg gegen einander zu führen; aber die Protestanten führten ihn nie, als um die Gewissensfreiheit aufrecht zu erhalten, die Katholiken hingegen nur, um die Handhabung einer tyrannischen Intoleranz nicht einzubüssen.

A. der Kehlschen Herausgeber.

Es gab damals keine einförmige Art, sich zu schlagen. Die Teutsche Infanterie, und die Schweizer, bedienten sich blos der langen Pi-ken. Die Französische war mehr gewohnt, Feuer-röhre und kurze Hellebarten zu führen. Die Teutsche Kavallerie hatte Pistolen; die Franzö-sische fast nichts, als Lanzen. Man stellte häu-fig Bataillonen zwischen die Schwadronen. Die stärksten Armeen waren damals noch nicht zwan-zigtausend Mann stark; mehr konnte man nicht bezalen. Tausend kleine Scharmüzel in allen Provinzen folgten auf die Schlacht bei Mon-contour.

Endlich scheint, mitten unter so vielen Ver-heerungen, ein neuer Friede dem Lande Luft zu machen; aber dieser Friede ist nur Vorbe-
1570. reitung zur Bartholomäusnacht. Dieser verabscheuungswürdige Tag ward, zwei Jahre hindurch, voraus überlegt und vorbereitet. Es lässt sich schwer begreifen, wie eine Frau, wie Katharine von Medicis, die in Ergezlichkei-ten erzogen war, und der die Partei der Hu-genotten den wenigsten Argwohn verursachte, eine so barbarische Entschliessung fassen konnte. Diese Abscheulichkeit ist, an einem Könige von zwanzig Jahren, noch auffallender. Die Fak-

tion der Guisen hatte viel Antheil an dieser Unternemung. Zwei Italiener, welche nachher Kardinäle wurden, Biragues und Rez, stimmten die Gemüter dazu.

Man suchte damals grossen Ruhm durch Ausübung der Grundsäze des Macchiavell, hauptsächlich in dem, daß man kein Laster zur Hälfte ausüben mus. Der Grundsaz, nie irgend ein Laster auszuüben, wäre sogar der Staatsklugheit gemässer gewesen; aber die Sitten waren, durch die bürgerlichen Kriege, wilder und roher geworden, troz allen Festen und Lustbarkeiten, welche Katharine von Medicis immer am Hofe unterhielt. Dieses Gemisch von Galanterie und Raserei, von Wollust und Blutvergiessen, bildet das thörichtste und widersprechendste Gemälde, in welchem sich je die Widersprüche des menschlichen Geschlechts dargestellt haben.

Karl der IX. war nichts weniger, als Soldat, aber von blutdürstigem Karakter, und ob er gleich Buhlerinnen hatte, war sein Herz doch hart und grausam. Er ist der erste König, der eine Verschwörung gegen seine Unterthanen machte. Das Gewebe ward mit einer eben so tiefen Verstellung angelegt, als die That selbst

abscheulich war. Ein einziger Umstand hätte einigen Argwohn erregen können; dieser, daß der König, als er sich einst mit der Kaninchenjagd in einem Zimmer belustigte, sich des Ausdruks bediente: Lasst sie mir alle herauskommen, damit ich sie alle todt machen kann. Auch machte sich ein Edelmann von der Partei des Coligni aus Paris fort, und sagte zu demselben, als er sich bei ihm beurlaubte: Ich entfliehe, weil man uns zu viele Liebkosungen macht.

Es ist in Europa nur gar zu bekannt, wie
1572. Karl der IX. seine Schwester mit dem Könige Heinrich von Navarra vermälte, um ihn in's Nez zu lokken; durch was für Eidschwüre er denselben sicher machte, und mit welcher Wut endlich dies Gemezel ausgeführt ward, über dessen Entwurf man zwei Jahre gebrütet hatte. Der Pater Daniel sagt, daß Karl der IX. die Komödie gut spielte, und seine Rolle vortreflich machte. Ich mag dasjenige nicht wiederholen, was die ganze Welt von diesem abscheulichen Trauerspiele weis; da eine Hälfte der Nation die andre, mit Dolch und Kruzifix in der Hand, niedermezelte, und

der König selbst mit einer Kugelbüchse auf die Unglüklichen schos, die zu entrinnen suchten.

Ich will blos einige sonderbare Umstände bemerken. Der erste ist dieser, daß Heinrich der IV., wenn man dem Herzoge von Sulli, und dem Geschichtschreiber Matthieu, glauben darf, ihnen oftmals erzält hatte, daß, als er, einige Tage vor der Bartholomäusnacht, mit dem Herzoge von Alençon, und dem Herzoge von Guise Würfel spielte, sie zweimal Blutflekken an den Würfeln sahen, und voller Schrek das Spiel verliessen.

Der Jesuit Daniel, welcher diese Thatsache aufgezeichnet hat, hätte so viel Physik gelernt haben sollen, um zu wissen, daß die schwarzen Punkte, wenn sie mit den Sonnenstralen einen Winkel machen, rot erscheinen. Das kann jederman beim Lesen erfahren; und darauf laufen am Ende alle Wunderwerke hinaus. Es war zuverlässig bei dieser ganzen Handlung kein anderes Wunder, als die religiöse Wut, welche eine Nation in reissende Thiere verwandelte, die man oft so sanftmütig und so leichtsinnig gesehn hat.

Der Jesuit Daniel wiederholt auch, daß, als man Coligni's Leichnam an dem Galgen

zu Montfaucon aufgehängt hatte, Karl der IX. seine Augen an diesem Schauspiel weidete, und sagte: Der Körper eines todten Feindes röche immer gut. Er hätte hinzusezen sollen, daß dies ein alter Einfall des Kaisers Vitellius ist, den man Karl'n dem IX. zuzuschreiben gut gefunden hat. Das Merkwürdigste aber ist, daß der Pater Daniel die Leute bereden will, daß dieses Gemezel niemals vorher überlegt gewesen sei. Es ist möglich, daß die Zeit, der Ort, die Art, und die Anzal der Schlachtopfer, in den zwei Jahren nicht bestimmt sind abgeredet worden; aber gewis ist es, daß der Entschlus, die Partei auszurotten, seit langer Zeit gefasst war. Alles, was Mezerai erzält, der ein bessrer Franzose war, als der Jesuit Daniel, und in den lezten hundert Jahren der Monarchie bei weitem der vorzüglichste Geschichtschreiber ist, lässt darüber keinen Zweifel übrig, und Daniel widerspricht sich selbst, wenn er Karl'n den IX. lobt, daß er die Komödie gut gespielt, und seine Rolle vortreflich ausgeführt hat.

An der Art, die Geschichte zu schreiben, kann man die Sitten der Menschen, und den Geist der Partei, erkennen. Daniel begnügt

sich, zu sagen, daß man in Rom den Eifer des Königs, und seine schrekliche Bestrafung der Kezer, lobte. Baronius sagt, dieses Verfahren wäre notwendig gewesen. Der Hof befal in allen Provinzen das nemliche Gemezel, wie in Paris, aber verschiedne Kommandanten weigerten sich, zu gehorchen. Ein Saint-Herem in Auvergne, ein la Gutche in Macoa, ein Vikomte d'Orte zu Bayonne, und verschiedne andere, schrieben Karl'n dem IX. mit dürren Worten: Sie wollten ihr Leben in seinem Dienst aufopfern, aber nicht Meuchelmörder in seinem Dienste werden.

Diese Zeiten waren so unglüklich, der Fanatismus, oder der Schrekken, beherrschte die Gemüter dergestalt, daß das Pariser Parlament verordnete, am heiligen Bartholomäustage jährlich eine Prozession zu veranstalten, um Gott feierlich zu danken. Der Kanzler de l'Hopital dachte ganz anders, indem er schrieb: *Excidat illa dies!* (Gott vergess' ihn unter den Tagen!) Man macht diesem Manne den Vorwurf, daß er der Sohn eines Juden, und im Grunde seinen Herzens

nicht Christ gewesen sei; aber er war ein biedrer Mann. *)

Die Prozession ward nicht gehalten, und man hatte endlich einen Abscheu davor, das Gedächtnis einer Sache zu feiern, die ewig vergessen zu werden verdiente. Aber in der ersten Hize verlangte der Hof, das Parlament sollte dem Admiral nach seinem Tode den Prozes machen, und zwei Edelleute, die seine Freunde was-

*) Es hat sich nie ein Beweis aufgefunden, daß Hopital einen Juden zum Vater gehabt hat; sein Vater, Arzt beim Kardinale de Bourbon, bekannte sich zum Christlichen Glauben. Inzwischen trieben, von der andern Seite betrachtet, viele Juden die Arzneikunst: und nie hat man, die Ursach mag sein, welche da wolle, weder den Namen noch den Stand vom Grosvater des Kanzlers in Erfahrung bringen können. Es ist übrigens höchst wahrscheinlich, daß er weder Protestant noch Katholik, sondern der Religion des Cicero, des Kato, des Mark Aurel's zugethan war, daß er einen Gott statuirte und alle Religionen für Fabeln ansah, die der gemeine Mann angenommen hat; daß er aber überzeugt war, es sei unmöglich, diese Sekten zu zerstören, ohne andre an ihre Stelle zu sezen; und daß sonach die Pflicht des aufgeklärten Mannes im Staate ist, sie für das gemeine Beste so nüzlich, oder wenigstens so wenig schädlich, als möglich, zu machen.

Anm. der Kehlschen Herausgeber.

ren, Namens Briquemant und Cavagnes, gerichtlich verurtheilen. Sie wurden, nebst dem Bildnis des Coligni, auf einer Matte zum Richtplaze geschleppt, und hingerichtet. Dies war die höchste Stufe der Abscheulichkeit, zu der Menge von Meuchelmorden noch die Förmlichkeiten der Gerechtigkeitspflege hinzuzuthun.

Wenn etwas in der Natur noch beweinenswehrter sein kann, als die Bartholomäusnacht, so ist es dies, daß dieselbe den bürgerlichen Krieg erst recht anfachte, anstatt daß sie die Unruhen mit der Wurzel ausrotten sollte. Die Kalvinisten dachten im ganzen Königreiche auf nichts anders, als wie sie ihr Leben recht theuer verkaufen wollten. Man hatte ungefähr sechszigtausend von ihren Brüdern, mitten im Frieden, niedergemezelt; und es blieben etwa noch zwei Millionen übrig, den Krieg zu führen. Neue Blutbäder folgten also auf beiden Seiten dem Blutbade der Bartholomäusnacht.

Denkwürdig war die Belagerung von Sancerre. Die Geschichtschreiber sagen, daß die Reformirten sich daselbst vertheidigten, wie die Juden zu Jerusalem gegen den Titus. Sie unterlagen, wie jene; sie erlebten daselbst die

nemlichen Drangsale, und man sagt, daß ein Vater und eine Mutter daselbst ihre eigne Tochter verzehrten. Eben das ward in der Folge von Paris erzält, welches Heinrich der IV. belagerte.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Hauptereignisse auf der Tridentinischen Kirchenversammlung, summarisch dargestellt.

Mitten unter so vielen Religionskriegen und Drangsalen ward die Kirchenversammlung zu Trient zusammenberufen. Diese Kirchenversammlung war die längste, die jemals ist gehalten worden, und demungeachtet die am wenigsten stürmische. Sie richtete keine Kirchenspaltung an, wie die zu Basel. Sie zündete keine Scheiterhaufen an, wie die zu Kostnitz. Sie nam es sich nicht heraus, Kaiser abzusezen, wie die zu Lyon. Sie ahmte nicht der Kirchenversammlung vom Lateran nach, welche dem Grafen von Toulouse das Erbtheil seiner Väter raubte; und noch weniger der Kirchenversammlung zu Rom, auf welcher Gregor der VII. Europa in Feuer und Flammen sezte, weil er sich unterstand, dem Kaiser Heinrich dem IV. seine

Besiz-

Besizthümer abzusprechen. Die dritte und vierte Kirchenversammlung zu Konstantinopel, und die erste und zweite zu Nicäa waren Schauplätze der Zwietracht gewesen. Die Kirchenversammlung zu Trient war friedlich, oder wenigstens wurden doch ihre Streitigkeiten nicht laut, und hatten keine Folgen.

Wenn es noch historische Gewisheit auf Erden giebt, so findet man sie in dem, was Zeitgenossen über diese Kirchenversammlung geschrieben haben. Der berühmte Sarpi, dieser Verfechter der Venedischen Freiheit, der unter dem Namen Fra Paolo noch bekannter ist, und sein Gegner, der Jesuit Pallavicini, stimmen in den wesentlichen Hauptsachen überein. Pallavicini rükt zwar dem Fra Paolo dreihundertundsechszig Irrthümer auf; aber was sind das für Irrthümer? Er wirft ihm Unrichtigkeiten in den Namen und in den Datis vor. Pallavicini selbst ist eben so vieler Fehler überwiesen, als sein Gegner, und wenn er gegen denselben Recht hat, so sind es Dinge, die das Rechthaben nicht belohnen. Was ist daran gelegen, ob ein nichts nüzender Brief Leo's des X. im Jahre 1516 oder 17 geschrieben worden? Ob der Nuncius Arcimboldo,

der im Norden so viele Ablässe verkaufte, der Sohn eines Mailändischen, oder eines Genuesischen, Kaufmanns war? Es ist blos daran gelegen, zu wissen, daß er Ablaskrämerei trieb. Man bekümmert sich wenig darum, ob der Kardinal Martinusius ein Mönch vom Orden des heiligen Basil's, oder ein Einsiedler vom Sankt Pauls-Orden, gewesen, wenn man nur weis, daß dieser Verfechter von Siebenbürgen gegen die Türken, auf Befel Ferdinands des I., des Bruders von Karl'n dem V., ist ermordet worden. Kurz, Sarpi und Pallavicini haben Beide die Wahrheit gesagt, aber auf verschiedne Art; der eine, wie ein freier Mensch, der einen freien Senat vertheidigte; der andre, wie ein Jesuit, der gern Kardinal werden wollte.

Seit dem Jahre 1533 schlug Karl der V. schon dem Pabste Klemens dem VII. die Zusammenberufung dieser Kirchenversammlung vor, welcher aber noch voll Schrek über Rom's Plünderung und seine Gefangenschaft war, und, aus Furcht, daß seine unechte Geburt einer Kirchenversammlung die Dreistigkeit geben möchte, ihn abzusezen, diesem Vorschlag auszuweichen

suchte, ohne daß er das Herz hatte, dem Kaiser eine abschlägige Antwort zu geben.

Der König von Frankreich Franz der I. 154[illegible] schlug Genf zum Versammlungsort vor, und zwar grade zu der Zeit, da man anfing, in dieser Stadt die Reformation zu predigen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Partei der Reformirten viel dabei verloren hätte, wenn die Kirchenversammlung wäre zu Genf gehalten worden.

Unterdessen daß man zögert, fordern die Teutschen Protestanten eine Nationalkirchenversammlung, und stüzen sich, in ihrer Antwort an den Legaten Contarini, auf die ausdüklichen Worte: Wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, so bin ich mitten unter ihnen. Man räumt ihnen ein, daß dieser Artikel wahr ist; aber wenn an hunderttausend Orten der Erde zwei oder drei Personen sich in diesem Namen versammeln, so würde dieses hunderttausend Kirchenversammlungen geben, und hunderttausend verschiedne Glaubensbekenntnisse; in diesem Falle würde nie eine Vereinigung Statt gefunden haben, aber auch niemals ein bürgerlicher Krieg entstanden sein. Die Menge der verschiednen Meinungen erzeugt notwendig Toleranz.

Der Pabst Paul der III. Farnese schlägt Vicenza vor; aber die Venediger antworten, der Divan zu Konstantinopel würde zu viel Argwohn schöpfen, wenn eine Christenversammlung auf Venedig's Grund und Boden ge-
1542. halten würde. Er schlägt Mantua vor, aber der Herr dieser Stadt fürchtet sich vor einer fremden Besazung; endlich entscheidet er sich für die Stadt Trient, und zwar dem Kaiser zu gefallen, den er sehr nötig brauchte; denn er hofte damals die Belehnung des Mailändischen für seinen Bastard Pietro Farnese zu erhalten, dem er nachher Parma und Piacenza gab.
1546. Endlich wird die Kirchenversammlung durch eine Bulle in Kraft des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, und der Apostel Peter und Paul, deren Gewalthaber auf Erden der Pabst ist, zusammenberufen, und der Kaiser, der König von Frankreich, und die übrigen Fürsten eingeladen, der Kirchenversammlung beizuwohnen. Karl der V. bezeugt seinen Unwillen darüber, daß man sich unterfteht, ihm einen König an die Seite zu sezen, und zwar einen König, der mit den Musulmanen im Bündnis steht, ungeachtet aller Dienste, die er, der Kaiser, der

Kirche geleistet. Rom's Plünderung hatte er vergessen.

Der Pabst Paul der III. glaubte damals, Franz des I. Beistand nötig zu haben, weil er seinem Bastard die Belehnung von Parma und Piacenza verschaffen wollte. Um dem Kaiser Karl'n dem V. Furcht einzujagen, der zu gleicher Zeit von den Türken und den Protestanten gedrängt ward, bedroht er ihn mit dem Schiksal des Korah, Dathan und Abiram, wenn er sich der Belehnung von Parma widersezt, mit dem Beifügen, daß die Juden zerstreut sind, weil sie den Herrn hingerichtet, und die Griechen in der Dienstbarkeit leben, weil sie dem Statthalter Christi getrozt haben.

Nach vielen Intriken versöhnt sich der Kaiser mit dem Pabst. Karl erlaubt, daß des Pabstes unechter Sohn zu Parma regiere; und Paul schikt drei Legaten nach Trient, um die Kirchenversammlung zu eröfnen, die er, von Rom aus, zu lenken gedenkt. Die Legaten sind mit einer Zifferschrift für den Pabst versehn; eine Erfindung, die damals noch wenig bekannt war, und deren sich die Italiener zuerst bedienten.

Die Legaten und der Erzbischof von Trient fangen damit an, daß sie einem jeden, der, bei Eröfnung der Kirchenversammlung, in Trient gegenwärtig sein wird, eine Befreiung aus dem Fegefeuer, auf drei Jahr und hundertundsechszig Tage, bewilligen.

1545. Der Pabst befielt durch eine Bulle, daß kein Prälat durch einen Gevollmächtigten erscheinen soll. Sogleich kommen die Bevollmächtigten des Erzbischofs von Mainz an, und werden sehr gut empfangen. Das Gesez ging nicht auf die Teutschen gefürsteten Bischöfe, die man so viel Ursach hatte, mit Schonung zu behandeln.

Paul der III. belehnte endlich seinen Sohn Pietro Ludovico Farnese, — Karl der V. sah dabei durch die Finger, — mit dem Herzogthume Parma und Piacenza, und kündigt ein Jubeljahr an.

Die Kirchenversammlung wird mit einer Predigt des Bischofs von Bitonto eröfnet. Dieser Prälat beweist, daß ein Konzilium nötig war: erstens, weil verschiedene Kirchenversammlungen Könige und Kaiser abgesezt haben; zweitens, weil Jupiter in der Aeneïde den Rath der Götter versammelt. Gott habe, bei

der Schöpfung des Menschen, und bei dem Thurmbau zu Babel, eine Kirchenversammlung gehalten. Alle Prälaten müssten sich nach Trient verfügen, wie in das Trojanische Pferd. Die Thür der Kirchenversammlung, und die Thür des Paradieses, wäre eine und eben dieselbe. Von daher flösse das lebendige Wasser, womit die Väter ihre Herzen, wie dürstende Felder, anfeuchten müssten; widrigenfalls der hetlige Geist ihnen den Mund öfnen würde, wie dem Bileam, und dem Kaïphas.

Diese Rede scheint dem zu widersprechen, was wir von dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien gesagt haben. Aber dieser Bischof von Bitonto war ein Mönch aus dem Mailändischen. Ein Florentiner, ein Römer, ein Schüler des Bembo und Casa, würde so nicht gesprochen haben. Man mus bedenken, daß der in einigen Städten blühende Geschmak sich nie über alle Provinzen verbreitete.

Die erste Sache, welche von der Kirchen- 1546.
versammlung verordnet ward, war diese, daß alle Prälaten beständig die Kleidung ihres Or-

dens tragen sollten. Sie hatten damals im Gebrauch, sich weltlich zu kleiden, ausser wenn sie Messe lasen.

Es waren damals wenige Prälaten auf der Kirchenversammlung gegenwärtig, und die mehresten grossen Bischöfe hatten Theologen bei sich, welche für sie das Wort führten. Auch waren Theologen da, die der Pabst gebrauchte.

Fast alle diese Theologen waren entweder vom Orden des heiligen Franz, oder des heiligen Dominik. Diese Mönche disputirten über die Erbsünde, troz allen Erinnerungen der Kaiserlichen Gesandten, welche sich umsonst wider dergleichen Streitigkeiten erklärten, die sie für ganz unnüz ansahen. Diese Mönche brachten die grosse Frage auf die Bahn, ob die Jungfrau, Jesu Christi Mutter, unter dem Einflus der Erbsünde von Adam geboren wäre? Die Dominikaner, als Widersacher der Franziskaner, behaupteten beständig, mit dem heiligen Thomas, sie wäre in Sünden empfangen. Der Streit war lebhaft und langwierig, und die Kirchenversammlung endigte ihn nur durch die Erklärung, man begriffe die Jungfrau nicht mit in die allen

Menschen gemeinschaftlich anklebende Erbsünde, aber man nähme sie auch nicht davon aus.

Düprat, Bischof von Clermont, verlangt hierauf, man solle für den König von Frankreich, wie für den Kaiser, beten, weil dieser König zur Kirchenversammlung eingeladen wäre. Der Antrag ward verworfen, und zwar unter dem Vorwande, daß man alsdann auch für die andern Könige beten müsste, und diejenigen erzürnen würde, die man zulezt nennte. Ihr Rang war nicht mehr bestimmt, wie ehedem.

Pierre d'Anes kommt als Gesandter 1546.
von Frankreich an. Man kennt die berühmte Antwort, die er, in einer der Sizungen, einem Italienischen Bischofe gab, der sagte, nachdem er eine Rede von ihm angehört hatte: Wahrhaftig, der Hahn kräht gut. In der Lateinischen Sprache, deren sich dieser Bischof bediente, sind die Worte Hahn und Franzose (*gallus*) gleichbedeutend. D'Anes antwortete auf dieses frostige Wortspiel: Wollte Gott! daß Peter sich, beim Krähen dieses Hahnes, bekehrte!

Hier ist auch der Ort, den Einfall des Dom Barthelemi des Märtirers an

zuführen, welcher von der Notwendigkeit einer Reformation sprach, und sagte: Die sehr erlauchten Kardinäle bedürfen einer sehr erlauchten Reform.

Die Bischöfe räumten nur ungern den Kardinälen den Rang ein, die sie nicht unter die Glieder der geistlichen Kirchenregierung mitzälten, und die Kardinäle gaben sich damals noch nicht den Titel Eminenz, den sie sich allererst unter Urban dem VIII. beilegten. Noch ist zu bemerken, daß alle Väter und Theologen dieser Kirchenversammlung in den Sizungen Lateinisch sprachen, aber doch einige Mühe hatten, einander zu verstehn, weil ein Pole, ein Engländer, ein Teutscher, ein Franzose, ein Italiener, alle eine sehr verschiedne Aussprache hatten.

1546. Eine der wichtigsten Fragen, worüber gestritten ward, war die von der Residenz und Einsezung der Bischöfe aus göttlichem Rechte. Fast alle Prälaten, ausgenommen die Italienischen, welche dem Pabste besonders anhingen, bestanden hartnäkkig darauf, daß man ihre Einsezung für göttlich erklären sollte, und behaupteten, wenn sie das nicht wäre, so hät-

ten sie auch kein Recht, die Protestanten zu verurtheilen.

Wie konnten sie aber, auf der andern Seite, aus blos göttlichem Recht eingesezt sein, da sie ihre Einsezungsbullen von dem Pabst erhielten? Wenn die Kirchenversammlung ihnen dieses Recht zusprach, so war der Pabst weiter nichts, als ein Bischof, wie sie. Sein Stuhl war der erste in der Lateinischen Kirche, aber nicht der Ursprung der übrigen Stühle; er verlor alsdann seine Gewalt; und diese Streitfrage, welche anfänglich blos theologisch zu sein schien, hatte wirklich die feinste Politik zum Grunde. Es ward lange mit vieler Beredsamkeit darüber gestritten, und keiner der Päbste, unter welchen diese lange Kirchenversammlung gehalten ward, lies dieselbe zur völligen Entscheidung kommen.

Ueber Vorherbestimmung und Gnade ward lange Zeit gestritten, und Dekrete darüber abgefasst. Dominik von Soto, ein Gottesgelehrter aus dieser Kirchenversammlung, legte, in drei Foliobänden, diese Dekrete zu Gunsten der Meinung der Dominikaner aus; aber der Bruder Andreas Vega erklärte

sie, in funfzehn Bänden, zum Vortheil der Franziskaner.

Nachher ward die Lehre von den sieben Sakramenten lange mit vieler Aufmerksamkeit untersucht, erregte aber gar keine Streitigkeiten.

Nachdem man diese Lehre dermaassen festgesezt hatte, wie sie von der ganzen Lateinischen Kirche angenommen wird, ging man zu einem kritischen Artikel über, zu der Vielheit der geistlichen Pfründen. Verschiedne Stimmen erheben sich gegen den, seit langer Zeit, eingeführten Misbrauch, so viele Prälaturen in die Hände einer einzigen Person aufzuhäufen. Man erneuert die, zu Klemens des VII. Zeiten, geführte Klagen, welcher im Jahre 1534 seinem Neffen, dem Kardinal Ippolito, den Genus aller geistlichen Pfründen des ganzen Erdbodens verlieh, welche binnen sechs Monaten erledigt wurden.

Der Pabst Paul der III. will sich die Entscheidung dieser Frage vorbehalten; aber die Väter sezen fest, daß man nicht zwei Bisthümer zugleich besizen könne. Sie geben indessen zu, daß man sie, mit Dispensation von Rom, behalten mag, und diese ist den Teutschen Prä-

laten nie verweigert worden. Daher ist es gekommen, daß ein Pfarrer nie zwei Pfarreien genieſſt, wenn auch eine jede nur hundert Thaler trägt, ein Prälat hingegen Bisthümer besizt, die Millionen tragen. Allen Fürsten, und allen Völkern, musste daran gelegen sein, diesen Misbrauch auszurotten; er ward indessen bestätigt.

Da dieser Artikel die Gemüter einigermaassen erbittert hatte, verlegt Paul der III. die Kirchenversammlung von Trient nach Bologna, unter dem Vorwande der Krankheiten, die zu Trient herrschten.

Während den beiden ersten Sizungen der Kirchenversammlung zu Bologna, wird der Päbstliche Bastard Pietro Ludovico Farneſe, Herzog von Parma, der durch seine unbesonnene Ausschweifungen und Räubereien unerträglich geworden war, zu Piacenza meuchel- 1545
mörderisch umgebracht, so wie vormals Cosmo de' Medici in Florenz, und Giuliano vor diesem Cosmo, und der Herzog Galeasso zu Mailand, und so viel andre neuere Fürsten. Es ist nicht bewiesen, daß Karl der V. an diesem Morde Theil hatte, aber er ärntete die Früchte davon gleich des folgenden

Tages ein, und der Gouverneur von Mailand nam Piacenza, im Namen des Kaisers, in Besiz.

Man kann denken, daß dieser Mord, und dieser rasche Schritt, den Pabst der Stadt Placenza zu berauben, zwischen dem Kaiser und Paul dem III. Uneinigkeiten stiftete. Diese Streitigkeiten hatten Einflus auf die Kirchenversammlung. Die wenigen Kaiserlichgesinnten Bischöfe, welche zu Trient gebliebenwaren, wollten die Väter zu Bologna nicht anerkennen.

In dieser Zeit der Zwietracht hatte Karl der V. die Protestantischen Fürsten, in der berühmten Schlacht bei Mühlberg, im Jahre 1547 geschlagen, und weil ihm alles glükte, er auch über den Pabst misvergnügt war, und von einer getrennten Kirchenversammlung nichts mehr hofte, so strebt er nach dem Ruhm, das zu bewerkstelligen, was diese Kirchenversammlung nicht gekonnt hatte, nemlich die Teutschen Katholiken und Protestanten, wenigstens auf eine Zeit lang, zu vereinigen. Er läßt die Thcologen aller Parteien arbeiten, und giebt seinen Inhalt und sein Interim heraus, als ein einstweiliges

Glaubensbekenntnis in Erwartung eines Bes-
sern. Das hies nun freilich nicht, sich für
für das Oberhaupt der Kirche erklären, wie
der König Heinrich der VIII. von England;
aber er wäre es in der That gewesen, wenn
die Teutschen eben so viel Gelehrigkeit bewie-
sen hätten, als die Engländer.

Der Grund dieser Formel Interim ist
die Römische Glaubenslehre, aber gemildert,
und in Ausdrükken erklärt, welche den Refor-
matoren nicht anstössig sein konnten. Den
Laien ward der Wein im Abendmal, und den
Priestern die Ehe erlaubt. Die ganze Welt
hätte sich daran begnügen können, wenn der
Geist der Zwietracht jemals zufrieden sein
könnte. Weder Katholiken noch Protestanten
waren damit zufrieden. Paul der III., wel- 1548.
cher sich öffentlich diesem Unternemen hätte
widersezen können, schwieg stille, weil er vor-
aus sah, daß es von selbst über den Haufen
fallen würde, und weil Englands Beispiel und
Karl's Macht ihn schrekte, wenn er es wa-
gen sollte, die Waffen eines Gregor's des
VII. und eines Innocenz des IV. gegen
den Kaiser zu gebrauchen.

Andere dringendere Sorgen, weil sie persönlicher sind, beunruhigen das Leben des Pabstes. Die Angelegenheit von Parma und Piacenza war eine der sonderbarsten und mislichsten. Karl der V., als Meister der Lombardei, hat so eben Piacenza diesem Domänenstük einverleibt, und kann ein Gleiches mit Parma thun.

Der Pabst seiner Seits will Parma mit dem Kirchenstaate vereinigen, und seinem Enkel Ottavio Farnese ein Acquivalent geben. Dieser Prinz hat sich mit einer unechten Tochter Karl's des V. vermält, der ihm Piacenza wegnimmt; und ist ein Enkel des Pabstes, der ihm Parma nemen will. Von seinem Gros- und Schwiegervater zugleich verfolgt, entschliesst er sich, Frankreich um Beistand anzusprechen, und sich seinem Grosvater, dem Pabste zu widersezen.

Den wichtigsten Streit also auf der Kirchenversammlung zu Trient erregt die Habsucht des Pabstes und des Kaisers. Ihre unechten Kinder verursachen die heftigsten Intriken, unterdessen daß die theologischen Mönche spizfündige philosophische Materien abhandeln. Der Pabst stirbt unter grossem Schmerzen und Leidwesen,

wie

wie fast alle Regenten, mitten unter den Unruhen, die sie angerichtet haben, und deren Ende sie nicht erleben. Grosse Vorwürfe, und vielleicht viel Verläumdungen, beschmizen sein Andenken.

Nach ihm wird Giovanni del Monte, unter dem Namen Julius der III. gewählt, 1551. und lässt sich gefallen, die Kirchenversammlung wieder nach Trient zu verlegen. Immer aber wird diese Kirchenversammlung durch den Streit um Parma zerstört. Ottavio Farnese besteht darauf, Parma der Kirche nicht wieder zu geben. Karl der V. ist hartnäkkig genug, Piacenza zu behalten, ohne Rükksicht auf die Thränen seiner Tochter Margarethe, Ottavio's Gemalin. Eine andre unechte Tochter kommt ihnen in die Queere, und zieht den Krieg nach Italien; nemlich Ottavio's Bruderfrau, eine Tochter des Königs Heinrich's des II. von Frankreich, und der Herzogin von Valentinois. Sie erhält ohne Mühe, daß ihr Vater Heinrich sich in den Streit mischt. Dieser König beschüzt also die Farnesen gegen Kaiser und Pabst, und der in Frankreich die Protestanten verbrennen lässt, widersezt sich der Haltung einer Kirchenversammlung gegen die Protestanten.

Unterdessen daß der Allerchristlichste König sich gegen die Kirchenversammlung erklärt, schikten einige Protestantische Fürsten ihre Gesandten dahin, nemlich der neue Herzog Moriz von Sachsen, ein Herzog von Wirtemberg, und nachher auch der Kurfürst von Brandenburg; aber diesen Ministern gefällt es dort nicht, und sie kehren bald wieder zurük. Der König von Frankreich schikt auch einen Gesandten dahin, nemlich Jacques Amiot, der durch seine Uebersezung des Plutarch's, die einen so treuherzigen Ton hat, bekannter ist, als durch diese Gesandschaft; er kömmt aber blos, um gegen die Versammlung zu protestiren.

1551. Indessen nemen zwei Kurfürsten, Mainz und Trier, ihren Siz hinter die Legaten ein. Zwei Kardinäle, als Legaten, zwei Nuncien, zwei Gesandten Karl's des V und des Römischen Königs, und einige Italienische, Spanische, und Teutsche Prälaten, sezen die Kirchenversammlung wieder in Thätigkeit.

Die Franziskaner und Dominikaner theilen wieder die Meinungen der Väter über das Abendmal und über die Prädestination. Die Franziskaner behaupten, daß der Leib Gottes im Sakrament von einem Ort zum andern übergeht;

und die Dominikaner versichern, daß er das nicht thut, sondern daß er in einem Augenblik in Brod verwandelt und transsubstantirt wird.

Die Väter entscheiden, daß der göttliche Leib, unter der Gestalt des Brods, und das göttliche Blut, unter der Gestalt des Weins, zugegen ist; daß Leib und Blut in jedem dieser Dinge, innig verbunden, ganz und ungetrennt, zugegen sind, und augenbliklich, in jedem Theilchen, und in jedem Tröpfchen, wieder hervorgebracht werden, denen man also göttliche Verehrung schuldig ist.

Unterdessen reisen der Prinz Philipp', Karl's des V. Sohn, nachmaliger König von Spanien, und der Erbprinz von Savoyen, durch Trient. In einigen die schönen Künste betreffenden Büchern steht die Nachricht, daß die Väter der Kirche diesen Prinzen einen Ball gaben, daß der Kardinal von Mantua den Ball eröfnete, und daß die Väter der Kirche, mit vieler Würde und gesezetem Ernste, tanzten. Man beruft sich, dieser Thatsache wegen, auf den Kardinal Pallavicini, und um zu zeigen, daß der Tanz nichts unheiliges sei, stüzt man sich auf das Stillschweigen des Fra Paolo,

1552. der diesen Ball der Kirchenversammlung nicht tadelt.

Es ist wahr, daß, bei den Hebräern und Heiden, der Tanz oft eine Religionsceremonie war Aber es ist nicht wahr, was man vom Pallavicini sagt, daß er dieses Tanzes der Väter Erwähnung thut. Vergebens beruft man sich auf die Nachsicht des Fra Paolo. Wenn er diesen Ball nicht tadelt, so geschieht dies, weil die Kirchenväter wirklich nicht tanzten.

Pallavicini sagt blos im funfzehnten Kapitel seines elften Buchs, daß, nach einem prächtigen Gastmal, welches der Kardinal von Mantua, als Präsident der Kirchenversammlung, gab, in einem dreihundert Schritt von der Stadt entlegnen, ausdrüklich dazu erbauten, Saale Lustbarkeiten, Gefechte und Täuze, gegeben wurden; aber er sagt kein Wort davon, daß dieser Präsident und die Kirchenversammlung getanzt haben.

Mitten unter diesen Lustbarkeiten, und den ernsthaftern Beschäftigungen der Kirchenversammlung, lässt der König Ferdinand der I. von Ungarn, Karl's des V. Bruder, den Kardinal Martinusius in Ungarn ermorden. Bei dieser Nachricht verbreitet sich Unwille und

Unruhe in der Kirchenversammlung. Die Kirchenväter überlassen die Erkennung über dieses Verbrechen dem Pabst, der nicht darüber erkennen kann. Die Zeiten des Thomas Bekket und Heinrich's des II. von England sind vorbei. Julius der III. exkommunizirt die Meuchelmörder, welche Italiener waren, und erklärt, nach einiger Zeit, den König Ferdinand, des mächtigen Karl's des V. Bruder, von aller Kirchenstrafe frei. Der Meuchelmord des berühmten Martinusius vermehrt die grosse Anzal von ungestraften Meuchelthaten, welche die menschliche Natur beschimpfen.

Grössre Unternemungen bringen nun die Kirchenversammlung in Bewegung. Die bei Mühlberg geschlagne Protestantische Partei kommt wieder zu Kräften, und steht unter den Waffen. Der neue Kurfürst Moriz von Sach- 1552.
sen belagert Augsburg. Der Kaiser wird in den holen Wegen in Tyrol überfallen, und genötigt, mit seinem Bruder Ferdinand zu entfliehen; er verliert die ganze Frucht seiner Siege. Ungarn wird von den Türken bedroht. Heinrich der II., noch immer im Bündnis mit den Türken und den Protestanten, schikt, unterdessen daß er die Kezer seines Landes verbrennen

läßt, Truppen nach Teutschland und Italien. Die Väter der Kirchenversammlung fliehen, über Hals und Kopf, aus Trient, und die Kirchenversammlung bleibt, zehn Jahre lang, vergessen.

1660. Endlich stellt, im Jahre 1560 Medechino, unter dem Namen Pius der IV., der sich für einen Zweig des Hauses der grossen Handelsleute, und eben so grossen Fürsten, de' Medici, ausgab, die Kirchenversammlung zu Trient wieder her. Er ladet alle Christliche Fürsten ein, und schikt sogar Nuncien an die zu Naumburg in Sachsen versammelten Protestantischen Fürsten. Er giebt ihnen den Titel mein geliebter Sohn; aber diese Fürsten erkennen ihn nicht für ihren Vater, und nemen seine Briefe nicht an.

1662. Die Kirchenversammlung nimmt wieder ihren Anfang mit einer Prozession von hundertundzwölf Bischöfen zwischen zwei Reihen Musketieren. Ein Bischof von Reggio predigt mit bessrer Beredsamkeit, als vormals der Bischof von Bitonto. Man kann die Macht der Kirche nicht mehr erheben, als er. Er sezt ihre Gewalt der Gewalt Gottes gleich. Denn, sagt er, die Kirche hat die Beschneidung und den Sabbat abgeschaft,

welche Gott selbst angeordnet hatte. *) In den beiden Jahren 1562 und 63, durch welche diese erneuerte Kirchenversammlung dauerte, ist fast immer Streit unter den Gesandten, wegen des Vorrangs. Die von Baiern wollten denen von Venedig vorgehn; stehn aber endlich, nach langem Streiten, zurük.

Die Gesandten der Katholischen Schweizerkantone verlangen den Rang über die des Herzogs von Florenz, und bekommen ihn auch. Einer dieser Schweizerdeputirten, Namens Melchior Luci, sagt, er wäre bereit, die Kirchenversammlung mit seinem Schwerte zu unterstüzen, und die Feinde der Kirche zu behandeln, wie seine Landsleute den Pfarrer Zwingli und seine Anhänger behandelt hätten, welche sie, der guten Sache wegen, hinrichteten und verbrannten.

Der grösste Streit aber erhub sich zwischen den Gesandten von Frankreich und Spanien.

*) Dieser Bischof hatte mehr Recht, als er selbst vermeinte; denn Jesus predigte nichts als Gehorsam gegen die Jüdische Religion; und gebot nie das Geringste von dem, was man bei den Christen ausüben sieht, das ist evident.

Anmerk. des Verf.

Der Graf von Luna, Gesandter des Königs Philipp's des II. von Spanien, will in der Messe, vor dem Gesandten Ferrier von Frankreich, beräuchert sein, und den Hostienteller küssen. Da er diese Ehrenbezeigung nicht erhalten kann, will er zugeben, daß man sich zweier Hostienteller, und zweier Räuchfässer, zu gleicher Zeit bediene. Ferrier aber ist unerweichlich. Man bedroht sich von beiden Seiten; der Gottesdienst wird unterbrochen, und die Kirche ist voller Tumult. Man legt endlich diese Streitigkeit dadurch bei, daß man die Ceremonien des Beräucherns und des Tellerküssens gänzlich abschaft.

Andere Schwierigkeiten verzögerten die Untersuchung theologischer Materien. Die Gesandten des Kaisers Ferdinand, der Karl'n dem V. gefolgt war, verlangen, daß diese Versammlung ein neues Konzilium, und nicht eine Fortsezung des ersten, sein soll. Die Legaten schlagen einen Mittelweg ein, und sagen: Wir sezen die Kirchenversammlung fort, indem wir sie ankündigen, und kündigen sie an, indem wir sie fortsezen.

Im März 1562. Die grosse Frage, wegen Einsezung und Residenz der Prälaten aus göttlichem Rechte,

wird mit vieler Hize erneuert. Die Spanischen Bischöfe, mit Hülfe einiger aus Frankreich angekommnen Prälaten, bestehn auf ihren Forderungen. Bei dieser Gelegenheit beklagen sie sich darüber, daß der Heilige Geist immer in dem Felsenfelsen des Kuriers von Rom ankommt; ein berühmter wiziger Einfall, worüber die Protestanten triumphirten.

Pius der IV., der über die Hartnäkkigkeit der Bischöfe aufgebracht war, sagt, daß jenseits den Gebirgen Feindschaft gegen den Päbstlichen Stuhl herrscht, und daß er seine Zuflucht zu einer Million Goldthaler nemen wird. Die Spanischen Prälaten beschweren sich öffentlich, daß die Italienischen Prälaten die Rechte des Bisthums verlassen, und monatlich vom Pabste sechszig Goldthaler bekommen. Die mehresten Italienischen Prälaten waren arm, und der heilige Römische Stuhl reicher, als alle Bischöfe der Kirchenversammlung zusammengenommen; er konnte ihnen daher, ohne Uebelstand, aushelfen; aber wer empfängt, ist immer der Meinung desjenigen, welcher giebt.

Pius der IV. bietet der Regentin von Frankreich, Katharine'n von Medicis, hunderttausend Goldthaler an, und noch ein Darlehn von hunderttausend Thalern, nebst einem Korps Katholischer Schweizer und Teutschen, wenn sie die Hugenotten in Frankreich ausrottet, und den Bischof Monlüc von Valencia, der im Verdacht steht, sie zu begünstigen, nebst dem Kanzler de l'Hopital, in die Bastille einsperren lässt, welcher Leztere, wie gesagt, der Sohn eines Juden sein sollte, aber der grösste Mann in Frankreich war, wenn Genie, Wissenschaft und Rechtschaffenheit, in engem Bunde, diesen Titel verdienen.

Noch verlangt der Pabst, daß man alle Gesezе der Französischen Parlamenter in Kir-
1562. chensachen aufheben soll, und in dieser Hofnung bezalt er fünfundzwanzigtausend Thaler voraus. Die Demütigung, ein solches Almosen von fünfundzwanzigtausend Thalern anzunemen, beweist, in welchem Abgrund des Elends die Französische Regierung damals herabgesunken war.

Noch eine viel grössre Schande war es, als der Kardinal von Lothringen endlich, mit einigen Französischen Bischöfen, auf

der Kirchenversammlung ankam, und sich gleich anfangs beklagte, daß der Pabst dem Könige, seinem Herrn, nicht mehr, als fünfundzwanzigtausend Thaler, gegeben hätte. Hier war es, wo der Gesandte Ferrier, in seiner Rede an die Kirchenversammlung, Karl'n den IX., der noch ein Kind war, mit dem Kaiser Konstantin verglich. Jeder Gesandte ermangelte nicht, die nemliche Vergleichung, zu Gunsten seines Herrn, anzustellen; aber die Parallele passte auf keinen. Ueberdies empfing Konstantin nie von einem Pabste fünfundzwanzigtausend Thaler, und es war doch immer ein kleiner Unterschied zwischen einem Kinde, dessen Mutter Regentin in einem Theil von Gallien war, und zwischen einem Kaiser des Orients und Occidents.

Ferdinand's Gesandten bei der Kirchenversammlung beklagten sich indessen bitter dar- 1562.
über, daß der Pabst der Krone Frankreich Geld versprochen hatte. Sie verlangten, die Kirchenversammlung sollte den Pabst, und seinen Hof, reformiren, und es sollten höchstens nur vierundzwanzig Kardinäle sein, wie die Kirchenversammlung zu Basel festgesezt hatte, und bedachten nicht, daß diese Zal ihr An-

sehn vermehrte. Noch verlangte Ferdinand der I., daß jede Nation in ihrer eignen Sprache beten, und der Kelch auch den Laien gereicht werden sollte, und daß man den Teutschen Fürsten die Herrschaft über die geistlichen Güter liesse, deren sie sich bemächtigt hatten.

Solche Vorträge that man, wenn man mit dem Römischen Stuhl unzufrieden war, und vergas sie gleich wieder, sobald man sich mit demselben wieder gesezt hatte.

Der Streit über den Kelch dauerte lange. Verschiedne Theologen versicherten, der Wein wäre nicht notwendig beim Abendmal; das Manna in der Wüsten, das Vorbild des Abendmals, wäre gegessen worden, ohne dazu zu trinken; Jonathan hätte nicht getrunken, als er seinen Honig as; Jesus Christus hätte seine Apostel als Laien behandelt, da er ihnen das Brod gab, und sie zu Priestern gemacht, als er ihnen den Wein reichte. Diese Streitfrage ward, vor der Ankunft des Kardinals von Lothringen, entschieden; hernach aber lies man dem Pabste die Freiheit, den Laien, wie er es gut finden würde, den Wein zu bewilligen, oder zu versagen.

Den 16. Juli 1562.

Die Frage vom göttlichen Rechte kam immer wieder vor, und entzweite die Kirchenversammlung. Bei dieser Gelegenheit sagte der Jesuit Laïnez, Ignazens Nachfolger im Generalat, und Päbstlicher Theologe bei der Kirchenversammlung, die andern Kirchen können den Römischen Hof nicht reformiren, weil der Sklave nicht über seinen Herrn ist.

Die Italienischen Bischöfe waren seiner Meinung; sie namen kein göttliches Recht an, als allein bei dem Pabst. Die mit dem Kardinal von Lothringen gekommnen Französischen Bischöfe vereinigen sich mit den Spanischen gegen den Römischen Hof, und die Italienischen Prälaten sagten, die Kirchenversammlung wäre *della rogna Spagnuola nel mal Francese* (aus der Spanischen Kräze in die Franzosenkrankheit) gefallen.

Man musste unterhandeln, Ränke schmie- 1563.
den, und Geld verschwenden. Die Legaten suchten, so viel als möglich, die auswärtigen Theologen zu gewinnen. Besonders war da ein gewisser Hugonis, ein Doktor der Sorbonne, der den Legaten als Spion diente. Es ward bewiesen, daß er von einem Bischofe

von Vintimiglia funfzig Goldthaler bekommen hatte, um die Geheimnisse des Kardinals von Lothringen zu verraten.

Im Oktbr. 1563. Der Französische Hof, der sich damals durch religiöse und politische Streitigkeiten erschöpft befand, war nicht einmal im Stande, seine Theologen auf der Kirchenversammlung zu bezalen. Sie gehn also alle nach Frankreich zurük, den einzigen Hugonis ausgenommen, der ein Gehalt von den Legaten zog. Neun Französische Bischöfe hatten schon die Kirchenversammlung verlassen, und es blieben nur noch achte zurük.

Die Religionsstreitigkeiten richteten damals ein Blutvergiessen in Frankreich an, wie sie Teutschland damit, zu Karl's des V. Zeiten, überschwemmt hatten. Ein vorübergehender Friede mit der Protestantischen Partei war, im März dieses 1563ten Jahres, unterzeichnet worden. Der Pabst, den dieser Friede verdros, lässt, durch die Inquisition zu Rom, den Kardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, verurtheilen, der ein erklärter Hugenotte war; aber er zog noch zehn andre Französische Bischöfe mit in diese Verurtheilung hinein, und man findet nicht, daß diese Bi-

schöfe dagegen an die Kirchenversammlung appellirten; einige davon begnügen sich damit, daß sie sich bei den Parlamentern des Königreichs dagegen verwahren. Mit Einem Worte, keine Kongregation der Kirchenversammlung erhub ihre Stimme gegen diese Vergewaltigung.

Die Kirchenväter nemen diese Zeit wahr, 1563.
um ein Dekret gegen alle Fürsten abzufassen, welche sich herausnemen, über geistliche Personen zu richten, und denselben Steuern abzufordern. Alle Gesandten widersezen sich diesem Dekret; es geht nicht durch, und der Streit wird hizig. Der Französische Gesandte Ferrier sagt in dem Tumult: Wenn Jesus Christus kommt, so müssen wir hier nicht schreien, wie jene Teufel: Las uns in die Heerde Säue fahren. Man sieht nicht recht, was diese Heerde Säue mit diesem Streit hier für eine Verbindung hatte.

Nach so vielen, immer heftigen, und durch die Klugheit der Legaten immer wieder beigelegten, Zänkereien, dringt man auf die Beendigung der Kirchenversammlung. In der vier- Den
undzwanzigsten Sizung wird festgesezt, daß 11ten Nov.
das Band der Ehe, von Adam her, unzer-

trennlich, und seit Jesus Christus ein Sakrament ist, daß der Ehebruch es nicht trennen kann, und daß es nicht anders ungültig werden kann, als durch Verwandschaft im vierten Grade, wenn der Pabst nicht dispensirt. Die Protestanten hingegen waren der Meinung, daß man seine Muhme heuraten und sich von einer ehebrecherischen Frau trennen könnte, um eine andre zu nemen.

Die Kirchenversammlung erklärt in dieser Sizung, daß die Bischöfe in Kriminalfällen von Niemanden gerichtet werden können, als von dem Pabste, dem es, bedürfenden Falls, allein zukommt, Bischöfe zu kommissarischen Richtern zu ernennen. Diese Rechtslehre wird aber in den meisten Gerichtshöfen, und besonders in Frankreich, nicht angenommen.

1563. den 23sten Dec. In der leztern Sizung wird der Bannfluch wider alle diejenigen ausgesprochen, welche die Anbetung der Heiligen verwerfen, welche behaupten, man müsse einzig und allein Gott anbeten, und welche glauben, daß Gott den schwachen und stumpfsinnigen Fürsten nicht ähnlich ist, die man nicht anders sprechen kann, als durch Vorschub ihrer Höflinge.

Fluch

Fluch wider diejenigen, welche die Reliquien nicht anbeten, sondern glauben, daß die Gebeine der Todten mit dem Geiste, der sie beseelte, keine Gemeinschaft haben, und mit keiner innern Kraft begabt sind. Fluch wider diejenigen, die das Fegefeuer läugnen, diese alte Lehre der Aegypter, Griechen, und Römer, welche von der Kirche ist geheiligt worden, und von einigen einem gerechten und gnädigen Gott, welcher züchtigt und verzeiht, für anständiger gehalten wird, als die ewigdauernde Hölle, welche das unendliche Wesen, als unendlich unversöhnlich, anzukündigen scheint.

In allen diesen Bannflüchen werden weder die Augsburgischen Konfessionsverwandten, noch die Anhänger eines Kalvin und Zwingli, noch die Mitglieder der Anglikanischen Kirche, namentlich aufgeführt.

In eben dieser Sizung wird den Mönchen im sechszehnten, und den Nonnen im zwölften Jahre, erlaubt, das Gelübde abzulegen; eine Erlaubnis, welche der Staatspolizei für höchstnachtheilig gehalten wird, aber ohne welche die Klösterlichen Orden bald erlöschen würden.

Ferner wird für die Gültigkeit des Ablasses entschieden, dieser ersten Quelle der Streitigkei-

ten, um welcher willen diese Kirchenversammlung waren zusammenberufen worden; aber der Verkauf desselben verboten. Indessen wird er noch immer, aber zu sehr wohlfeilem Preis zu Rom verkauft, und in einigen kleinen Katholischen Schweizerkantonen, das Stük um sechs Kreuzer, wieder ausgehökt. Den grösten Vortheil bringt dieser Handel im Spanischen Amerika, wo man mehr Geld, und weniger Verstand, hat, als in den kleinen Kantonen.

1563. Zum Schlus ward endlich den Bischöfen empfohlen, königlichen Ministern, und Herren von Adel, niemals den Vorrang über sich zu gestatten.

Das Kirchenversammlungsprotokoll ist unterschrieben von vier päbstlichen Legaten, elf Kardinälen, fünfundzwanzig Erzbischöfen, hundertundachtundsechszig Bischöfen, sieben Aebten, neununddreissig Bevollmächtigten abwesender Bischöfe, und sieben Ordensgeneralen.

Man bediente sich bei demselben nicht der Formel: Es hat dem heiligen Geiste und uns gut gedäucht; sondern: In Gegenwart des heiligen Geistes hat es uns gut gedäucht.

Der Kardinal von Lothringen erneuerte den alten Zuruf der ersten Griechischen Kirchenversammlungen. Er rief aus: Langes Leben dem Pabste, dem Kaiser, und den Königen! Die Väter der Kirche wiederholten die nemlichen Worte. In Frankreich beschwerte man sich darüber, daß er den König, seinen Herrn, nicht genannt hätte, und man merkte von Stund an, wie sehr dieser Kardinal sich fürchtete, Philipp den II. zu beleidigen, der die Ligue unterstüzte.

So endete sich diese Kirchenversammlung, welche, mit Einschlus ihrer Unterbrechungen, von ihrer Zusammenberufung an, einen Zeitraum von einundzwanzig Jahren hindurch, gedauert hatte. Die Theologen, welche keine beratschlagende Stimme hatten, trugen daselbst die Glaubenslehrsäze vor; die Prälaten thaten den Ausspruch; die Päbstlichen Legaten lenkten die Stimmen, beruhigten die Murrenden, stillten die Erbitterungen, wichen allem aus, was dem Römischen Hofe anstössig sein konnte, und blieben immer Meister von allem.

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Von Frankreich unter Heinrich dem III. Seine Versezung nach Polen. Seine Entweichung. Seine Rükkehr nach Frankreich. Sitten damaliger Zeit. Ligue. Meuchelmorde. Ermordung des Königs. Merkwürdige Anekdoten.

Mitten unter diesen Unglüksfällen und Streitigkeiten, wird der Herzog von Anjou, der, bei den Schlachten von Jarnac und Moncontour, sich in Europa einigen Namen gemacht hatte, zum König von Polen erwählt. Er sah diese Ehrenbezeugung für eine Verbannung an. Er ward zu einem Volke berufen, dessen Sprache er nicht verstand, und das damals für ein Volk Barbaren gehalten ward, und das zwar nicht so unglüklich war, als die Franzosen, nicht so schwärmerisch, nicht so unruhig; aber doch weit roher.

Das dem Herzoge von Anjou ausgesezte Jahrgeld trug ihm mehr ein, als die Polnische Krone; denn es belief sich auf zwölfmalhunderttausend Livres; und dies entlegne Königreich war so arm, daß man im Wahldiplom festsezte, daß der König diese seine zwölfmalhunderttausend Livres in Polen verzehren sollte.

Voller Betrübnis begiebt er sich in dies fremde Land. Bei alle dem verlor er in Frankreich nichts, was seiner Bedaurung wehrt gewesen wäre. Der Hof, den er verlies, ward von eben so vielen Streitigkeiten zerrissen, als das Uebrige des Königreichs. Alle Tage gab es theils wirkliche, theils eingebildete, Verschwörungen, Zweikämpfe, Meuchelmorde, und Verhaftungen ohne alle Förmlichkeit und Ursach, die noch schlimmer waren, als die Unruhen, die den Grund dazu hergaben. Man sahe nicht so viele vorneme Häupter auf dem Blutgerüste fallen, als in England, aber es gab mehr heimliche Ermordungen, und man fing auch schon an, mit dem Gifte bekannt zu werden.

Als indessen die Polnischen Gesandten nach Paris kamen, um Heinrich dem III. zu huldigen, veranstaltete man ihnen die glänzendste und sinnreichste Lustbarkeit. Sechszehn Damen vom Hofe, welche die sechszehn Hauptprovinzen von Frankreich vorstellten, tanzten ein Ballet mit vielen Verwandlungen, nach dessen Endigung sie dem Könige von Polen, und den Gesandten, goldne Denkmünzen überreichten, worauf die Erzeugnisse geprägt waren, die jede Provinz auszeichnen.

1574. Kaum sieht sich Heinrich der III. auf den Polnischen Thron verpflanzt, so stirbt Karl der IX. in einem Alter von vierundzwanzig Jahren und einem Monate. In einem Alter, in welchem die Bürger seiner Hauptstadt noch minderjährig sind, hatte er seinen Namen schon der ganzen Welt verhasst gemacht. Ungemein selten ist die Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte. Sein Blut flos ihm aus allen Schweislöchern. Dieser Zufall, wovon man einige Beispiele hat, ist die Frucht entweder einer übertriebnen Furcht, oder einer stürmischen Leidenschaft, oder eines heftigen und gallsüchtigen Temperaments. Das Volk aber, und hauptsächlich die Protestanten, hielten ihn für die Wirkung der göttlichen Rache. Diese Meinung wäre wenigstens nüzlich gewesen, wenn sie den Vergewaltigungen dererjenigen hätte Einhalt thun können, welche mächtig und unglüklich genug sind, nicht unter der Botmässigkeit der Geseze zu stehn.

Sobald Heinrich der III. den Tod seines Bruders erfährt, entweicht er aus Polen, wie man aus einem Gefängnisse entwischt. Er hätte den Polnischen Senat dahin vermögen können, zuzugeben, daß er sich zwischen diesem

Königreiche und seinen Erbstaaten theilte, wovon so viele Beispiele vorhanden sind; aber er eilte, aus diesem damals wilden Lande zu entfliehen, um in seinem Vaterlande Unglüksfälle, und eine Todesart aufzusuchen, die nicht minder traurig war, als alles, was man bisher in Frankreich gesehn hatte.

Er verlies ein Land, wo die Sitten rauh waren, aber einfach, und wo Unwissenheit und Armut ein zwar trauriges, aber auch von grossen Verbrechen freies, Leben gewährten. Der Französische Hof hingegen war ein Sammelplaz von Luxus, Intriken, Galanterieen, Ausgelassenheiten, Komplotten, Aberglauben, und Atheismus. Katharine de' Medici, des Pabstes Klemens des VII. Nichte, hatte die Gewohnheit des Päbstlichen Hofes eingeführt, alle Hofbedienungen zum feilen Kauf zu stellen. Die auf eine Zeitlang nuzbare, auf die Dauer aber immer gefährliche, Hülfsquelle, die Staatseinkünfte an Privatpersonen zu verkaufen, welche das Geld vorschossen, war auch eine Erfindung, die sie aus Italien mitgebracht hatte.

So waren auch die abergläubische Sterndeuterkunst, die Hexereien und Zaubereien, Früchte ihres Vaterlands, die sie nach Fran-

reich hinübergepflanzt hatte. Denn obgleich das Genie der Florentiner schon seit langer Zeit die schönen Künste wieder in's Leben zurükgerufen hatte, so hatten sie doch bei weitem noch keine Kenntnis von der wahren Philosophie.

Die Königin hatte einen Sterndeuter, Namens Luca Gaurico, mitgebracht, der zu unsern Zeiten, als ein elender Marktschreier, sogar vom Pöbel wäre verachtet worden, damals aber einen sehr wichtigen Mann vorstellte. Liebhaber von Seltenheiten heben noch Ringe mit Sternbildern, und andre Talismane, aus der damaligen Zeit auf. Man hat noch die berüchtigte Schaumünze, auf welcher Katharine ganz nakt, zwischen den Sternbildern des Widders und Stiers, vorgestellt wird. Sie hat in der einen Hand einen Spies, und in der andern ein Herz. Ueber ihrem Kopfe steht der Name Ebulläus Asmodäus; im Abschnitte der Name Oriel.

Nie stand der Aberwiz der Zaubereien in grösserm Ansehen. Es war etwas Gewöhnliches, Bilder von Wachs zu machen, die man durchstach, und dabei unverständliche Worte hersagte. Man glaubte, dadurch seine Feinde um's Leben zu bringen; und man ward durch den

schlechten Erfolg nicht klüger. Man brachte einen Florentiner Cosmo Ruggiert auf die Folter, weil er im Verdacht stand, durch solche Zaubereien Karl'n dem IX. nach dem Leben gestanden zu haben. Einer dieser Zaubrer, der zum Scheiterhaufen verurtheilt ward, sagte im Verhör aus: es gäbe mehr als dreissigtausend solcher Menschen in Frankreich.

Diese Tollheiten waren mit tausenderlei Andachtsübungen verbunden, und diese Andachtsübungen mit den zügellosesten Ausgelassenheiten untermischt. Die Protestanten hingegen, welche sich der Reform rühmten, sezten den Sitten des Hofes die strengste Lebensart entgegen, und straften den Ehebruch mit dem Tode. Schauspiele und Lustbarkeiten waren ihnen eben so verhasst, als die gottesdienstlichen Gebräuche der Römischen Kirche; Messe und Zaubereien standen bei ihnen in gleichem Rang. In Frankreich gab es also damals zwei Nationen, die gänzlich von einander verschieden waren, und man konnte um so weniger eine Wiedervereinigung hoffen, als die Hugenotten, besonders seit der Bartholomäusnacht, den Anschlag gefasst hatten, sich zu einer Republik zu machen.

Der König von Navarra, der nachmals Heinrich der IV. ward, und der Prinz Heinrich von Condé, des bei Jarnac ermordeten Ludwig's Sohn, waren die Häupter der Partei; aber sie waren, seit dem Blutbade, am Hofe, als Gefangne, zurükgehalten worden. Karl der IX. hatte ihnen die Wahl gelassen, ihre Religion zu verändern, oder das Leben zu verlieren. Prinzen, die fast allemal die Religion ihrem Interesse unterordnen, entschliessen sich selten zum Märtrerthum. Heinrich von Navarra, und Heinrich von Condé, waren Katholiken geworden; aber kurz vor Karl's des IX. Tode war Condé aus dem Gefängnis entwischt, hatte die Römische Religion in Strasburg abgeschworen, flüchtete in die Pfalz, und suchte, nach dem Beispiele seines Vaters, bei den Teutschen Hülfe für seine Partei.

Heinrich der III. konnte, bei seiner Rükkehr nach Frankreich, dem Lande wieder aufhelfen. Es war mit Blut besprüzt, und zerrissen, aber doch nicht zerstükkelt. Pignerol, und das Marquisat von Saluzzi, mithin die Pforten von Italien, gehörten noch dazu. Eine erträgliche Regierungsverwaltung kann, in wenigen Jah-

ren, die Wunden eines Landes heilen, das einen fruchtbaren Boden, und betriebsame Unterthanen, hat. Heinrich von Navarra war noch immer in den Händen der Königin Mutter, welche Karl der IX., bis zur Zurükkunft des neuen Königs, zur Regierungsverweserin ernannt hatte. Die Protestanten verlangten nichts, als Sicherheit ihres Vermögens und ihrer Religion; und ihr Anschlag, eine Republik zu errichten, konnte nie gelingen, wenn die höchste Gewalt weder zu weichlich, noch zu strenge, gehandhabt ward. Es war leicht, sie im Zaum zu halten. Dies war immer die Meinung der klügsten Köpfe, eines Kanzlers de l'Hopital, eines Paul de Foix, eines Christoph de Thou, des Vaters des beredten und wahrheitliebenden Geschichtschreibers, eines Pibrac, und eines Harlai; aber die Günstlinge glaubten, bei dem Kriege zu gewinnen, und gaben also der Entschlieſſung zum Kriege den Ausschlag.

Der König hatte also kaum Lyon errreicht, als er, mit den wenigen Truppen, die man ihm zugeführt hatte, die Städte mit gewafneter Hand einnemen wollte, die er, mit einem geringen Aufwande von Staatsklugheit, hätte zu ihrer Schuldigkeit bringen können. Er musste

es merken, als er, mit den Waffen in der Hand, in eine kleine Stadt, Namens Livron, einziehen wollte, daß er nicht die klügste Partei ergriffen hatte; denn ihm ward von der Stadtmauer zugerufen: Kommt nur näher, Ihr Würger! Ihr Meuchelmörder! Ihr sollt uns nicht schlafend finden, wie den Admiral. *)

Er hatte damals nicht so viel, daß er seine Soldaten besolden konnte. Sie gingen aus einander. Er konnte noch von Glük sagen, daß er unterwegs nicht angegriffen ward. Er eilte nach Rheims, um sich salben zu lassen, und

*) Aus den damals herauskommenden Schriften scheint es, daß die öffentliche Stimme Heinrich III. anklagte, er habe seiner Mutter geholfen, Karl's IX. Abneigung gegen das Blutbad der Bartholomäusnacht überwinden. Die Gewissensangst dieses unglüklichen Fürsten, sein ausserordentlicher Tod hatten den ganzen Has über dieses abscheuliche Verbrechen auf Katharine und Heinrich III. gewälzt, der sich überdies durch seinen Aberglauben und durch seine Sitten verächtlich gemacht hatte.

Auf seinem Marsch durch die Dauphiné, plünderte Montbrün das Gepäk seiner kleinen Armee; und als man ihm darüber Vorwürfe machte, gab er zur Antwort: Krieg und Spiel machen die Menschen gleich.

Anm. der Kehlschen Herausgeber.

unter diesen traurigen Umständen seinen Einzug in Paris zu halten; mitten unter den Unruhen eines bürgerlichen Krieges, den er, bei seiner Ankunft wieder angefacht hatte, und den er hätte erstikken können. Er wusste weder die Hugenotten im Zaum zu halten, noch die Katholiken zufrieden zu stellen, noch seinen Bruder, den Herzog von Alençon, damaligen Herzog von Anjou, in Ehrfurcht zu halten, noch seine Finanzen einzurichten, noch eine Armee in Zucht und Ordnung zu erhalten; er wollte unumschränkt sein, und wandte kein Mittel an, es zu werden.

Seine schändliche Ueppigkeiten mit seinen Günstlingen machten ihn verhasst; sein Aberglaube, und seine Prozessionen, womit er seine anstössige Lebensart zu verdekken suchte, aber nur noch vermehrte, machten ihn verächtlich; seine Verschwendungen zu einer Zeit, wo man das Gold blos dazu hätte anwenden sollen, Eisen dafür anzuschaffen, entkräfteten sein Ansehn. Polizei, Gerechtigkeit, war nirgends in seinen Staaten. Man erschlug, man meuchelmordete seine Lieblinge vor seinen Augen, oder sie würgten sich unter einander in ihren Schlägereien. Sein eigner Bruder, der Katholische Her-

zog von Anjou, verbindet sich gegen ihn mit dem Kalvinistischen Prinzen Heinrich von Condé, und lässt Schweizer kommen, unterdessen daß Condé mit seinen Teutschen in Frankreich einrükt.

Bei einer solchen Anarchie zwingt Heinrich Herzog von Guise, Franzens Sohn, ein reicher und mächtiger Herr, der das Haupt des Hauses Lothringen in Frankreich geworden war, und den ganzen Einflus seines Vaters hatte, überdies auch vom Volke angebetet und vom Hofe gefürchtet ward, den König, ihm das Kommando über die Armeen zu geben. Sein Interesse erforderte es, daß alles in Unruhe und Verwirrung sein musste, damit er dem Hofe immer unentbehrlich sein möchte.

Der König spricht die Stadt Paris um Geld an, und bekommt zur Antwort: sie hätte, binnen funfzehn Jahren, an ausserordentlicher Beisteuer, sechsundreissig, und die Klerisei sechszig, Millionen hergegeben; die Felder wären von den Truppen verwüstet, die Stadt aber durch die Raubgier der Finanzbedienten ausgesogen, und die Kirche durch Pfründenwucher und

öffentliches Aergernis geschändet. Statt Beistandes also wird er mit Beschwerden abgespeis't.

Unterdessen entwischt endlich der junge Heinrich von Navarra vom Hofe, wo er noch immer ein Gefangner war. Als Prinzen vom Geblüt konnte man ihn daselbst fest halten; aber man hatte nicht das geringste Recht über die Freiheit eines Königs; denn das war er wirklich von Niedernavarra, und Obernavarra gehörte ihm, als nächstem Erben. Er wendet sich nach Guienne. Die von Condé herbeigeführten Teutschen rükken in Champagne ein, und der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, ist unter den Waffen.

Die Verheerungen, die man unter Karl'n dem IX. erlebt hatte, nemen wieder ihren Anfang, und nun thut der König, mittelst eines schimpflichen Vergleichs, wofür man ihm keinen Dank weis, was er, gleich bei seiner Thronbelangung, als weiser Monarch, hätte thun sollen. Er schenkte den Frieden, und räumte weit mehr ein, als man im Anfange würde verlangt haben, nemlich freie Religionsübung für die Reformirten, Tempel, Synoden, und Besezung der Kammern in den Parlamentern von

Paris, Toulouse, Grenoble, Aix, Rouen, Dijon, und Rennes, halb mit Katholiken, und halb mit Reformirten.

Er misbilligt öffentlich die Bartholomäusnacht, an welcher er nur zu viel Theil genommen hatte. Er erläßt den Kindern derjenigen, welche bei diesen Blutbädern sind ermordet worden, die Steuern auf sechs Jahre, stellt das Andenken des Admirals Coligni wieder in Ehren her, und um das Maas seiner Demütigung recht voll zu machen, verstehr er sich dazu, die Teutschen Truppen des Pfalzgrafen Kasimir zu bezalen, die ihn zu diesem Frieden zwangen. Weil er aber nicht so viel Geld hatte, sie zu befriedigen, läßt er sie, drei Monate lang, in Champagne und Bourgogne auf Diskrezion leben. Endlich schikt er dem Pfalzgrafen sechsmalhunderttausend Thaler durch Bellievre. Kasimir behält den Abgeordneten des Königs, als Geissel wegen der noch rükständigen Bezalung, bei sich, und führt ihn gefangen nach Heidelberg, wo er die erpresste Beute aus Frankreich, unter Pauken- und Trompetenschall, auf Wagen, von Ochsen gezogen, denen man die Hörner vergoldet hatte, im Triumphe einbringen läßt.

Dieses

Dieses Uebermaas von Beschimpfung machte den Herzog Heinrich von Guise so dreist, die Ligue zu errichten, wozu sein Oheim, der Kardinal von Lothringen, den Entwurf gemacht hatte, und sich, auf den Trümmern eines so unglüklichen, und so schlecht regierten Königreichs emporzuschwingen. Alles athmete damals Faktionen, und Heinrich von Guise war recht dazu geschaffen. Er hatte, wie man sagt, alle die grossen Eigenschaften seines Vaters, mit einem weit zügellosern und schlauern Ehrgeiz, dem jede List zu Gebote stand. Er fesselte, wie sein Vater, alle Herzen. Von Beiden sagte man, daß, in Vergleich mit ihnen, alle Prinzen Pöbel wären. Man rühmte die Grosmut seines edlen Herzens; die hatte er aber eben nicht sehr bewiesen, als er, in der Strasse Betisi, den Körper des Admirals Coligni mit Füssen trat, den man vor seinen Augen aus dem Fenster geworfen hatte.

Der erste Antrag zur Ligue ward in Paris gemacht. Man lies, bei den eifrigsten Bürgern, Zettel umlaufen, welche ein Vereinigungsprojekt enthielten, um die Religion, den König, und die Freiheit des Staats zu vertheidigen; das heisst, durch die Waffen der Religion den Kö-

nig und den Staat zugleich zu unterdrükken. Hernach ward die Ligue zu Peronne, und fast in der ganzen Picardie, feierlich unterschrieben. Bald nachher treten auch die übrigen Provinzen dazu. Der König von Spanien beschüzt sie, und in der Folge wird sie von den Päbsten bestätigt.

Der König, der sich zwischen den Kalvinisten, die zu viele Freiheit verlangen, und den Liguisten, die ihm die seinige rauben wollen, im Gedränge befindet, glaubt einen feinen Staatsstreich zu machen, wenn er selbst die Ligue unterschreibt, aus Furcht, unter derselben zu erliegen. Er erklärt sich für das Haupt derselben, und macht sie dadurch nur noch dreister. Er
1576. sieht sich genötigt, wider seinen Willen, den Frieden zu brechen, den er den Reformirten bewilligt, ohne zur Erneurung des Krieges Geld zu haben. Er beruft die Landstände in Blois zusammen; man verweigert ihm aber die Hülfsgelder, die er zu diesem Kriege verlangt, zu welchem ihn doch die Stände selbst gezwungen hatten. Er kann nicht einmal die Erlaubnis erhalten, sich, durch Veräusserung seiner Domänen, zu Grunde zu richten.

Er bringt indessen doch eine Armee zusammen, und richtet sie auf einem andern Wege zu Grunde, dadurch, daß er die Einkünfte der Krone verpfändet, und neue Bedienungen errichtet. Die Feindseligkeiten werden von allen Seiten erneuert, und dabei immer am Frieden gearbeitet. Der König hatte nur Geld und eine Armee haben wollen, um sich nicht mehr vor den Guisen fürchten zu dürfen. Sobald aber der Friede geschlossen ist, verbringt er diese geringe Hülfsquellen mit Lustbarkeiten, Festen, und Verschwendungen für seine Lieblinge.

Ein solches Königreich war nicht leicht anders, als mit Eisen und Gold, zu regieren. Beides konnte Heinrich der III. nur mit Mühe anschaffen. Man sieht mit Erstaunen, wie viel Mühe es ihm kostete, in seiner dringendsten Not dreizehnmalhunderttausend Franken, auf sechs Jahre, von der Klerisei, zu bekommen, und einige neue Geldedikte im Parlament registriren zu lassen, und mit welcher Raubgier der Marquis d'O, als damaliger Finanzminister, diesen Unterhalt von geringer Dauer verschlang.

Der König regierte gar nicht. Die Katholische Ligue, und die konföderirten Protestanten, bekriegten sich in den Provinzen wider seinen

Willen. Anstekkende Krankheiten, und Hungersnot, gesellten sich zu so vielen andern Widerwärtigkeiten, und mitten unter diesen Landplagen und Bedrängnissen macht er einen Joyeuse und d'Epernon zu Herzogen und Pairs, um dem Herzoge von Guise Günstlinge entgegensezen zu können, giebt ihnen den Rang über ihre alte Pairs, und verwendet vier Millionen auf die Vermälung des Herzogs von Joyeuse, den er mit der Schwester der Königin, seiner Gemalin, verheuratet, und ihn zu seinem Schwager macht. Neue Auflagen zur Bezalung seiner Verschwendungen erregen allgemeinen Unwillen. Hätte der Herzog von Guise auch keine Ligue gegen ihn gemacht, so war des Königs Betragen schon hinlänglich, eine hervorzubringen.

Zu eben dieser Zeit geht sein Bruder, der Herzog von Anjou, nach den Niederlanden, um mitten unter einer eben so verderblichen Verheerung, ein Fürstenthum zu suchen, welches ihm, einer unüberlegten Tyrannei wegen, entging. Da Heinrich der III. seinem Bruder erlaubte, Philipp dem II die Niederländischen Provinzen zu entreissen, und sich an die Spize der Misvergnügten in Flandern zu stellen, so

kann man wohl denken, daß der König von Spanien die Ligue in Frankreich aufmunterte, welche mit jedem Tage stärker ward. Auf was für Hülfsquellen konnte sich der König gegen dieselbe verlassen? Er glaubte, sie darin zu finden, daß er Brüderschaften von Büssenden stiftete, Mönchszellen zu Vincennes für sich, und die Mitgenossen seiner Wollüste, bauen liess, öffentlich zu Gott betete, und unterdessen heimlich die Natur schändete, sich in einen weissen Sak kleidete, eine Geissel und einen Rosenkranz in seinem Gürtel trug, und sich Bruder Heinrich nannte. Selbst dieses erregte den Unwillen der Liguisten, und vermehrte ihren Mut. Man predigte in Paris öffentlich gegen seine anstössige Andächtelei. Die Faktion der Sechszehn entstand unter dem Herzog von Guise, und Paris gehörte, nur noch dem Namen nach, dem Könige.

Heinrich von Guise, der nun Herr von der Katholischen Partei geworden war, hatte schon Geld und Truppen von seiner Partei, und grif die Freunde des Königs von Navarra an. Dieser Prinz, der, wie der König Franz der I., der grosmütigste Ritter seiner Zeit war, erbot sich, diesen grossen Streit dadurch auszu,

machen, daß er sich mit dem Herzog von Guise schlüge, entweder Mann gegen Mann, oder zehn gegen zehn, oder in einer selbst beliebigen Anzal. Er schreibt an seinen Schwager Heinrich den III., führt ihm zu Gemüte, daß die Ligue nur auf ihn und seine Krone zielt, weit mehr, als auf die Hugenotten; zeigt ihm den vor seinen Füssen gesfneten Abgrund, und bietet ihm Hab' und Gut und Leben zu seiner Rettung an.

Aber zu eben der Zeit läßt der Pabst Sixt der V. auf den König von Navarra, und den Prinzen von Condé die berüchtigte Bulle blizen, worin er sie das verfluchte Bastardgezüchte des Bourbonschen Hauses nennt, und sie aller ihrer Rechte und aller Succession verlustig erklärt. Die Ligue weis diese Bulle gelten zu machen, und zwingt den König, seinen Schwager zu verfolgen, der ihm zu Hülfe eilte, und den Herzog von Guise zu unterstüzen, der ihn mit aller Ehrerbietigkeit vom Thron stossen wollte. Dies ist der neunte bürgerliche Krieg seit Franz des II. Absterben.

Heinrich der IV. (denn wir müssen ihn schon so nennen, weil dieser Name so berühmt

und so beliebt geworden ist,) hatte zu gleicher Zeit gegen den König von Frankreich, gegen seine eigne Gemalin Margarethe, und gegen die Ligue, zu kämpfen. Margarethe rief dadurch, daß sie sich gegen ihren Gemal erklärte, jene alte Zeiten der Barbarei zurük, wo die Exkommunikazionen alle Bande der Gesellschaft zerrissen, und einen Fürsten seinen nächsten Verwandten abscheulich machten. Von nun an zeigte sich dieser Fürst als einen grossen Mann, und trozte dem Pabst in Rom selbst, wo er an den öffentlichen Plätzen eine Schrift anschlagen lies, in welcher er Sixten den V. förmlich Lügen strafte, und wegen der gedachten Bulle an den Gerichtshof der Pairs appellirte.

Es kostete ihm nicht viel Mühe, seine unbesonnene Gemalin zu verhindern, sich des Gebiets Agenois zu bemächtigen, welches sie besezen wollte; und was die Königliche Armee betrifft, die man, unter den Befelen des Herzogs von Joyeuse gegen ihn anrükken lies, so weis ein jeder, wie er dieselbe bei Coutras schlug, indem er, an der Spize seiner Truppen, wie ein Soldat fochte, mit eigner Hand Gefangne machte, und nach dem Siege eben

Im Oktbr. 1587.

so viel Menschlichkeit und Bescheidenheit, als in der Schlacht selber Tapferkeit, bewies.

Diese Schlacht erwarb ihm mehr Ruhm, als wirkliche Vortheile. Seine Armee war nicht die Armee eines Souveräns, der sie besoldet, und immer unter der Fahne hält; sondern das Heer eines Parteihaupts, welches keine feststehende Besoldung hat. Die Hauptleute konnten ihren Soldaten nicht verwehren, nach Hause zu gehn, und ihre Aernte zu besorgen; sie selbst mussten auf ihre Landgüter zurükgehn. Man legt Heinrich dem IV. zur Last, daß er die Frucht des Sieges dadurch verscherzte, daß er nach Bearn ging, die Gräfin von Grammont zu besuchen, in die er verliebt war. Man bedenkt nicht, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, seine Armee in seiner Abwesenheit thätig sein zu lassen, wenn er sie hätte zusammenhalten können.

Heinrich von Condé, ein Prinz, der in seinen Sitten eben so streng, als der Navarrer verliebt, war, verlies die Armee, eben so wie er, und ging, so wie er, auf seine Güter, nachdem er einige Zeit in dem Ländchen Poitou geblieben war; und das thaten alle seine Offiziere, die sich mit einem Eide ver-

banden, sich den zwanzigsten November wieder auf dem Sammelplaz der Truppen einzufinden. Dies war die damalige Art, Krieg zu führen.

Aber der Aufenthalt des Prinzen Condé zu Saint Jean d'Angeli war eine der unglüklichsten Begebenheiten in diesen abscheulichen Zeiten. Kaum hat er mit seiner Gemalin Charlotte de la Trimouille, bei seiner Zurükkunft, zu Abend gespeist, als er von tödtlichen Zukkungen befallen wird, die seinem Leben, binnen zwei Tagen, ein Ende machen. Der blosse Stadtrichter in Saint Jean d'Angeli lässt die Prinzessin in Verhaft nemen, verhört sie, und macht ihr den Kriminalprozes. Im Jäner 1588.

Er verurtheilt einen jungen Edelknaben, Namens Permillac de Belle-Castel, in Kontumaz, und lässt des Prinzen Haushofmeister Brillaud hinrichten, der, nachdem das Urtheil von Kommissaren, die der König von Navarra selbst ernannt hatte, war bestätigt worden, von vier Pferden zerrissen wird.

Die Prinzessin appellirt an den Gerichtshof der Pairs. Sie war schwanger, ward

nachher für unschuldig erklärt, und die gegen sie aufgenommene Akten wurden verbrannt. Es wird nicht undienlich sein, auch hier das in so vielen Büchern wiederholte Mährchen zu widerlegen, daß die Prinzessin, vierzehn Monate nach dem Tode ihres Gemals, von dem Vater des grossen Condé sei entbunden, und daß die Entscheidung der Sorbonne wäre verlangt worden, ob dies Kind ein rechtmässiges sei. Nichts ist unwahrer, und es ist hinlänglich bewiesen, daß dieser neue Prinz von Condé, sechs Monate nach seines Vaters Tode, auf die Welt gekommen ist.

Wenn Heinrich von Navarra bei Coutras Heinrich's des III. Armee schlug, so zerstreute der Herzog von Guise seiner Seits zu gleicher Zeit eine Teutsche Armee, die sich mit dem Navarrer vereinigen wollte, und bewies, bei dieser Begebenheit eben so viele Klugheit und Geschiklichkeit, als Heinrich der IV. Mut bewiesen hatte Die Niederlage bei Coutras, und der Ruhm, den der Herzog von Guise erfochten hatte, waren zwei neue Unglüksfälle für den König von Frankreich.

Guise verabredet, mit allen Prinzen seines Hauses, eine Vorstellung an den König,

worin derselbe ersucht wird, die Kirchenversammlung von Trient öffentlich bekannt machen zu lassen, die Inquisition einzuführen, die Güter der Hugenotten, zum Vortheil der Häupter der Ligue, zu konfisziren, derselben neue Sicherheitspläze anzuweisen, und seine Günstlinge zu verbannen, die man namentlich anzugeben sich vorbehält. Jedes Wort dieser Bittschrift war eine Beleidigung. Das Volk zu Paris, und insonderheit die Sechszehn, beschimpften öffentlich die Lieblinge des Königs, und bezeigten wenig Ehrfurcht selbst gegen seine Person.

Nichts beweist deutlicher die elende Verfassung der Regierungsverwaltung, als ein kleiner Umstand, aus welchem die Unglüksfälle dieses Jahres entsprangen. Der König, um den Unruhen vorzubeugen, die er in Paris voraussieht, verbietet dem Herzoge von Guise, nach Paris zu kommen. Er schreibt zu dem Ende zwei Briefe an denselben, und befielt, zwei Kuriere damit abzufertigen. Man findet zu dieser notwendigen Ausgabe kein Geld verrätig, mus also die Briefe auf die Post geben, und der Herzog von Guise kommt

nach Paris, unter dem scheinbaren Vorwand, daß er den Befel nicht erhalten hat.

Darauf erfolgen die Barrikaden. Es wäre überflüssig, hier zu wiederholen, was so viele Geschichtschreiber von diesem Tage umständlich erzält haben. Wer weis nicht, daß der König seine Hauptstadt verlies, und vor seinem Unterthan entfloh; daß er die zweite Ständeversammlung in Blois veranstaltete, wo er den Herzog von Guise, und seinen Bruder, den Kardinal, meuchlings ermorden lies, nachdem er mit ihnen das Abendmal genossen, und auf die Hostie geschworen hatte, sie immer zu lieben.

Im Decbr. 1588.

Die Geseze sind eine so ehrwürdige und heilige Sache, daß Heinrich der III., wenn er nur wenigstens den Schein davon beibehalten hätte, und wenn er, wie er es füglich thun konnte, seine Rache, als er den Herzog und den Kardinal, auf dem Schlosse zu Blois, in seiner Gewalt hatte, unter einige Justizförmlichkeiten verstekt hätte, seinen Ruhm, und vielleicht auch sein Leben, rettete. Aber der Meuchelmord eines Helden und eines Priesters

machten ihn zum Abscheu in den Augen aller Katholiken, ohne ihn im geringsten furchtbarer zu machen.

Ich halte es für meine Pflicht, hier einen Irrthum zu berichtigen, der sich in vielen Büchern findet, und vornemlich im *Etat de la France*, einem Buche, das öftere Auflagen erlebt. Man behauptet in demselben, der Herzog von Guise wäre von den wirklichen Kammerjunkern des Königs umgebracht worden; und der Schreier Maimbourg giebt in seiner *Histoire de la ligue* vor, daß Lognac, der Anführer der Meuchelmörder, erster Kammerjunker war. Alles das ist falsch. Die Register der Rechnungskammer, die aus dem Brande sind gerettet worden, und die ich zu Rate gezogen habe, beweisen, daß der Marechal von Rez, und der Graf von Villequier, die aus der Zal der ordentlichen Kammerjunker genommen wurden, den Titel der ersten Kammerjunker führten, und daß dieses eine, unter Heinrich dem II., zum Besten des Marechals von Saint André, neugemachte Bedienung war.

Eben diese Register enthalten die Namen der ordentlichen Kammerjunker, welche damals

aus den vornemsten Häusern des Königreichs waren. Sie waren, unter Franz dem I., den Kammerherren, so wie diese den Burgrittern, gefolgt. Die Edelleute, welche den Herzog von Guise ermordeten, und eigentlich die Fünfundvierzig hiessen, waren eine, von dem Herzoge d'Epernon neuerrichtete, Kompagnie, die aus dem Königlichen Schaz, auf jedesmalige Anweisung dieses Herzogs, bezalt ward, und von ihren Namen findet sich kein einziger unter den Kammerjunkern.

Lognac, Saint Capautet, Alfrenas und Herbelade, waren arme Gaskognische Edelleute, welche d'Epernon dem Könige zugebracht hatte, Handleute, Dienstleute, wie man sie damals nannte. Jeder Prinz, jeder grosse Herr, hatte, in unruhigen Zeiten, dergleichen Leute um sich. Durch Leute dieser Art hatte das Haus Guise den Saints-Maigrin, einen von Heinrich's des III. Lieblingen, ermorden lassen. Diese Sitten waren sehr verschieden von dem edlen Wahnsinn der alten Ritterschaft, und von den Zeiten einer grosmütigern Barbarei, in welchen man seine Streitigkeiten, in geschlossnen Schranken, mit völlig gleichen Waffen, ausmachte.

Die Macht Einmal gefaſſter Meinungen iſt ſo gros bei den Menſchen, daß eben die Meuchelmörder, welche ſich gar kein Gewiſſen daraus gemacht hatten, den Herzog von Guiſe auf das feigherzigſte zu morden, ſich weigerten, ihre Hände mit dem Blute ſeines Bruders, des Kardinal's, zu beflekken. Man muſſte vier Soldaten vom Garderegiment nemen, die ihn in eben dem Schloſſe mit Hellebarden umbrachten. Zwiſchen dem Tode beider Brüder waren zwei Tage verlaufen, welches unwiderſprechlich beweiſt, daß der König Zeit genug gehabt hätte, ſich hinter einigem Schein von Förmlichkeiten einer übereilten Juſtiz zu verſtekken.

Es fehlte ihm aber nicht allein an der Geſchiklichkeit, ſich dieſer notwendigen Larve zu bedienen, ſondern er handelte auch wider ſich ſelbſt dadurch, daß er nicht augenbliklich mit ſeinen Truppen auf Paris losging. Er mochte ſeiner Mutter, der Königin Katharine, ſo viel vorſagen, als er wollte, daß er alle ſeine Maasregeln genommen hätte; ſeine Maasregeln gingen alle auf Rache, keine einzige auf's Regieren. Er blieb in Blois, und beſchäftigte ſich unnüzerweiſe mit Unterſuchung der Staatspapiere,

unterdessen daß Paris, Orleans, Rouen, Dijon, Lyon und Toulouse, sich fast zu gleicher Zeit empören, als wenn sie sich verabredet hätten. Er wird blos als ein Meuchelmörder und Meineidiger betrachtet.

Der Pabst exkommunizirt ihn. Dieser Bann, der zu andern Zeiten wäre mit Verachtung aufgenommen worden, wird, unter diesen Umständen, fürchterlich, weil er mit dem öffentlichen Rachgeschrei zusammentrift, und Gott und Menschen zusammen zu vereinigen scheint.
1589. Siebzig in der Sorbonne versammelte Doktoren erklären ihn des Throns verlustig, und die Unterthanen ihres Huldigungseides entledigt. Die Priester versagen den Beichtenden, die ihn für einen König anerkennen, die Absolution. Die Faktion der Sechszehn schleppt die der Monarchin günstigen Parlamentsglieder in die Bastille. Die Wittwe des Herzogs von Guise fordert Gerechtigkeit, wegen der Ermordung ihres Gemals und ihres Schwagers Auf den Antrag des Generalprokurators ernennt das Parlament zwei Räte, Courtin und Michon, welche den Kriminalprozes gegen Hein-

rich von Valois, gewesnen König von Frankreich und Polen, instruiren.

Dieser König war so blind zu Werke gegangen, daß er noch nicht einmal eine Armee hatte. Er schikte Sauci nach der Schweiz, Soldaten anzuschaffen, und beging die Niederträchtigkeit, an den Herzog von Mayenne, der schon das Oberhaupt der Ligue war, zu schreiben, und ihn zu bitten, daß er den Meuchelmord seines Bruders vergessen möchte. Er lies durch den Päbstlichen Nuntius mit ihm sprechen, und Mayenne gab dem Nuntius zur Antwort: Ich werde dem elenden Menschen nie vergeben. Die Briefe, welche von dieser Unterhandlung zeugen, sind noch heut zu Tage in Rom vorhanden.

Der König wird endlich gezwungen, seine Zuflucht zu eben dem Heinrich von Navarra zu nemen, der sein Ueberwinder, und sein rechtmässiger Thronfolger, war, und den er, gleich zu Anfang der Ligue, hätte zu seiner Stüze wählen sollen, nicht allein als den Einzigen, dem an Aufrechthaltung der Monarchie gelegen sein musste, sondern auch als einen Prinzen,

dessen Offenherzigkeit ihm bekannt, dessen Seele über sein Jahrhundert erhaben war, und der sein Recht als mutmaslicher Kronerbe nie würde gemisbraucht haben.

Mit Hülfe des Navarrers, und mit der Anstrengung seiner Partei, bekommt er eine Armee. Die beiden Könige rükken vor Paris. Ich will hier nicht wiederholen, wie Paris, durch Heinrich's des III. Ermordung, befreit ward. Ich will blos, mit dem Präsidenten de Thou, bemerken, daß, als der Dominikaner Jacques Clement, dieser fanatische Priester, der von seinem Prior Bourgoin, von seinem Kloster, und von dem Geiste der Ligue, aufgemuntert, und mit den Sakramenten versehen war, sich um die Audienz meldete, in der Absicht, ihn meuchelmörderisch zu entleiben, der König sich freute, ihn zu sehn, und sagte: sein Herz klopfe jedesmal vor Vergnügen, wenn er einen Mönch erblikke. Ich will meine Leser nicht mit so bekannten umständlichen Erzählungen ermüden, nicht alles wiederholen, was man in Paris und Rom vornahm; mit welchem Eifer man das Bildnis des Königsmörders in Paris auf den Altären ausstellte; in Rom die Ka-

Dingstags den 1sten Aug. 1589.

nonen löste, und dem Mönche eine Lobrede hielt. Aber das mus angemerkt werden, daß dieser Elende, in der Meinung des Pöbels, ein Heiliger und ein Märterer war, weil er das Volk Gottes von dem tyrannischen Verfolger befreit hatte, dem man keinen andern Namen gab, als Herodes.

Der König Heinrich der III. von Frankreich hatte zwar nicht die geringste Aehnlichkeit mit diesem Palästinischen Zaunkönige; aber der gemeine Pöbel, der immer dumm und barbarisch zugleich ist, hatte sagen gehört, das Herodes alle kleine Kinder eines Landes hatte würgen lassen, und gab dieserhalb Heinrich dem III. diesen Namen. Clement war, in seinen Augen, ein vom Geiste Gottes getriebner Mann; er war einem unvermeidlichen Tode entgegengegangen, seine Obern, und alle, die er zu Rate gezogen, hatten ihm, im Namen Gottes, befolen, diese heilige That zu vollbringen. Sein auf Abwege geleiteter Verstand war in dem Falle der unüberwindlichen Unwissenheit. Er war innerlich überzeugt, daß er sich Gott, der Kirche, und dem Vaterlande, aufopferte;

kurz, nach der Meinung seiner Theologen, eilte er zur ewigen Herrlichkeit, und der gemeuchelmordete König war ein Verdammter. Eben so hatten einige Kalvinistische Theologen von Poltrot gedacht; eben das hatten die Katholiken von der Ermordung des Prinzen von Oranien gesagt.

Es war kein Katholisches Land, Venedig ausgenommen, wo das Verbrechen des Jacques Clement nicht heilig gepriesen ward. Der Jesuit Mariana, der für einen klugen Geschichtschreiber galt, drükt sich in seinem Buche von der Einsezung der Könige folgendergestalt aus: Jacques Clement machte sich einen grossen Namen. Mord ward durch Mord versühnt, und das Königliche Blut flos dem abgeschiedenen Geiste des treulos gemeuchelmordeten Herzogs von Guise zum Opfer. So starb Jacques Clement, Frankreich's ewiger Ruhm, in einem Alter von vierundzwanzig Jahren. Der Fanatismus ging in Frankreich so weit, daß man das Bildnis dieses Meuchelmörders auf die

Altäre sezte, mit der Unterschrift: Heiliger Jacques Clement, bitte für uns!

Eine lange Zeit unbekannt gebliebne Thatsache ist die Form des Urtheils gegen den Leichnam des königemörderischen Mönches. Sein Prozes ward von dem Marquis de Richelieu, Grand-Prevot von Frankreich, und Vater des Kardinals, geführt. Der Generalprokurator La Guele, der ein Augenzeuge der Mordthat gewesen war, und den Bruder Clement zu Heinrich dem III. hingeführt hatte, weit entfernt, bei dieser Prozesführung sein Amt zu verrichten, trat blos als Zeuge auf, und machte seine Aussage, wie alle andere. Heinrich der IV. war es selbst, der das Urtheil sprach, daß der Leichnam des Mönchs geviertheilt und verbrannt werden sollte, nach der Meinung seines Konseils, unterzeichnet: Rusé.

Nicht so bekannt ist es, daß ein andrer Dominikanermönch, Namens Jean le Roy, den Kommandanten von Coutance in der Normandie ermordet hatte, und daß Heinrich der

Zu St. IV. auch diesen Elenden, an eben dem Tage richtete, da er Clement's Urtheil sprach. Er

Cloud den 2ten Aug. 1589.

verurtheilte den Mönch Jean le Roy, daß er in einen Sak gestekt, und in den Flus geworfen werden sollte, welches auch, zwei Tage nachher, zu Saint Cloud vollzogen ward. Ein solches Urtheil, und eine solche Todesstrafe, war etwas höchst seltnes; aber die Verbrechen, die man zu ahnden hatte, waren noch weit erstaunlicher.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

S. 14 Z. 7 statt: solchem l. solchen.
S. 33 Z. 3 statt: die dem l. die den.
S. 38 Z. 7 von unten statt einer l. einem.
— — Z. 6 von unt. statt: Eiländern l. Eiländer.
S. 74 Z. 3 von unten statt: Mainokwurzel l. Maniokwurzel.
S. 93 die lezte Zeile statt: ihrer l. in ihrer.
S. 152 Z. 16 statt: seine l. seiner.
S. 176 Z. 8 statt: Wesentlichen l. Weltlichen.
S. 180 Z. 13 statt: Stelle l. Stellung.
S. 210 Z. 5 von unten statt: Hustum l. Husum.
S. 232 Z. 5 von unten statt: Ezerum l. Erzerum.
S. 242 Z. 2 statt: ihn dem l. ihm den.
S. 243 Z. 7 von unten statt: gewonnen l. gewannen.
S. 247 Z. 2 statt: sezen l. sezt.
S. 342 Z. 13 statt: durch l. man durch.
S. 350 Z. 7 statt: Depositar l. Depositare.
S. 397 lezte Zeile statt: seinen l. seines.

XXXXX (Bd. 4-10) 1.92

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, 1694-1778

Voltair's sämmtliche Schriften

Bd.: 8.

Berlin (1787)
Opp. 448-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603743-6
VD18 8003439X-001